A. James Gregor

*

RASSE und VOLK

ALBRECHT WIRTH

Halle a. S. 1914 --- Verlag von Max Niemeyer

Arthur von Wallpach

gewidmet

Inhalt.

Seite

Auftakt 1
Ursprung des Rassegefühls 4
Forscher 8
Pfadfinder 8
Gobineau 15
Worte und Werke 24
Orientalisches 28
Demokratisches 31
Die Philologen 31
Die Anthropologen 34
Die Psychologen 38
Goethe 42
Bismarck 43
Nietzsche 45
Erziehliche Geschichtsschreibung 52
Theorie 56
Was ist Rasse? 56
Sprache 59
Trombetti 65
Was ist Volk? 71
Mischung und Entmischung 74
Rasse und Kultur 84
Religionen und Rassen 96
Irrtümer der Theorie 104
Fehler der Beobachtung 104
Fehler des Urteils 106
Überarier 114
Die Fata Morgana der Urheimat 136
Die Urheimat der Indogermanen 141
Das Genie 146
Herrscher und Nationen 149
Von den Ahnen des deutschen Kaisers 152
Praxis 158
Zucht 158
Volksvermehrung und Geburtenrückgang 165

Seite

Politik 185
Volksseele und Diplomatie 185
Die politische Bedeutung der Rassenmischung 195
Nationalismus 200
Antisemitismus 205
Ziffern. Gelbe und Schwarze 214
Ostarier 216
Die Zahl der Slaven 217
Die Zahl der Germanen 217
Die Zahl der Romanen 220
Was ist deutsch? 224
Deutsche Art 224
Der Werdegang unserer Kultur 227
Kulturstufe der alten Deutschen 238
Arier und Anarier. Zahlenverhältnis 241
Die Etrusker 247
Das Bernsteinvolk 250
Der Lautwandel im Deutschen 253
Teutonen 255
Deutsche Flüsse 257
Anarische Stämme 259
Städtenamen 274
Nord und Süd 275
War Christus Arier? 278
Die Charri 278
Rasse und Glaube 279
Die Arier in Galiläa 280
Ortsnamen von Galiläa und seiner Nachbarschaft 283
Charakter der Galiläer 284
Schlußfolgerungen 285
Eine gelehrte Ansicht 287
Nationalitätenkämpfe 289
Panslavismus und Staatspolitik 318
Die gelbe Gefahr 323
Rassenklüfte 323
Kultur des Orients 325
Die gelbe Gefahr. Religiös 329
Wirtschaftlich 330
Militärisch 332
Imperialismus 334
Industriepolitik und Siedlungspolitik 348

Auftakt.

Du siehst einen Krieger auf schäumendem Rappen dahersprengen — zwingende Kraft. Du siehst ein Lächeln das Auge der geliebten Frau, den Mund eines freudigen Kindes umspielen — entzückende Anmut. Hundert Zentner Wissenschaft könnten solche Kraft und solche Anmut weder erzeugen noch ersetzen. Luther handelte nach der Überzeugung: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Das hatte er nicht in der Klosterschule gelernt. Bismarck erklärte: Ich habe mir von ganz Europa nicht imponieren lassen. Dazu hat ihn nicht die Arbeit in staubiger Amtsstube befähigt. Die haßte er vielmehr tödlich.

Die kapitolinische Venus — Rasse. Der Theoderich Vischers, die strengen Ritter Maisons, die Miß Grant Hubert Herkomers — edelste Rasse. Aber auch ein Zigeuner, der unterm Baume sein Leben verraucht, verfiedelt, verschläft, er ist ebenso ein ganzer Kerl wie der Buschmann, der keinem Menschen und nicht einmal einem Orte untertan sein will und daher, von unbezähmbarer Freiheitslust getrieben, jeden Abend einen andern Schlafplatz wählt. Selbst gegen ihn, den Buschmann, den letzten auf der Stufe der Völker, wie kümmerlich nimmt sich das rassenlose Gemisch des Großstadtpöbels aus! Er hat Luft und Licht und schweift nach Gefallen durch die weitesten Räume; sie, die Tschandala der Weltstadt, hausen in dumpfen Hinterhausdachkammern, in feuchten Kellern.

Kein falscher, kein leerer Wort ist jemals gesprochen worden, als das von der Gleichheit der Menschen. Und doch beruht auf dem Worte die Hälfte heutiger Weltanschauung und Staatskunst. Ja noch mehr! Sogar die Kluft zwischen Mann und Weib versuchen sie jetzt auszufüllen; auch die Frau verlangt gleiche Rechte, will wie der Mann leben. Die Natur und alle Erfahrung der Geschichte weiß aber nur

von Ungleichheit. Die ganze Welt besteht aus Höhen und Tiefen, aus Abweichungen und Gegensätzen, aus Licht und Dunkel und aus den unzähligen Arten und Abarten der Geschöpfe und Pflanzen. Alle Kunst besteht darin, Widerstrebendes zu gefälliger Schönheit zusammenzuzwingen, aber das Widerstreben, das Kämpfen, das Abweichen, die Differenz muß vorher da sein, sonst entstünde keine Spannung und ohne Spannung kein Drama. Die Baukunst ist die Kunst der Gegensätze; sie sucht die sanfte Neigung und das Steile, sie liebt das Flachräumige und das Ragende. Die Tonkunst beruht nicht minder auf Ungleichheit und Gegensatz; sie ist die Freundin versöhnender Dissonanzen, sie ermutigt glühende Liebe und stürmischen Haß. So ist denn auch der Staat auf lauter Ungleichheiten aufgebaut. Es wäre unerträglich, es wäre öde und zum Verzweifeln einförmig, wenn es anders wäre. Der Staat hat mit dem Widerstreit der Klassen seine Hauptarbeit, und er ist verschieden je nach der Art des Volkes, das den Staat und seine Formen ersonnen hat. Engländer würden niemals einem afrikanischen Tyrannen gehorcht haben; umgekehrt hätte nie ein Neger oder ein Buschmann einen Staat des Abendlandes gründen können. Ebenso ist die Religion der Südvölker himmelweit verschieden von dem Glauben der Nordleute. Ein Chinese, ein Indianer, ein Araber richtet sich sein Leben ganz anders ein, als ein Westarier.

Wen die Erfahrung nicht belehrt, den überzeugt der Augenschein. Ein Neger ist einmal kein Weißer, und auch einen Juden kennt man leicht. Und wie steht es bei den Einzelnen innerhalb derselben Blutsgemeinschaft? Von der Distel kann man keine Feigen pflücken, noch Äpfel vom Eichbaum. Die Adler erzeugen junge Adler, der Welp kommt vom Wolf, von der Viper die Schlangenbrut. Keine Erziehung kann das ändern, kein Schicksal macht das ungeschehen. Gleichermaßen hat der Held Helden zu Söhnen (wenn anders die Gattin gleichgeartet ist), der Neiding aber und der Weichling pflanzt Niedres in seinen Kindern fort; wie Horaz sagt:

Fortes creantur fortibus et bonis
est in iuvencis, est in equis patrum
virtus, neque imbellem feroces
progenerant aquilae columbam.

Christus fragt: Wer aber ist unter euch, der seiner Länge eine Elle zusetzen möge, ob er gleich darum sorget? Ähnlich meint Goethe:

Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist!

Alle Eroberer Ägyptens hat der Fellache aufgesogen und sich angeähnlicht. Die Germanin von heute erschauen wir schon in der „Thusnelda", jener wunderbaren Büste der römischen Kaiserzeit. Die Keltengesichter von heute offenbaren sich bereits in den umbrischen Denkmälern des dritten vorchristlichen Jahrhunderts. Die Züge heutiger Juden enträtseln wir mit Staunen in den Gesichtern uralter Hetiter. Schädel des 5., ja des 15. und sogar des 150. Jahrtausends sind vielfach wie Schädel der Gegenwart. Die Unverwüstlichkeit der Rasse fühlte der Buddhismus, als er predigte, daß Jahrmillionen nötig seien, um die Triebe auszulöschen, fühlte Leibniz, als er die Unzerstörbarkeit und Ewigkeit der Monade verkündete. Wieviel weniger ist es in einem kurzen Leben möglich, die Rasse zu überwinden! So rief schon Mephisto:

O glaube mir, der manche tausend Jahre
An dieser harten Speise kaut,
Daß von der Wiege bis zur Bahre
Kein Mensch den alten Sauerteig verdaut!

Die Anlage, die Triebe und die geistigen Gaben, sie sind „kernfest und auf die Dauer". Die Anlage aber ist bei jedem Einzelnen und bei jedem Volke ungleich. Das ist ein Axiom. Wer es leugnet, hat keine Augen zu sehen, keine Ohren zu hören und keine Nase zum Riechen. Einem solchen Kinde der Finsternis haben wir denn auch nichts zu sagen. Wir halten es mit Bulwer, der in seinem „Zannoni" schreibt:

Eine Nation, die nach Gleichheit strebt, taugt nicht zur Freiheit. Durch alle Schöpfung hindurch, vom Erzengel Michael bis zum armseligen Wurm, vom Olymp herab bis zu dem kleinsten Kieselstein, vom strahlenden, vollendeten Planeten bis zum Nebel, der sich durch Jahrtausende hindurch zur bewohnbaren Welt erhärtet, gilt als erstes Gesetz „Ungleichheit" . . . Universelle Gleichheit der Intelligenz, des Geistes,

des Genies, der Tugend! — Kein Lehrer für die Welt, kein Mensch, weiser und besser als die anderen, wäre es nicht ein unmöglicher Zustand? Was für hoffnungslose Aussichten für die Menschheit! Nein — solange die Welt besteht, wird die Sonne die Spitzen der Berge vergolden, ehe sie auf die Ebene niederscheint. Verbreite heute alles Wissen, das die Erde birgt, ganz gleichmäßig über alle Menschheit: morgen werden doch einige darunter weiser sein als die übrigen. — Und das ist kein unbarmherziges Gesetz, es ist ein Gesetz voller Liebe; das wahre Gesetz, welches zur Verbesserung und Vervollkommnung führt. Je weiser die Wenigen in einer Generation sind, desto weiser wird die Menge in der nächsten sein.

Ursprung des Rassegefühls.

Lange bevor es wissenschaftlich formuliert und bewiesen werden konnte, ist das Rassengefühl, die Gloria sanguinis, bei den Völkern und bei den Einzelnen lebendig gewesen. Die Juden stellten eine Völkertafel auf und wiesen Sem die vornehmste Stätte darin an. Die Perser sprachen von Ariern und Anariern, die Griechen von Barbaren, die Chinesen von den „Schwarzhaarigen" oder den „hundert Familien" gegenüber den Wilden in der „Wüste der Schriftlosigkeit". Freilich waren sich die Perser offenbar nicht klar darüber, wer denn eigentlich zu den Anariern gehöre; wahrscheinlich verstanden sie die Nichtperser und vielleicht noch die Nichthindu darunter. Ebenso war der Barbar lediglich der Nichtgrieche. Es war ein Begriff der Abstammung, allein ebensosehr der Gesinnung und der Gesittung. Der Ägypter, dessen überlegene Weisheit man mit Scheu verehrt, ist kein Barbar. Außerdem spielte die sprachliche Verschiedenheit eine Hauptrolle, wenn auch keineswegs zu glauben ist, daß das Wort Barbar nur eine Tonmalerei für unverständliches Schnattern sei; vielmehr wird der Ausdruck auf eine Verdoppelung des Völkernamens Wir oder Iber zurückgehen,[1])

[1]) Ein Ort Barbari kommt 700 v. Chr. in Kurdistan vor. *Παρβαρα* ist eine parthische Stadt, Gemination wie bei Harhara. Im Zagros wohnten „Barbaren". (Or. Lit. Ztg. 1901, 322.) Parvari-Kurden gibt es heute im Bohtan. *Περβερες* wohnten auf der Krim. Den Berbern ist übrigens dieser Name gar nicht bekannt. Sie nennen sich Amazirt oder Schlöch, was mit Schakalscha, Siziliern, zusammenhängen wird.

womit wohl auch die Berber zusammenhängen, die tatsächlich mit den Iberern des Kaukasus und Spaniens, wie Siziliens, verwandt sind. Noch enger ist das hostis der Römer gewesen; das Wort bezog sich ganz und gar nicht auf die, so italienischen Blutes entbehrten, geschweige denn auf Nichtarier, sondern einzig und allein auf Nichtrömer, das konnten aber schon die nächsten Nachbarn sein, lateinische oder samnitische Bauern, die nur wenige Tagereisen oder gar Kilometer von der Stadt Rom entfernt wohnten. Es war einfach „der Fremde", der nicht derselben Dorf- oder Stadtgemeinschaft angehörte. Von einem Gesamtbewußtsein der Italer ist eigentlich nur in der Zeit der Scipionen und der Grachen die Rede, und nur, um sehr rasch wieder zu verschwinden. Die Kaiserzeit und vollends das Christentum waren einem Nationalbewußtsein nicht günstig.

Ein keltisches, ein germanisches, ein arabisches Gesamtheitsgefühl war vorhanden, das ist zweifellos; wohl aber kann bezweifelt werden, ob sich dieses Gefühl auf viel mehr als die Gemeinsamkeit der Sprache und einiger Kulte erstreckte. Daß alle Abendländer die ungeheure Kluft empfanden, die sie von den Hunnen und von den Negern trennte, ist nur natürlich. Sie hätten blind sein müssen, wenn sie die Kluft nicht gesehen hätten. Ebenso waren die Abendländer voll Abscheus gegen die Magyaren, aber fühlten keinen sonderlichen Widerwillen mehr, nachdem die Ungarn das Christentum und als Amtssprache das Lateinische angenommen hatten. Die Abneigung gegen die Russen war in Deutschland und bei den Byzantinern sicherlich ebenso groß, wenn nicht noch größer, wie gegen die Magyaren. In der Gegenwart ist der Türke vielen deutschen Reisenden persönlich angenehmer als der Grieche und der Armenier. Viel mächtiger als das Rassengefühl war jedenfalls im Altertum und im Mittelalter das Klassenbewußtsein, das sich freilich mit jenem Gefühl insofern berührt, als eben einige der Klassen auf Rassenverschiedenheiten beruhen. Die Kluft zwischen Adligen und Hörigen war viel schroffer als die zwischen den Edlen verschiedenen Blutes — eine Erscheinung, die bis in die Gegenwart nachwirkt. Ein Rassenbewußtsein in unserem jetzigen Sinne beginnt erst im 16. Jahrhundert.

* * *

Religion ist das Spiegelbild einer bestimmten Rasse. Der Edelmensch, wie ihn sich eine bestimmte Menschengruppe vorstellte, wird in den Himmel, zum Gott erhoben, der Übeltäter zur Hölle hinabgestürzt und zum Teufel entstellt. Die Quintessenz eines ganzen Stammes verdichtete und verklärte sich zum Gottesbegriff. So hat denn früher die Religion alles überschattet. In Rom konnte man nichts unternehmen, das Kind konnte nicht den ersten Schritt tun, noch ein Zähnchen verlieren, keiner Frau konnte es nach Frauenart gehen, ohne daß eine Gottheit angerufen wurde. Ja, jede Stunde hatte ihre eigene Patronin. Selbst die Furcht und die Angstbläße wurden zu Göttern erhoben.[1]) Auch in dem heiteren Athen, das niemals der Erde über dem Himmel vergaß, waren sämtliche Feste dem Schutze irgendeines himmlischen Wesens unterstellt. Noch zwingender als die Stammesreligion war die Universalkirche. Im Mittelalter war die Kirche nicht nur zugleich die Herrin über Kunst und Wissenschaft, sondern auch ein großer Teil des materiellen Lebens, des Geldverkehrs ländlicher Musterwirtschaft, des Gewerbes wurde von ihr umfaßt. Erst allmählich löste sich das Erwerbsleben aus den Banden der Kirche, dann fiel Kunst und Wissenschaft ab, und zuletzt, seit der Zeit der Aufklärung, wurde in germanischen Landen vielfach die Religion durch die Philosophie verdrängt. Eine Teilerscheinung dieses Auflösungsprozesses ist das Erwachen der Völker und ihre Auflehnung gegen die Universalkirche. Seit Luther und Gleichgesinnten erstand eine deutsche, schottische, englische, schweizerische, niederländische und schwedische Kirche, Bildungen, zu denen schon im späten Mittelalter die Ecclesia gallicana zu führen versprach.

Die Reformation war eine bewußte Erhebung gegen Rom und der unbewußte Anfang des Nationalismus von heute. Andere Ströme, die in das Meer des Nationalismus mündeten, waren die Entwicklung Europas zu mächtigen, abgeschlossenen Territorialstaaten, das Aufblühen von Nationalliteraturen, endlich die Entdeckung der Rasse. Der Anstoß zu dieser Entdeckung wurde durch die großen Seefahrten von Columbus bis auf Cook gegeben. Man lernte einsehen, daß hinter den Bergen und hinter den Ozeanen auch Menschen wohnen. Schon bei ober-

[1]) Pavor und Pallor, laut Seneca, bei Augustinus, de civ. Dei VI 10.

flächlicher Bekanntschaft mußte man merken, daß die überseeischen Menschen sowohl von den Christen als auch den Mohammedanern wesentlich verschieden seien. Man überwand nunmehr den Gegensatz zwischen Kreuz und Islam. Stets war dies nur ein Gegensatz des Glaubens, nicht der Abstammung gewesen, wie Europa am besten bei der Islamisierung einst christlicher Albaner, Griechen und Südslaven, sowie vieler einzelner Renegaten spüren konnte. Jetzt erst, nachdem die ganze Erde dem Blick offen dalag, nachdem sich gezeigt hatte, daß sich das Leben und Ringen der Menschheit nicht auf die Welt der Christen und Mohammedaner beschränke, konnte man auf Grund der neuen, ungemein reichhaltigen Anschauung in Übersee zu der Ahnung der Rassenunterschiede gelangen. Dem Augenschein und dem Gefühle des „man in the street“ half nachträglich die Wissenschaft zu bestimmter Formel. Blumenbach stellte seine Einteilung der Menschenrassen auf und die Philologen bewiesen das Vorhandensein einer indogermanischen Sprachenverwandtschaft. Auf Grund der Indogermanistik erwuchs dann die heutige Rassenlehre und Rassenbegeisterung.

Die Teilung der Gesamtkirche in Einzelkirchen war der Anfang. Die Bekämpfung der Kirche überhaupt war das Ende. Früher wurde der Rasseninbegriff in den Himmel projiziert; jetzt wurde umgekehrt die Rasse zu einem religiösen Begriff, wurde vielfach die Verherrlichung der Rasse zu einer förmlichen Religion. Ein Übergang von transzendenter zu immanenter Anschauung. Wie Sokrates die Philosophie vom Himmel auf die Erde verlegte, so haben Nietzsche und Genossen das Werk der pantheistischen Mystiker, das Werk der Sufi, eines Nischiren, eines Herbert von Aura weitergeführt und das Göttliche in dem Menschen zu finden und zu züchten gesucht. Übrigens fordert schon Christus, daß wir gleich dem himmlischen Vater sein sollen.

Rasse ist in der Tat etwas Göttliches. Denn sie kommt nicht von uns, sondern ist unabhängig, ist jenseits von uns; wir sind im Gegenteil abhängig von ihr. Sie ist weit stärker als wir; sie ist eine Prädestination. Und wie es keine Flucht vor Gott gibt als zu ihm, so gibt es auch keine Flucht vor der Rasse als Untergehen in ihr, bewußtes Einswerden mit ihr.

Forscher.

Pfadfinder.

Ein Rassenbewußtsein in unserem jetzigen Sinne beginnt, durch die Taten der Konquistadoren und der Reformatoren angeregt, im 16. Jahrhundert, wird durch Skaliger und Leibniz wissenschaftlich vertieft und seit dem Zeitalter der Humanität fest begründet, um seit 1848 durch die Revolution und seit 1894 durch Japan und die Weltpolitik neuerdings gestärkt zu werden. Durch das Völkerrecht des Grotius und die anfangs rein christliche comity of nations entsteht der Okzident als Gesamtbegriff gegen den Orient.

Die Erkenntnis menschlicher Verschiedenheit verbreitet sich; nicht mehr Pochen auf adliges Blut, sondern auf die Blutsgemeinschaft eines ganzen Volkes ist Trumpf. So wandelt sich seit dem Zeitalter der Aufklärung und der Romantik der Rassenstolz; er wird demokratisch. Während noch Menzel, genannt der Franzosenfresser, seinen Nationalismus in einem wütenden Hasse gegen unsere westvogesischen Nachbarn austobte, während Schelling, den man als den philosophischen Nährvater der heutigen Bewegung ansprechen darf, sich in allgemeinen schönen Worten über die Vorzüglichkeit der Rasse erging, schlugen Johann Georg August Wirth,[1]) Klemm[2]) und Lindenschmidt[3]) schon

---

[1]) Geschichte der Deutschen, 6 Bände, seit 1842.

[2]) Vgl. Bieder, Germanenforschung 1913. Gott behüte mich davor, daß ich alles schlucken sollte, was im vorigen Jahrhundert über Rassenlehre zusammengebraut wurde. Es freut mich jedoch, wenn es andere tun, und da ist Bieder ein nützlicher, eifriger Führer.

[3]) Rätsel der Vorwelt. 1843. Lindenschmidt war ein persönlicher Freund meines Großvaters.

die Saiten heutiger Germanen- und Arierbegeisterung an, eine Saite, die weiterhin bei den Mythenforschern und besonders bei dem großen Jakob Grimm anklingt. Deutschtümler und Slaventümler tun sich auf, dazu Herolde des alleinseligmachenden Angelsachsentums. In einer alten Zeitschrift[1]) fand ich folgende Verse, die ein amerikanischer Dichter um 1850 schrieb:

— — Between let ocean roll,
Our joint communion with the sun.
Jet, still from either beach
The voice of blood shall reach
More audible than speech.
We are one.

So ruft ein Yankee den Briten zu, und ein englischer Dichter antwortet:

Englishmen everywhere! brethren all!
By one great name on your millions I call
Norman, American, Gael and Celt
Into this fine mixed mass ye melt
And all the best of your best I trace
In the golden brass of the Saxon race.
Englishmen everywhere! Faithful and free!
Lords of the land and kings of the sea.
Anglo-Saxons! honest and true,
By hundreds of millions my word is to you
Love one another! as brothers embrace
That the world may be blest in the Saxon race!

Ähnlicher Rassenstolz befeuert Macaulay, und 1856 fiel das berühmte Wort: blood is thicker than water. Es wurde auf der Reede zu Shanghai gesprochen, als amerikanische und englische Schiffe, die von den Taiping beschossen wurden, sich gegenseitig halfen. Eigentlich sind obige Verse, denen zufolge Blut wichtiger als Sprache, noch mehr

[1]) Vgl. mein „Wachstum der Ver. St. von Amerika" 27. Leider habe ich die Quelle nicht vermerkt.

im Sinne heutiger Rassenfreunde. An die letzten Verse — der Sachsenstamm soll der Segen der Erde werden — erinnert stark die Prophezeihung Geibels, nicht lange nach 1850,

Und so soll am deutschen Wesen
Noch einmal die Welt genesen.

Erst mehrere Jahre nach diesen Aussprüchen schrieb Gobineau sein Werk und Wilhelm Jordan seine Nibelungen und Vererbungsromane. Man kann keineswegs sagen, daß Gobineaus Werk so ganz unbeachtet geblieben. Es hat dem Grafen Freundschaften verschafft und ausführliche Befehdung zugezogen. Daß Gobineau jetzt so sehr in den Himmel gehoben wird, ist zum Teil unserer Fremdtümelei zu verdanken. Was ein Deutscher gesagt hat, gilt nicht; sobald aber ein französischer Graf kommt und ähnliches sagt, wird ihm laut gehuldigt. Dem Volk schmeichelt es zudem, aristokratische Anwandlungen zu haben. Freilich war Gobineau umfassender als alle seine Vorgänger. So war er meines Wissens der erste, der in einem Gesamtüberblick die Neger und Indianer würdigte. Gerade jedoch die über die Vorläufer hinausschießende Vielseitigkeit des Mannes hat wenig Eindruck gemacht: was ihm in erster Linie Lob und Preis eintrug, was einen Haufen ergebener Anhänger um ihn scharte, war der Germanen- und Arierstolz, den vor dem französischen Grafen schon deutsche Männer zu ihrem Nordstern erwählt hatten.

Schon vorher! Denn 1843 schrieb in seiner begeistert verworrenen Weise Lindenschmidt (der Vater des berühmten Münchener Malers) in seinen „Rätseln der Vorwelt": Ureinwohner von Europa zu sein!? — So wertlos und unbedeutend uns dieser Rang und das daran sich knüpfende Recht erscheint, so haben sich doch bereits alle Nationen darum beworben. Die italienischen Schriftsteller schmeicheln sich mit Aufstellung eines ursprünglichen Trentino; die Panslavisten verkünden ihre Urslava, auch die vielfach eingewanderten Griechen wollen Autochthonen sein, und wir haben sogar gehört, daß Adam im Paradiese magyarisch gesprochen. Die meisten Sympathien gewannen die Kelten für sich, einmal durch die ossianische Romantik der schottischen Hochländer, und ein gewisses Mitgefühl für Irland, und dann auch durch

den Eifer der französischen Gelehrten, welche den Einfluß ihres Vaterlandes verstärken möchten, indem sie uns bewiesen: daß gallisches Blut in unseren Adern fließe. — —

Die keltische Gloriole hat an Anhang verloren, seit es erhellte, wie sehr die Kelten sich mit Weibergemeinschaft, Päderastie und Blutschande befleckten, und jetzt können wir unsern Augen kaum trauen, wenn wir lesen von dem „Inbegriff altbardischer Kunst und Lebensweisheit", von der „schöpferischen Grundlage, dem Kern und Urquell neueuropäischer Gesittung usw.", welche aus den frisch aufgeputzten Druidenschriften hervorschimmern soll; oder von einer „jeune gauloise" eine Lady Charlotte G., die keinen Anstand nimmt, einer Nationalität zu huldigen, wo die Frauen „ea quae naturae postulat necessitas, aperta consuetudine cum optimis viris explebant".

Als die Vorliebe schwand, waren uns die Augen geöffnet, und wir sahen plötzlich eine Menge Einwürfe, die uns früher entgangen waren.

Von Strabo erfahren wir in bezug auf die Gallier, daß „die Germanen nur noch höher an Wuchs, noch blonder, noch wilder", daß die Gallier ehemals in allen Stücken den Germanen gleich waren, und nur durch die Einwirkungen aus Süden ihren ursprünglichen Charakter verloren haben. Was aber wohl die endliche Verurteilung der Sache herbeiführen dürfte, das sind die eigenen Überlieferungen der Gallier, welche bei Amm. Marcellin zur Sprache gebracht werden, und die im Ganzen übereinstimmend mit den Angaben des Timäus, Appian, Diodor, Dionysius v. H. usw., sämtlich melden, daß die in Frage stehende Nationalität sowohl dem Namen als der Sache nach im Lande selbst gebildet war, aus verschiedenen von Nord und Süd sich kreuzenden Elementen, so daß von Galliern und den konventionellen Kelten, als von einem ungemischten Urvolk nicht gesprochen werden kann. Seit nun gar die asiatische Einwanderung der westeuropäischen Völker immer ernstlicher in Zweifel gezogen wird, sind die Keltologen vollends bedenklich geworden und fast verstummt.

Die Wissenschaft hat die Meinungen angehört, und ihre Entscheidung zurückgehalten; vielleicht harrte sie noch auf die Wortführung einer Partei, die redlich aber schüchtern mit ihrem Vortrage zögert,

weil es ihr weniger um die eigene Geltendmachung, als um Wahrheit zu tun ist. Lindenschmidt ist für die Nordheimat der Arier.

Geisteswissenschaften hängen immer mit geschichtlichen Veränderungen zusammen. Dem Nationalismus, der durch die große Revolution und Napoleon bei den Völkern Europas erweckt war, kam das romantische Rassenideal sehr zustatten. Die Franzosen knüpften an die Zeit Cäsars, an die Römer an, die Deutschen an Arminius, und die Russen gründeten unter den Auspizien Karamsins und des Zaren die philoslavische Gesellschaft, die geflissentlich die Vortrefflichkeit der Slaven zum Himmel erhob und die Minderwertigkeit der anderen Völker, namentlich auch der mittel- und westeuropäischen, in grelles Licht zu setzen versuchte. So ist auch jetzt das Wiederaufflackern der Rassenbegeisterung, das seit Chamberlains „Grundlagen" anhob, mit politischen Bestrebungen verquickt. Es ist ein Element des Imperialismus.

In den Rassentheorien sind am fruchtbarsten Franzosen und Deutsche gewesen. Im allgemeinen kann man drei Schulen unterscheiden: eine, der die Rasse lediglich als Erzeugnis der Unwelt, sei es der geographischen, sei es der wirtschaftlichen, erscheint; eine andere, die in Eduard Meyer und Alfred Kirchhoff ihre Häupter verehrt, die den Staat für den Bildner und Former von Rasse und Volkstum hält; eine dritte, die in der Rasse ein Urphänomen, ein sich selbst Dasein und Richtung gebendes Urelement erblickt. Diese dritte Schule spaltet sich wiederum in zwei Unterabteilungen, die sich feindlich einander gegenüberstehen: in die Verherrlicher der Reinheit des Blutes und der Arier, und die Freunde einer Blutmischung.

Man kann von vornherein annehmen, daß keine dieser Schulen ganz das Richtige getroffen hat. Mit der billigen Weisheit aber, daß die Wahrheit in der Mitte liege, wird man auch nicht weit kommen. Wo soll bei vier windschiefen Linien die Mitte sein?

Am meisten Aufsehen haben jedenfalls die Vertreter der reinen Rasse und die der Blutsmischung erregt. Das Gemeinsame an den Gegnern liegt darin, daß beide von den Einflüssen des Klimas, des Bodens, der wirtschaftlichen Bedingungen und des Staates nicht viel halten, sondern alles Blühen und Gedeihen wie auch jeglichen Niedergang in der Welt einzig und allein auf rassenhafte Vorgänge zurück-

führen. Der Haupttrennungsgrund besteht in der verschiedenen Wertung der Arier. Die einen — Gobineau, Lapouge, Wilser, Chamberlain, Ammon, Guido List, Woltmann, Lanz-Liebenfels, Biedenkapp, Hentschel, Karl Felix Wolff und Freiherr v. Lichtenberg — schreiben den Ariern, und insbesondere den Germanen alle Tugenden, und die meisten Untugenden den Nichtariern zu. Die andern, unter denen namentlich führende Anthropologen vertreten sind, wie Sergi und von Luschan, halten im Gegenteil die Arier für geistlose Barbaren, die lediglich als Zerstörer einer ältern Kultur auftraten. Auch Ratzel, Bälz, Klaatsch und Hörnes waren oder sind zum mindesten keine Arier-Verherrlicher. Bis vor kurzem rekrutierten sich die Reihen der erstgenannten Gruppe aus Laien, während bei der zweiten Gruppe entschieden mehr Männer der Wissenschaft waren. In den letzten Jahren sind aber zu der ersten Gruppe auch verschiedene Ärzte gestoßen, die sehr rasch die Führung an sich rissen: der verstorbene Woltmann, Schallmeyer, Röse, Siebert.[1])

Am folgerichtigsten hat die Nordlandssucht der germanischen Gruppe Biedenkapp ausgestaltet. Er hat sie zu der Hypothese erweitert, daß am Nordpol die Urheimat der Arier zu suchen sei. Immerhin könnte dafür der mit dem platonischen Jahr zusammenhängende Umschwung des Klimas in 26 000 Jahren, demzufolge Flora und Fauna in den Polargegenden einst tropisch waren, angeführt werden. Ich erwähne weiter von der genannten Gruppe die tüchtigen Arbeiten von Reibmayr über das Genie und über Inzucht, sowie Röse, der Stellung und Verderbnis der Zähne in ein originelles Verhältnis zur Rasse bringt; endlich den kenntnisreichen und charaktervollen Deutsch-amerikaner Schultz mit seinem Werke: „Race or Mongrel". Die ganze Weltgeschichte wird von Schultz als eine Aufeinanderfolge von Rassenkreuzungen aufgefaßt. Das wird mit großer Sachkenntnis in einem klaren, prägnanten Stile durchgeführt. Zugleich aber benutzt der Verfasser die Ergebnisse seiner Forschung, um praktische Folgerungen für die Gegenwartspolitik nicht nur in Amerika, sondern auch in Europa

---

[1]) Dr. Fr. Siebert, Menschheit, Rasse, Volkstum. München 1913. Hans Sachs-Verlag.

zu ziehen. Gerade dieser Teil des wichtigen Buches ist besonders aktuell und verdient große Aufmerksamkeit. Nur meine ich, daß Schultz die deutsche Rassenpolitik gegen die Slaven viel zu sehr lobt, und daß er namentlich als einen Ausfluß bewußter Überlegung hinstellt, was doch vielmehr aus dem blinden Widerstreite unbewußter elementarer Kräfte entstanden oder lediglich eine Folge unserer schwachen Politik ist.

„Race or Mongrel" schlägt die Brücke zu der Rolle, die die Rassenforschung in der heutigen Politik spielt. Die Betonung des Germanischen ist, namentlich auch durch den Vorgang des Kaisers, in den letzten fünfzehn Jahren Allgemeingut geworden. Besonders scharf ist sie in Österreich.

Auf der Gegenseite ist Driesmanns zu verzeichnen. Seine Ansichten haben viel für sich. Er ist zwar ein Prophet der Rasse, aber er ist für Mischung und weist nach, daß noch alle großen Kulturblüten aus einer solchen Mischung hervorgegangen sind. Schließlich ist ja auch Chamberlain für die Mischung; nur daß das Ergebnis nachher isoliert werden muß. Es handelt sich also lediglich um Nuancen. Ein Intransigeant ist dagegen der Leiter des anthropologischen Instituts in Rom, Professor Sergi. Sein großes Werk „Europa" ist der Gegenwurf Chamberlains.

Ohne Zweifel sind starke Übertreibungen in allen Gruppen vorgekommen. Allein man muß zugeben: der Vorwurf rechtfertigt die Entfaltung edler Leidenschaft. Es handelt sich ja um die Frage der Fragen: von wem stammt die Kultur, und von wem wird sie jetzt getragen und befördert? Da ist schon zu verstehen, daß bei einem solchen Problem die Geister heftiger aufeinanderplatzen. Zudem ist die Quelle und der Ursprung stets das Reizvollste an jeglicher Entwicklung; gerade für Menschen und Völker ist ihre Herkunft, ihre Genealogie schlechthin die anziehendste Frage, die sich denken läßt. Wird doch schon bei der Geburt eines Kindes sofort eingehend untersucht, ob es dem Vater oder der Mutter oder vielleicht noch sonst jemandem in der Familie ähnlich sei, und gilt Schmähung der Eltern, der Abstammung mit Recht als tödliche Beleidigung.

Und auch für die Politik ist es die Sorge der Sorgen. Nützt der Imperialismus? Nützt das Hereinziehen fremder Rassen? Wie soll

man Slaven, Juden, Gelben, Schwarzen begegnen? Wie soll man den Volkheitenhader auf- und anfassen? Dürfen wir Polen und Italiener bei uns dulden? Sind wir reine Germanen und sollen wir ein Allgermanentum erstreben?

Gobineau.

Plato erfand die Lehre von den Ideen, unalternden, urstarken, ewig gleichbleibenden Urgedanken, deren Abschattungen die Taten der Menschen sind. Leibniz erfand den Gedanken von den Monaden, unvergänglichen, nie abnehmenden, unerschöpflichen Seelen, die bald in jenem, bald in diesem Leibe in Erscheinung treten. Gobineau verknüpfte und erweiterte die beiden Lehren und erfand die Rasse. Ein Seelengebilde, das sich seinen Körper baut, ein Urbild, das sich nie verändert. Nicht Güte und Schlechtigkeit, nicht Tugend und Schwäche, auch nicht Fortschritt in der Weltgeschichte, sondern Rassen und Rasseneigenschaften, die sich befehden, bestimmte Monaden, die einmal so geschaffen sind, obs andern lieb oder leid, Monaden, auf deren Wechselwirkung die Geschichte beruht. Und zwar sind diese Rassemonaden ihrer Art nach unzerstörbar, aber sind doch Veränderungen unterworfen, ungefähr wie die Planeten in ihrer Eigenart fest begründet sind, aber trotzdem unaufhörlich in ihrer Temperatur, ihrem Volumen, ihrem spezifischen Gewichte, sich abkühlend und gelegentlich durch Einwirkung von außen, durch Kometen und Meteore sich erhitzend, Änderungen unterworfen sind. Die Laufbahn der Planeten ist nur in ihren allgemeinen Zügen bekannt; für jedes Jahr aber, nein für jeden Tag müssen die Bahnen von den Sternkundigen eigens berechnet werden, weil dieselbe Konstellation genau so erst nach Millionen von Jahren oder wahrscheinlich nie wiederkehrt. Ähnlich ist zwar der Charakter der Rasse bekannt, aber ihre Wirkungen können nicht ohne weiteres ermessen werden.

Gobineau stellte sich in bewußten Gegensatz zur materialistischen Geschichtsschreibung und zur demokratischen Gleichmacherei. Er leugnete das allgemein Menschliche, leugnete den Fortschnitt der Philister und Moralisten und führte alle Entwicklung auf das individualistische Rassenprinzip zurück. Und wie alle Planeten, nachdem sie vom Gas zum flüssigen Metall und zur harten Kruste übergegangen, allmählich

erkalten und zuletzt erstarren und ersterben, so lehrte Gobineau auch den Untergang der Rassen, den schließlichen Tod aller Kultur. Er hatte den Mut, an eine Götterdämmerung zu glauben.

Die stärksten Wirkungen erzielt der Graf durch seine Vereinigung von Wille und Erkenntnis. Seine Wissenschaft hat die größte Weite, sie umspannt die Welt; die Schlüsse aber, die er aus den weltweiten Forschungen zieht, die Anwendung seiner vielzerstreuten Studien, sie haben eine enge, scharfe Spitze, sie zeugen von geschlossener Tatkraft. Gobineau offenbarte einen unsäglichen Fleiß, eine bis ins einzelnste dringende Gelehrsamkeit, allein er ist nicht der Sklave seiner Zettel, seiner zitatenreichen Notizen. Er beherrscht auch den trockensten Stoff mit spielender Meisterschaft; seine große Gelehrsamkeit verdampft in dem noch größeren Tiegel seiner Kritik, in der Flamme seines mächtigen Geistes. Die mühsam zusammengetragenen Einzelnachrichten, sie sind ihm wie unendlich viele und unendlich feine Spuren, die der Stoß des Grabstichels an einer Büste hinterläßt; sie tragen nur dazu bei, ein abgerundetes Gesamtbild zu vertiefen, zu verfeinern, es edler und wahrer zu machen. Gobineau ist durch die Weite seines Blicks der Anbahner neuzeitlicher Weltgeschichte, nicht einer unlebendigen Mosaik, eines beziehungslosen Nebeneinander oder eines mechanischen, äußerlichen Nacheinanders, sondern eines überall tätigen Weltgesetzes, das sich notwendig wie Sternenlauf vollzieht. Und nicht nur der Anbahner einer Bewegung, die höchstens von Herder und Schiller geahnt, die von Quetelet und später (in den sechziger Jahren) von Mone gestreift wurde; sondern auch bereits ihr Überwinder. Ja, weltgeschichtliche Betrachtung ist eine Notwendigkeit für das reifende Geschlecht der Neuzeit, aber sie führt den Grafen nicht zu einer Gleichsetzung allen Geschehens, aller Völker, sondern lehrt ihn im Gegenteil durch die umfassende Vergleichung, daß, wie kein Erdteil und kein Land dem andern ähnelt, so auch kein Volk gleich dem andern sei, daß zwar die Art der Entwicklung sich wiederhole, daß aber ihre Elemente immer verschieden seien und daher das Ergebnis der Entwicklung immer wechsele.

Die Ausführung eines so ungeheuren Planes, eines früher nicht gedachten Gedankens mußte notwendig mangelhaft sein. Die Bedeutung der Rasse wird durchweg übertrieben, sie wird zugleich zu einseitig als

ein auf leiblicher Grundlage ruhendes Gebilde erfaßt. In der Anwendung des Rassegedankens zeigen sich geradezu logische Fehler. Wenn unser Autor von einer bestimmten Zeitdauer spricht, die der Abwandlung einer Rasse vom Himmel zugemessen sei, so vergißt er, daß gerade die von ihm betonte Ungleichheit der Rassen, daß die Verschiedenheit ihrer Tüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit ihnen (wie namentlich Breysig betont) eine verschiedene, bald kürzere, bald längere Zeitdauer gewährleistet. Auch sonst läßt der französische Graf Folgerichtigkeit vermissen. Mit lauter Stimme preist er den Vorzug der Germanen. Dann aber gesteht er den anderen wesentliche Tugenden zu und rühmt Vorteile an ihnen, die bei genauerem Zusehen gar nicht Stich halten. Die Ansicht, daß in England, Neapel, Rußland, Indien und China die Grundlagen der Bevölkerung homogener seien als in Frankreich, ist ein seltsamer Irrtum. Nicht minder ist es gänzlich falsch, der Abneigung der französischen Bauern gegen Lesen und Schreiben die gleichmäßige Kultur der Chinesen entgegenzuhalten, da bei den letzteren nur ein Mann von zehn oder zwanzig lesen kann. Der Wahn, daß die Chinesen keine Revolution gehabt hätten und ein äußerst konservatives Volk seien, hat sich zwar bis 1911 erhalten, entspricht aber durchaus nicht der geschichtlichen Wahrheit. Unberechtigt ist, wenn unser Forscher, statt die Zusammenhänge von Rasse und Religion zu untersuchen, das Christentum als ein zartes Gebilde hinstellt, das gewissermaßen wie Äther ohne Schwere über den Boden gleite, das irdischen Einflüssen völlig entrückt sei. Überhaupt schreckt Gobineau davor zurück, das Christentum mit historischer Kritik zu behandeln.

Ist die Gesamtauffassung des Franzosen gleichwohl äußerst fruchtbar an neuen Gesichtspunkten, so deckt vollends die Untersuchung und Zergliederung der einzelnen Rassen und Völker eine Fülle überraschender Züge auf. Vieles davon ist veraltet und überholt, das meiste ist anerkannt, einiges ist noch heute strittig. Von der alten Geschichte muß wohl die Hälfte umgestürzt werden. Übermäßig groß ist das Bestreben, Semiten aufzudecken (wie in Lydien und Kabul), oder die Hoffnung, in den Ägyptern arisches Blut zu finden. Zu oft ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Worin aber der große Geschichtsphilosoph immer hervorragt, das ist das untrügliche Erspähen der Besonderheiten, der

charakteristischen Züge. Nur im Deuten, in der Herleitung jener Züge, fehlt er nicht selten. Dafür hat ihn seine tiefe Intuition in schwierigen Fällen weiter gebracht, als die peinlichste Methode den korrekten Philologen. Überall ist jedenfalls die umfassende Belesenheit des Grafen und die Frische seiner Darstellung zu bewundern.

Ich übergehe die Assyrer, Inder, Juden und Griechen. Im ältesten Europa waren nach Gobineau die Finnen überragend an Zahl. Das ist eine bedeutsame Entdeckung. Nur sollte man Anarier sagen, da es sich um unbekannte Rassen handelt, nicht scharfumrissene Finnen. Ebenso wichtig wie die Erkenntnis von der unarischen Urbevölkerung Europas ist die Vermutung, daß Kelten und Kimmerier eindeutige Wörter sind. Ich darf hier wohl einflechten, daß ich selbst „In Volkstum und Weltmacht" sowie in der „Entwicklung Asiens" (beide 1900 geschrieben), die Kimmerier für einen Zweig der Urarier erklärt habe, einen Zweig, dem Kelten, Germanen und Slaven entsproßten. Wachler legte Mitte Februar 1901 Gobineau in meine Hände. Ich kannte Gobineau wesentlich nur aus dem „Grenzboten" und wußte, daß Wagner und durch ihn Chamberlain von ihm beeinflußt wurden. Nun sah ich endlich den „Versuch" selbst und sah mit erheblicher Genugtuung, daß vieles, was ich als richtig erkannt — der geringe Einfluß des Bodens auf die Rasse, das finnische Blut Irlands, das etruskische Blut in den Adern der Römer, die Einflußlosigkeit der Zivilisation bei dem Volkscharakter, die Bedeutung des chinesischen Staatssozialisten Wangantschi — ähnlich schon von Gobineau betont wird.

Heutige Schriftsteller haben nicht selten Gedanken und Vermutungen geäußert, die von ihnen selbst und anderen für neu gehalten wurden, die aber schon vor einem halben Jahrhundert Gobineau ebenso oder ähnlich ausgesprochen hat. Die jetzige Gelehrsamkeit geht ja gewöhnlich über das Maß, das vor 50 Jahren einem französischen Gelehrten zu Gebote stand, hinaus, allein in den Grundanschauungen sind wir kaum weiter gekommen. Immerhin dürfen wir dieselben nicht kritiklos aufnehmen. Es mangelt, wie schon berührt, nicht an gewagten Folgerungen, an Abenteuerlichkeiten und Phantastereien. Stark auf den Holzweg gerät der Graf, wenn er aus überlieferten Eigenschaften eine bestimmte Rasse erschließen will. Wenn er lärmende Orgien besonders den gelben

Menschen zuschreibt, so findet umgekehrt Nietzsche gerade in ihren dionysischen Orgien den Ursprung hellenischen Genies. Wenn die Unfähigkeit, aus Milch Käse zu bereiten, finnische Rasse offenbaren soll, so ist daran zu erinnern, daß auch die Buren bei allem Reichtum an Milchkühen keinen Käse sieden. Vorzüglich ist dagegen der psychologische Gedankengang, mit dem Gobineau die Liebe zur Gleichheit, demagogische Phrasen, Aspirationen weiblicher Völker auf das Emporkommen unterjochter Kümmervölker zurückführt; so spricht Nietzsche von der Sklavenmoral und von der Rache der Tschandala.

Eine richtige Manie hat Gobineau für die Slaven. Er sieht sie überall, Slaven in Spanien, Slaven in Frankreich, Slaven (wie übrigens auch Contzen, der Keltenforscher) in den Gründern Venedigs, Slaven in den Aschkenasi der Bibel, Slaven endlich in den Elischah, die in Elis gewohnt hätten. In den Veneti slavische Wenden zu erblicken, ist ja verführerisch, aber heutzutage ist die Hypothese völlig aufgegeben, da die Sprachdenkmäler der Veneter illyrischen Charakter zeigen. Wenn man, wie Gobineau, durch jede Namenseigentümlichkeit sich fortreißen läßt, dann kann man auch den nordsibirischen Fluß Katanga mit dem Katanga des Kongostaates zusammenbringen, oder wie Saxo Grammaticus die Dänen von Dan, dem Sohne Jakobs, ableiten.

Für heutige Wissenschaft unerträglich sind viele Etymologien des Grafen. Die Art, wie er (III 164) Pygmäen in Sanskrit pita gelb und aham ich, was gleich gotisch goma Mensch sei, zu zerlegen wagt und das ganze Wort in Gnom, was mit Sanskrit gam zusammenhänge, wiederaufleben läßt, ist einfach ungeheuerlich. Ebensowenig verdient eine Widerlegung der Versuch (III 192), Serben und Iberer zu gleichen und in Serb das russische Ober zu erkennen, das doch von den Avaren herrührt. Die meisten sprachlichen Untersuchungen Gobineaus bereiten eine richtige Penelope-Arbeit. Keltisch copar Kupfer und luoid Blei für einheimische Worte zu halten, ist sehr irrig. Allein, wenn irgendwo, so heißt es bei gewagten Etymologien: wer keine dummen Streiche macht, der macht auch keine gescheiten. Und der gescheiten, der epochemachenden Etymologien Gobineaus ist Legion. Ich erinnere an Haemus (Balkan) und indisch hima, wovon Himalaya. Besonders glücklich sind seine Namensgleichungen, wie von Kalydonen und Caledon,

wie von Byzanz und Vesontio, unserem Bizanz; nur möchte ich um alle Welt nicht diese Namen für keltisch halten. So ist ein Bisani bei Janina.

Gobineau gibt mehr, als der Titel seines Werkes versprach. Er bespricht nicht nur die Entstehung und Abwandlung der Rassen, sondern bietet uns auch wertvolle Urteile über fast alle kulturellen Betätigungen der Menschheit. Sein unbestechlicher Blick erkennt die Hohlheit des Bildungsdünkels, er zeigt, daß der Sozialismus, weit entfernt, einen Gipfelpunkt darzustellen, vielmehr ein Rückschritt in die Barbarei ist, daß schon die alten Bulgaren vor 1000 Jahren jeden Mann von Geist aufhängten. Sehr beherzigenswert ist auch seine Behauptung, daß der Buchdruck gar keinen Einfluß auf die Gestaltung des Völker- und Kulturlebens gewonnen habe. Er betont mit Recht, daß Bücher heutzutage ebensowohl verschwinden, wie früher Manuskripte. Überhaupt hat der hochgemute Graf, wie Carlyle und wie so viele Männer, die gern selber Taten vollbrächten, statt Taten anderer Leute zu beschreiben, eine gesunde Verachtung vor aller Schreiberei.

Habent sua fata libelli! der „Versuch über die Ungleichheit der Rassen" ist zwar sofort beachtet und angegriffen worden — das geht aus dem dankenswerten Sammelwerke Schemanns[1]) klar hervor —, aber seine eigentliche Wirkung beginnt er erst jetzt auszuüben. Plato und Aristoteles wurden im ganzen Mittelalter beachtet, aber erzeugten im Zeitalter der Renaissance ganz neue Bewegungen. Herder und Bürger fanden bei ihren Zeitgenossen hohe Anerkennung, aber feiern jetzt eine Wiedergeburt, ja, sie werden von den Freunden deutschen Volkstums und volklicher Dichtung in manchem vor die Liebhaber der Antike, vor Goethe und Schiller gestellt. Stirner war vollends so gut wie unbekannt und ward erst aus dem Dunkel hervorgezogen, als die Gedanken Nietzsches, der an systematischer Schärfe ihm nachsteht, mächtig zu werden versprachen. Die Gegenwart neigt sich wieder rassenhafter Betrachtung zu; da erscheint ihr Gobineau als ihr Held und Herold. Man fängt an, der reportermäßigen Berichterstattung von Schlachten und diplomatischen Verhandlungen, von kirchlichen Fehden und staatlichen Erlassen müde zu werden; man ist dazu gekommen, der Wirksam-

[1]) L. Schemann, Gobineaus Rassenwerk, Stuttgart 1910.

keit staatlicher Formen, der Monarchie sowohl wie des Konstitutionalismus, zu mißtrauen; die Ahnung dämmert auf, daß im Erraffen von Gewinn, im Handel, in Kolonien, in Bergwerkskonzessionen, ja daß auch in der Verstärkung von Armeen und Flotten nicht das eigentliche Leben einer Nation bestehe. Da mußte denn ein Mann hochwillkommen sein, der Menschen und Völker wie Glas durchschaute, der die Vergänglichkeit aller Formen und Institutionen deutlich erkannte, der in rassenmäßigen Vorgängen den Urgrund aller Geschichte sah.

Größe besteht überall, bei Krieg, Politik, Kunst, Wissenschaft oder Erwerb, in der Fähigkeit, das Wesentliche zu sehen. Ein Wesentliches, das andere noch nicht erkannt haben. Mit dieser Fähigkeit ist untrennbar die Eigenschaft verknüpft, das Unwesentliche zu übersehen, zu vermeiden, zu verachten. Wer sich einer großen Sache widmet, hat gar keine Zeit oder Lust, sich in Kleinlichkeiten, die mit jedem Unternehmen verknüpft sind, einzulassen. Nur zu oft gilt Wissenschaft als Ergebnis einer langsamen, unendlich mühevollen Kleinarbeit, gilt als das Jahrhunderte erfordernde Aufwachsen einer Koralleninsel. Daher ein Gelehrter, der es im kleinen verfehlt, leicht verdammt wird. Und doch ist auch bei der Wissenschaft der Wurf, der große Gedanke, die Hauptsache, und die Ausführung, der Ausbau im einzelnen, Nebensache.

Der Wert des Genies besteht in der Intuition, in der das Wesen der Dinge durchdringenden Anschauung. Wie nachher diese Anschauung verkörpert, wie sie durch Analyse von Tatsachen bestätigt werde, das ist erst eine Frage zweiter Ordnung. Ja, eine intuitiv erschaute Wahrheit kann falsch bewiesen werden durch unlogische Folgerungen oder durch schiefe, unrichtige Urteile und trotzdem bleibt das Verdienst, die Wahrheit gefunden zu haben, ungeschmälert. Soviel gegen die Verächter und Verkleinerer Gobineaus. Es gibt indessen auch Überschätzer. Der französische Graf richtet sich riesenhoch auf vor dem gegenwärtigen Geschlecht. Seine Verehrung wächst und wächst. Er beeinflußt die nationale Bewegung, die Alldeutschen, die Pangermanisten. Die warme Verehrung zeigt, daß wir beginnen, das Sein über den Schein zu setzen, aber sie zeigt auch die Mangelhaftigkeit gegenwärtiger Bildung, die sich fast widerstandslos über den Haufen werfen läßt. Es gibt blendende, verblendende Gedankenblitze, gibt Irrlichter selbst bei Genies. Ungenaue

Beobachtungen führen zu unrichtigen Lehren. Soviel gegen den überschwenglichen Kult des französischen Grafen.

Gobineau behauptet, daß geschichtliche Entwicklungen sich nicht auf den Anstoß von Einzelnen hin, von dieser oder jener geschichtlichen Persönlichkeit vollzögen, sondern infolge der organischen Triebkräfte der Rasse. Dem stelle ich entgegen, daß Gallien einzig und allein durch Cäsar und die Wallachei durch Trajan dem Romanentum gewonnen wurde, daß niemand anders als Cavour das Königreich Sardinien aus der tiefsten Niedrigkeit und Armut zur Höhe der Macht und des Reichtums emporführte. Es stand auch nicht in den Sternen geschrieben, daß Gallien den Römern verfallen sollte; ohne Cäsar wäre es germanisch geworden, gleichwie Kleinasien nicht arabisch, sondern türkisch geworden ist. Für Rumänien lag es sicherlich viel näher, hellenisiert als romanisiert zu werden. Von einer geographischen Notwendigkeit kann da nicht die Rede sein und ebensowenig von einer rassenhaften. Wenn Gobineau hier dennoch einen naturnotwendigen Verlauf einer Rassenentwicklung sehen will, so ist das eben ein unabweisbarer Ukas. Ein anderes. Der französische Forscher erklärt, die Bevölkerung der Erde sei jetzt viel geringer als vor 2000 Jahren. Diese angebliche Abnahme unterstützt ihn in seiner Überzeugung von dem Sinken der Menschheit und dem Rassenverfall. Demgegenüber haben Geschichtsforscher und Volkswirtschafter jenseits allen Zweifels dargetan, daß die gegenwärtige Gesamtbevölkerung unseres Planeten weit bedeutender ist, als zu irgend einer früheren Zeit, und mindestens das Vierfache von dem Bestande in der Zeit Caesars beträgt. Noch ein Fall. Die Germanen hatten, so meint unser Gewährsmann, an ihre Spitze stets reine Arier gestellt; auch im 5. Jahrhundert seien die germanischen Königssippen ganz reiner Herkunft gewesen. Was aber berichtet Cäsar? Ariovist habe sich mit einer Tochter des Königs von Noricum vermählt. Mithin war die eine Frau des Ariovist — er besaß deren zwei — eine Keltin oder ein Kasweib, zum Schlage des homo alpinus gehörig, demgemäß konnten die Kinder keine reinen Germanen sein. Wie steht es ferner mit Chriemhild? Sie (oder die geschichtliche Hildiko) heiratete doch den Hunnen Attila. Nicht minder führte ein Westgotenkönig, Athaulf, eine Römerin, nämlich Placidia, heim. Das beweist, daß Verbindungen

zwischen germanischem und nichtgermanischem Hochadel schon im 5. Jahrhundert vorkamen. Später hat Otto II. eine Byzantinerin geehelicht. Überhaupt sind von jeher gerade die Herrscherssippen besonders der Mischung ausgesetzt gewesen.

In vielem dagegen hat das Licht Gobineaus die Eintagsfliege Nörgelei verbrannt und hat den Tadel überstrahlt. So manches ward verlacht, um später gebilligt zu werden. Am Ende hat Gobineau gar mit seiner Herleitung der Sachsen von den Sakasena Recht.[1])

Noch einige Worte über Amerika.

Gobineau hält es für das Grab europäischer Auswanderer. Ebenfalls früher verspottet, jetzt teilweise anerkannt, namentlich durch den weitblickenden Schultz.

Der Bericht Gobineaus über die Karaiben, Azteken, Eskimo, Tschinuk, Sioux enthält eine Fülle geistreicher Beobachtungen und sorgfältigster Studien. Freilich sind sie jetzt vielfach von dem Monumentalwerke Breysigs überholt. Nur das eine verdient noch heute besondere Aufmerksamkeit, daß der französische Forscher asiatische Einflüsse und eine Mehrheit von Rassen in der neuen Welt annimmt. Das sind beides Anschauungen, die erst jetzt, 60 Jahre später, sich mühsam zum Lichte durchringen.

Am meisten berühren uns begreiflicherweise Slaven und Germanen. Mir scheint, daß wir kaum wesentlich über das hinausgekommen sind, was der Graf über die Wanderungen und Wandlungen der Slaven sagt. Dank der emsigen Bemühungen der Indogermanisten sind wir über die Ursprünge und Zusammenhänge der Slavenstämme sehr leidlich unterrichtet, ohne Zweifel in vielem weit besser, als dies vor einem halben Jahrhundert möglich war; dagegen gibt es auffallender- und ärgerlicherweise auch nicht ein einziges Werk, das über die ersten Züge und Siedlungen der Slaven, mithin über die Zeit von ungefähr 500—900 ein nur einigermaßen befriedigendes Gesamtgemälde entworfen hätte. Was darüber in der letzten Darstellung, in der Histoire générale von Lavisse und Rambaud, von einem Slavenkenner und Slavenfreunde, Denis, geschrieben worden ist, ist im Grunde nur ein

[1]) S. unten im Abschnitt „Anarisches in Stammesnamen".

wirres Chaos. Die gründlichen Zusammenstellungen, die wir dem Generalmajor v. Wiser[1]) verdanken, beziehen sich bloß auf den Balkan. Zur Beurteilung der Germanen standen unserem Forscher noch nicht die Erfahrungen zur Seite, die er als Gesandter in Persien sammelte. Und doch, welche tiefen Kenntnisse! Die entferntesten iranischen Anklänge benutzt er zur Aufhellung urgermanischen Dunkels. Es ist eine der glänzendsten Eigenschaften des großen Rassenkünders, daß er bei der Kritik mythologischer Überlieferungen nicht das Kind mit dem Bade ausschüttet, sondern in schöpferischer Konstruktion aus der dämmerhaften, tausendfach gefärbten und durch Fremdelemente beeinflußten Tradition das Brauchbare und Wesenhafte mit sicherem Blick herauskennt und, wenn auch oft gewaltsam, für seine Zwecke verwertet. So halte ich es durchaus für berechtigt, Asen und Vanen, wie er es tut, auf bestimmte Völker zu beziehen und demgemäß sie bestimmt zu lokalisieren. Allerdings führen diese Bestrebungen den Franzosen zu sonderbaren Ergebnissen, wie er überhaupt in seinen germanischen Ursprüngen stark nach dem Osten, nach dem Pamir, gravitiert.

Von Herders Ideen zur Geschichte der Menschheit ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Trotzdem hat das geniale Werk, dessen Bedeutung die Zeitgenossen, voran Goethe, sogleich erkannt haben, eine neue Epoche der Geschichtsschreibung eingeleitet. Es ist durchaus denkbar, daß auch von dem gewaltigen Gebäude, das Gobineau errichtet hat, jeder einzelne Stein zermahlen und zerschroten und zerfasert wird, aber die Hoheit des ursprünglichen Entwurfes bleibt unserer Bewunderung.

Worte und Werke.

Es ist eine alte Geschichte: niemand weiß besser über Erziehung Bescheid, als wer selbst keine Kinder hat; niemand redet lieber von Millionen, als wer von der Hand in den Mund lebt, und von Napoleon und Metzeleien, als wer keinen Finger bluten sehen kann. Gleichermaßen beschäftigen sich am eifrigsten mit Rassen die Leute, die selbst zur Züchtung wenig oder nichts beitrugen, rühmt die Arier am lautesten, in wessen Adern kaum ein Tropfen arischen Blutes fließt. In Kali-

[1]) Jahrbuch der Münchener Orientalischen Gesellschaft 1914.

fornien hörte ich die Rede eines Rabbiners, der heftig die Angelsachsen pries und das Heil der Vereinigten Staaten lediglich bei ihnen erblickte. Vielleicht stachelt gerade der Gegensatz der eigenen Persönlichkeit zur Beobachtung, der Mangel erzeugt die Sehnsucht. Weinberger ist ein tragisches Beispiel dafür. Meint doch schon die Franziska in Minna von Barnhelm, daß wir meist die Tugenden loben, deren wir selbst darben. Jedenfalls muß es sehr häufig bei unseren Forschern heißen: Tut nach meinen Worten, aber nicht nach meinen Werken! So steht die Lehre der Überarier selten mit ihren Taten in Einklang. Es sind Stubengelehrte, Archivdurchstöberer, philologische Haarspalter, die um des Kaisers Bart streiten, in Ausnahmefällen Dilettanten und Künstler, alles mögliche — aber keine jauchzenden Wikinge, keine Krieger, keine Eroberer, ja nicht einmal tüchtige Reiter, Skiläufer, Schwimmer, Jäger und Gipfelstürmer. Das Theoretisieren fängt meist an, wo die Praxis aufhört. Es ist schon eine Seltenheit, wenn einer, wie Hentschel, dem edlen Schneeschuhlaufe huldigt, oder wenn einer, wie Gobineau — freilich erst nach Niederschrift des Essai —, Länder und Meere als friedlicher Wanderer durchzieht. Sonst ist gerade der Franzose, der runenratende, Schlimmes kündende Held der Überarier am wenigsten der Mann, der seinen Anhängern vorleuchten könnte. Gobineau verherrlichte den germanischen Norden und lebte am liebsten im Süden oder gar im Orient. Er pries die Schlachten der Normannen und er selbst hat geschriftstellert und gebildhauert. Er sprach von der Köstlichkeit germanischer Sitte; er selbst hatte einen persischen Diener, hockte auf einem persischen Teppich und rauchte Nargileh. Er war stolz auf seinen edlen Stamm, aber er verkaufte sein Ahnenschloß. Laut Seillière soll er gar ein Gaskogner gewesen sein. Freilich, war es mit Nietzsche sehr viel anders? Auch er, der Bewunderer eines Cäsar, der Gedankenfreund der Borgia, der Mitschuldige an jeder Großtat des Verbrechens, war ein einsamer Grübler und zeitlebens der Welt der Taten abgekehrt. Und doch mußte es nicht so sein! Rat und Tat, Wunsch und Erfüllung schließen sich nicht aus. Lionardo da Vinci schrieb ein Büchlein über Malerei; Cäsar war, wie Friedrich der Große, sein eigener Annalist. Schließlich waren doch die ersten Theoretiker der Rassentugend jene friesischen Krieger, die unter Claudius nach Rom kamen. Sie erschienen

im Zirkus und fragten, für wen die leeren Sitze aufbewahrt seien. Man antwortete: Für Abgeordnete von Völkern, die sich durch Tapferkeit und Freundschaft für die Römer auszeichnen. „Kein Volk der Erde übertrifft in den Waffen oder in Treue die Germanen." Sprachens und setzten sich auf die leeren Prunkstühle. Nicht minder war der Taillefer, wie auch Theodor Körner, wie der letzte Vandalenkönig und so mancher andere Fürst und Barde der Völkerwanderung ein Sänger und ein Held.

Weiter, wie ist es oft in der Politik? Da zucken viele Übergermanen zurück; sie wollen keine Weltherrschaft, verdammen jedes Vordringen auf dem Balkan, gerade wo sich der Germane als Herrn, als wateliches Wicht könnte bewähren.

Jedoch, man soll den Herold nicht schelten, wenn er nur die Versammlung beruft, nicht selber sie leitet. Hören wir, was die Herolde künden! Die Rassenreinheit ist ihr Losungswort. Sie werfen die Frage auf, wer Brahmane, wer Tschandala, und scheiden darnach die Versammlung in zwei Haufen; sie laden zum Nachdenken ein, ob wir im Rassenaufstieg, ob im Niedergang begriffen. Ja, und da erhebt sich schon der Stimmenwirrwarr, kalte Zurückweisung der einen, der anderen heißblütiger Überdrang. Nietzsche will Höherzüchtung, Gobineau glaubt an den Rassenmord.

Heiß tobt der Streit. Die Pfeile der Zunge schwirren. Lanzen werden geschwungen und Schwerter gezückt. Die Versammelten, Berufene wie Unberufene, flüstern, rufen, schreien ihre Meinungen in den Raum hinaus: mannigfache, sich vielfach kreuzende, widersprechende, entgegengesetzte und noch öfters windschiefe, aneinander vorbeigleitende Meinungen. Gobineau, Hüsing, Lanz-Liebenfels, Karl Felix Wolff erklären, der indogermanischen Haufen sind stets nur wenige gewesen. Hentschel und Wilser, Guido List und ein wenig auch Chamberlain wollen ein Prokrustesbett zimmern, wollen alle möglichen Völker und dazu eine Überzahl von Genies zu Ariern stempeln. Die einen erkennen bloß die Germanen als edel an, andere die Nordrassen, dritte ohne Unterschied alle Arier. Auf dem Kampfplatze der Religion, auf dem doch wahrlich des Streites genug und übergenug war, ist mehr Einheit erzielt worden als auf dem der Rasse. Denn auch über ihr eigenstes Wesen, ihre Art, ihren Ursprung sind die Propheten und Propheten-

genossen nicht einig. Der Schädel sei das Merkmal. Nein, die Haare und Augen! Nein, vielmehr die Gesinnung, die Seele! Oder: Rasse ist unsterblich, unverwüstlich, stets sich selber gleich und, wie die Energie der Welt, konstant; dementgegen: Rasse wandelt sich je nach Boden, Himmel und sonstiger Umwelt, ist unaufhörlicher Mischung und infolgedessen stetem Wechsel unterworfen. Rasse ist ein Urphänomen oder aber ein geschichtliches Erzeugnis.

Wer hat recht?

Gott ist. Das hindert uns nicht, fratzenhafte Bilder Gottes zurückzuweisen, hindert nicht, es auszusprechen, daß auch ernsthaftere Gottesvorstellungen lediglich Projektionen des Menschengeistes, eines ganzen Volkes und seiner Sonderart sind. Ebenso wirkt und lebt die Rasse. Wir leugnen sie nicht, wenn wir an fratzenhaften oder unzulänglichen, einseitigen Darstellungen der Rasse unser Urteil wetzen.

Lanz-Liebenfels,[1]) der hoch über die Genossen ragt, empfahl freilich, die volklich gesinnten Schriftsteller sollten sich gegenseitig gerade so loben, wie deren Feinde eine Gesellschaft wechselseitiger Bewunderer m. b. H. bilden. Das sei ferne von uns — das wäre ja gerade ein Streben nach Gewinn über dem Streben nach Wahrheit! Duldung in den eigenen Reihen ist nicht einmal eine unbedingte Gewähr für den Erfolg nach außen, den nur beständige Waffenübung im Innern verbürgt. Die Normannen erfochten ihre Siege, trotzdem sie unaufhörlichen Hader in den eigenen Reihen hatten. Wie heißt die Losung Frithjofs?

Hier ist ein Wikingerschiff. Auf zum entern!

Wer nur einen Schritt weicht, hat den Abschied von uns.

Normannen schlugen und würgten im eigenen Lande Normannen, während sie draußen Island und Amerika anfuhren, während sie halb Europa überrannten und unterwarfen.

Es gilt gerade, die Stellung der Rassenforscher durch innere Kämpfe zu stärken; es gilt, unbrauchbare Helfer auszumerzen, faule Positionen, die doch nur zu leicht vom Feinde genommen werden

---

[1]) Er schrieb allein eine ganze rassengeschichtliche Bücherei „Ostara", bis jetzt 70 Hefte (Rodaun bei Wien).

können, zu verlassen und dafür geeignetere, besser gesicherte zu errichten. Uns helfen weder törichte Theorien noch heillose Utopien, helfen weder starrköpfige Dogmen, wie sie neue Päpste gern ersinnen, noch Ikarusflüge, die doch nur mit Zerschmetterung, mit der Auslöschung des strahlenden Sonnenwagens enden. Bei den leicht beschwingten Gedankenflügen unserer Rassenfreunde ist nur zu oft der Wunsch der Vater des Gedankens und Wissenschaft hat da kein Ansehen. Nur deshalb, um mit so vielem Verkehrten aufzuräumen, erschallt wiederum der Ruf: Lebt im Kampfe mit euresgleichen und mit euch selbst!

Orientalisches.

Der erste Rassenkünder von Ruf war — ein Jahrzehnt vor Gobineau — ein Jude, wie ja auch die erste Völkerkunde, Genesis 10, jüdischer Herkunft ist. Es war Disraeli. Im Jahre 1845 veröffentlichte er einen Roman „Coningsby", in dem er die Judenfrage erörterte. In einem anderen Roman (seltsam genug, daß der spätere Premierminister und Imperialist seine Laufbahn als Romanschreiber begann), im „Endymion" äußerte er: „Niemand darf heute das Rassenprinzip, die Rassenfrage gleichgültig behandeln. Sie ist der Schlüssel zur Weltgeschichte, und nur deshalb ist diese Geschichte häufig so verworren, weil sie von Leuten geschrieben ist, die die Rassenfrage nicht kannten und ebensowenig die dazu gehörenden Umstände. Wo man auch immer die Wirkung derselben antreffen möge, sei es in Gemeinden oder bei den Individuen, es muß damit gerechnet werden. Aber andererseits gibt es auch keinen Gegenstand, der eine so feine Unterscheidungsgabe fordert, oder wo dieses Prinzip, wenn man es nicht von Grund aus versteht, sich so leicht als ein Irrlicht erweisen könnte. In Europa finde ich drei große Rassen mit ausgesprochenen Eigenschaften; die Germanen, die Slaven und die Kelten, und ihr Verhalten wird durch eben diese unterscheidenden Eigenschaften bedingt. Da ist aber noch eine andere große Rasse, die die Welt beeinflußt: die Semiten. Die Semiten üben augenblicklich durch ihre kleinste, aber eigentümlichste Familie, die Juden, einen außerordentlich großen Einfluß in allen Geschäften aus. Es gibt keine zweite Rasse, die mit einem solchen Grade von Hartnäckigkeit und Organisationstalent ausgestattet wäre."

In der modernen Ausprägung ist die Rassenlehre europäisch; sie ist vielleicht aber in ihren Wurzeln orientalischen Ursprungs.

Wer an Seelenwanderung glaubt, nimmt an, daß die Taten des einen Daseins der Seele auf ein anderes hinüberwirken. Als Sklave, als Tschandala, als Bösewicht geboren zu werden, ist eine Strafe für die Vergehungen früherer avatars. „Wer hat schuld, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren wurde?" Das ist im Neuen Testament ein Anklingen des Rassegedankens. Ebenso, wenn es im Alten Testament heißt: „Ich will die Missetat der Väter verfolgen bis ins dritte und vierte Glied." Wie dürfte das ein gerechter Gott, wenn nicht wirklich Schuld und Fehle sich auf weite Geschlechter hin vererbte? Hier ist der Kern der Frage: Vererbung! Augustin, ein Afrikaner, spricht von der Erbsünde, spricht von der Vorausbestimmung für ewige Verdammnis und ewige Seligkeit. Eine Erbsünde, die hinab- und eine Erbtugend, die hinaufzieht — Rasse! Dagegen haben die Arier niemals eine Vorausbestimmung anerkannt, ja, sie lehnen sich selbst gegen eine unausweichliche Schicksalsmacht auf. Der Arier streitet gegen die eigenen Götter an, Diomed gegen Ares, der ossianische Fingal gegen Lodun, so mancher Held der Edda gegen die Götter von Asgard und die Norne selber, Odysseus und Orpheus zwingen gar den Hades unter ihre Macht. Der Arier will nichts von Geschickeszwang wissen, er spottet aller Schranken. Siegfried verschenkt heute ein Königreich, ganz sicher, morgen ein anderes zu gewinnen; der Däumling wird über seine Geschwister erhöht, der Säufritz (ursprünglich Siegfried) wird König. Der Arier fühlt sich frei und schrankenlos gegenüber allen Mächten auf der Erde und über der Erde. Ein Hagen kümmert sich um kein Sittengesetz, nicht um Könige, nicht um Dämonen, nicht um Weissagung üblen Geschicks. Dagegen glaubt der Orientale an Fatalismus. Der Enkel sündiger Ahnen kann der Rache nicht entrinnen, der Moslim hat sein Kismet, der Buddhist seine Prädestination in der Seelenwanderung. Auch Rasse ist Geschick, ist Prädestination; das erkennt schon Tocqueville[1]). Mithin ist der Untergrund der Rassenlehre orientalisch. Die Lehre

[2]) Bei Schemann, Gobineaus' Rassenwerk, 1910.

ist diametral entgegengesetzt der germanischen Überzeugung von der Freiheit des Willens.

Welche Lehre die richtige, ist eine andere Frage: beides, Anschauung des Ostens und Anschauung des Westens, ist zudem nicht selten vereint. Luther schrieb: „Von der Freiheit eines Christenmenschen" und „De servo arbitrio." Der heutige Jude betet: Herr, ich habe meine Seele rein von dir empfangen; der Semit Augustinus verficht demgegenüber die Erbsünde. Der Grieche glaubte, daß Charakter und Besonnenheit alles zwinge, aber sprach schaudernd von der Moira. Der Germane war innerlich frei und sein eigen Gesetz, aber fürchtete meist die Nornen.

Ein orientalisches Element ist nicht minder die Gnosis. Gerade die Überarier haben jedoch diese in ihr Herz geschlossen. In was unterscheiden sich denn die Rita, die Geheimlehre, die Mystik und die haarspalterischen Etymologien Guido Lists und Philipp Stauffs von den verstiegenen Erklärungen und Deutungen des Talmuds und der Kabbala, in was die „Findungen" von Lanz-Liebenfels und seine Ursprachenforschung? Seine Urrunen sind wie die heiligen Wörter, in die eine Welt hineingeheimnißt wurde, der Gnostiker und Kabbalisten, ja fast wie das Abrahraxas, das Hokusvokus chaldäischer Beschwörer. Ausdrücklich erklärt sich Lanz-Liebenfels, sonst ein grundgescheiter Mann, dessen Sexualschriften und Erziehungsgedanken viel Neues und Tüchtiges bringen, zur Gnosis.

Das beständige Hinüberschielen der Arierfreunde, auch Chamberlains, auch Woltmanns, nach Indien, muß einen stolzen Deutschen abstoßen. Abermals das Phantom des Orients! Am schlimmsten sind die, so sich dem Buddhismus in die Arme werfen. Lebensverneinung statt Lebensbejahung. Die Zahl der Buddhisten wächst reißend. In germanischen Ländern, in Nordamerika, England und seit etwa zehn Jahren in Österreich und Deutschland. Es sind durchweg die geistig Armen, die sich dem Buddhismus zuwenden. Einen nehme ich aus von den Verehrern des Hindutums: v. Hübbe-Schleiden. Er ist ein Kenner, was die weitaus meisten Indienschwärmer nicht sind: er hat tiefe Studien gemacht, war selbst längere Zeit im Lande, und ist dort ganz in das Hindutum untergetaucht. Das konnte er unbesorgt tun, denn er hatte

einen starken Rückhalt in Eigenem. Auch hatte er sonst weite Lebens- und Wissensgebiete durchwandert; er leitete 1870 die Geschäfte des Deutschen Reiches in der Londoner Botschaft, war 1880/81 in Westafrika und Fernando Po, und ist der eigentliche Vater unserer Kolonialpolitik. Von Indien zurückgekehrt, suchte Hübbe-Schleiden seine dortigen Erfahrungen für eine nationale Wiedergeburt Deutschlands zu nützen. Das deutsche Brot sollte aber nicht nach indischem Weizen schmecken. Dem einstigen Politiker ist jetzt die geistige Erweckung seines Vaterlandes wichtiger als Weltmacht, für die er früher stritt. Hübbe-Schleiden ist ein wacher Träumer; ein Ideolog, aber einer, dessen Ideen Keimkraft besitzen. Dabei von großer Reinheit der Absichten und Folgerichtigkeit der Gedanken, unterstützt von einer wirklich wissenschaftlichen Grundlage. Daher rückt er auch weit ab von unklaren Schwärmern wie Steiner, dessen „Atlantis" allein genügen sollte, um ihn bei Denkenden und Wissenden zu entwurzeln.

Demokratisches.

Jede Wirkung hat eine Gegenwirkung. Die Rassenlehre ist streng aristokratisch; aber in ihren Ausstrahlungen wird sie demokratisch. Sie führt zum Selbstbewußtsein des japanischen Volkes, der germanischen Nationen. So wird auch die Politik demokratisch. Früher handelte es sich um die Köpfe einzelner, der Führer, der Dynasten; jetzt geht es um Gewinn und Verlust der Völker, die das Rassenwort zum Schlachtruf erhoben. Deutsche gegen Tschechen, Germanen gegen Slaven, alle Weißen gegen alle Gelben und Schwarzen. Massenbewegung, ganze Völkergruppen gegen feindliche Gruppen. So ist die ursprüngliche Lehre bei der Nutzanwendung in ihr Gegenteil verkehrt. Denn Massenrasse wäre für Gobineau der Antichrist, der Fenriswolf gewesen.

Die Philologen.

Großer Jubel herrschte in Europa, als Friedrich Schlegel, auf den Schultern englischer und französischer Forscher fußend, die Verwandtschaft des Deutschen mit dem Indischen herausbrachte. Schlegel war ein Unsteter, ein fahrender Gesell, der Gegenpol des Bureaukraten und des Archivars, ein Erotiker, ein Phantast. Er schwankte von

einem Weibe zum anderen und von einer Religion zur anderen. Aber gerade dieser Urfeind eines rechtschaffenen Philologen hob sich durch schöpferische Intuition dahin, wohin sich ein Jünger Karl Friedrich Hermanns und selbst Friedrich August Wolfs niemals aufgeschwungen hätte. Die andern melken die Euter der mageren Kuh Grammatika; Schlegel aber und Humboldt trinken vom kastalischen Quell der Musen, sie sind süßen Weines voll.

Die Entdeckung der indogermanischen Rasse wirkte wie ein Freudenfest, wie ein großes Geschenk des Himmels auf alle Völker Europas. Es war, wie wenn der verlorene Sohn ins Vaterhaus zurückkehrt, oder wie wenn Geschwister nach langer Trennung, nach einer bunten Reihe von Abenteuern sich endlich wiederfinden. Nun war man doch nicht mehr heimatlos, nun wußte man doch, wo man hingehörte. Es war die Rückkehr von langer Irrfahrt. Auch wurden viele benachbarte Wissensäcker durch den reichen Strom befruchtet, der sich von der Indogermanistik her auf sie ergoß. Nicht nur der ganze Betrieb der Altertumskunde und der Geschichte überhaupt wurde entscheidend umgewandelt, sondern es wurde dadurch zugleich für vergleichende Mythologie und Religionsforschung, ferner für Folklore und vergleichendes Recht der Anstoß gegeben. Dabei hinderte es nur wenig, daß zuerst irrtümlich Indien als die Mutter des Ariertums galt, und daß Versuche gemacht wurden, selbst malaiisch, baskisch und etruskisch in indogermanischem Sinne zu erklären. Die Kinderkrankheiten hielten den Wuchs der jungen Wissenschaft nicht allzu lang auf. Die größten Irrtümer fielen bald wie welke Blätter ab, während die triebfähigen Augen des Setzlings gut aufgingen. Schon innerhalb eines Menschenalters war der munter sprossende Schößling zu einem stattlichen Baume entwickelt, dem weder Wind noch Wetter mehr etwas anhaben konnten. Alle Arbeit, die seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts geleistet wurde, war lediglich, den Baum zu beschneiden und zu düngen; und hie und da ihm ein neues Reislein aufzupfropfen. Gegen Ende des Jahrhunderts zeigten sich jedoch bereits Sprünge in dem gewaltigen Stamm, und heute beginnt die Wurzel morsch zu werden. Das merken freilich die Vöglein nicht, die Philologen, die in den Ästen hausen und jubilieren.

Inzwischen erwuchsen durch Absenker verschiedene Nachbarbäume. Man übertrug die ungeheure Entdeckung, die auf arischem Gebiete gelungen war, auf Semiten, Uralaltaier, Bantu und andere Afrikaner, weiterhin auf Malaien, Indianer, Papua und Australier, kurz, alle anderen Völker der Welt. Vor reichlich einem halben Jahrhundert wurde, abermals durch Deutsche, insonderheit Pott, von der Gabelentz, Max Müller, Friedrich Müller und Schleicher, der Riesenbau der allgemeinen Sprachwissenschaft errichtet. Auch hier waren gleich von Anfang an die Hauptlinien richtig festgestellt; die Folgezeit hatte lediglich die einzelnen Gemächer wohnlich auszuschmücken, und hie und da einen Anbau vorzunehmen. Bloß die Forschungen Trombettis bedeuten noch einen wesentlichen Fortschritt. Sie stellen kommunizierende Röhren zwischen den einzelnen Kammern, den verschiedenen Sprachengruppen her und versuchen eine Zusammenfassung unter dem Gesichtspunkt der Monogenese des Menschengeschlechts. Die um Trombetti vollenden die Versuche früherer Tuchweber, die das Germanische mit dem Finnischen, das Indogermanische mit dem Semitischen, das Semitische mit dem Hametischen und Bantu, das Baskische mit den Berbersprachen und das Koreanische mit dem Dravida verknüpften, und entwerfen zugleich neue Tangenten und sogar neue Kreise, indem sie die ungeahnte Ausdehnung des Kaukasischen betonen und die Indianersprachen mit denen der alten Welt vergesellschaften.

Die Philologen haben ein tüchtiges Werk getan. Aber auch ihr Werk ist vor dem Verfall nicht sicher, und am wenigsten vor der Gefahr der Einseitigkeit. Eine neue Erkenntnis dämmert herauf, nämlich die, daß Sprache und Rasse nicht dasselbe bedeutet. Die Indogermanisten gleichen den Geographen einer längst verflossenen Zeit, die da zufrieden waren, wenn sie die Umrisse und die äußere Fläche der Länder und Meere erkundet hatten. Was unter der Oberfläche war, focht sie nicht an. Höchstens wenn ein Gebirge Gold oder köstliche Steine hegte, verzeichneten sie das getreulich. Die Schlüfte und Klüfte am Meeresboden, die Untiefen und unterseeischen Krater, über die alle gleichmäßig das Meer dieselbe wagerechte Decke breitet, sie waren ihnen völlig unbekannt, und erführen sie davon, so hätte sie Graus und Entsetzen gepackt. Den inneren Aufbau der Gebirge und die Schichten des Ozeans zu ergründen,

das blieb den Männern einer neuen Zeit, den Tiefseeforschern und Geologen vorbehalten.

Ebenso wußten und wissen die Philologen nichts von den Abgründen der Rasse, die jetzt alle von einer und derselben Sprache überdeckt werden. Ein Volk, das eine arische Sprache redet, ist für sie ein Volk arischer Rasse. Das ist ein Wahn, der jeden weiteren Fortschritt, der eine biologische Entwicklung der Linguistik versperrt. Ein anderes Hindernis ist die ängstliche Abneigung vor Verwandtschaften ganzer Sprachengruppen. Nur zu leicht, wenn eine Eroberung geglückt, werden die Eroberer konservativ. Das Deutsche Reich — das ist ganz gut; aber ein deutsches Weltreich, das wäre eine Utopie. Den Astronomen war es eine große, mit Opfern errungene Entdeckung, daß nicht die Erde, sondern die Sonne der Mittelpunkt der Welt; aber dabei sollte es nun auch sein Bewenden haben und sie sträubten sich gegen weitere Entdeckungen. Vor 80 Jahren rief mein Großvater, Johann Georg August Wirth: Wenn die Sonne stillsteht, hat die Astronomie keine Zukunft mehr! Jetzt ist nachgerade eine Bewegung der Sonne, ein Vorwärtsgleiten unseres ganzen Planetensystems (nach dem Sternbild des Herkules hin) von den Fachgelehrten anerkannt. Ganz ähnlich waren Schlegel und Humboldt Revolutionäre; nun aber sollte man, so fordern die Fachmänner, mit dem Ergebnis jener Revolution zufrieden sein und weiteren Revolutionen entgegentreten. Für die Philologen ist Ordnung die höchste Göttin. Also Schubfach Indogermanistik, Schubfach Semitistik, je ein Schubfach Sinologie und Turkologie und Malaiologie und wieder eins Amerikanistik. Wer die Wände der Fächer öffnen und die Schubladen untereinander verbinden will, ist ein übler Ketzer. Wer Rassenhaftes und Sprachliches in fruchtbare Wechselwirkungen bringen will: Anathema sit.

Die Anthropologen.

Seit einiger Zeit aber beginnt sich dennoch eine neue revolutionäre Bewegung Bahn zu brechen. Die Überzeugung dringt durch, daß Sprache vielfach nur ein Kleid, während Rasse der eigentliche Leib. Gesinnungstüchtige Anthropologen werfen die Linguistik überhaupt über Bord; sie könne nur Wirrsal und Unheil stiften. Sprache schwankt

und wechselt und gibt kein unanfechtbares Zeugnis für den Sprecher; Schädel aber und Schenkel sind greifbare Dinge, die gemessen werden können und deren Form für die Eigenart des Besitzers Wesentliches aussagt. Eine Sprache kann man gegen eine andere austauschen, nicht aber seinen Schädel.

The voice of blood shall reach
More audible than speech.

Leider sind die Anthropologen und Somatologen unter sich nicht einig. Was ist das leibliche Hauptmerkmal? Die einen sagen: der Schädel. Die anderen: die Haare. Dritte wollen die anderen Körperteile nicht ausgeschlossen wissen, wollen den Gesamtwurf des Skelettes betrachten. So sei eine fabelhafte Langbeinigkeit für die Schilluk, ein Krümmen der Knie und Plattfuß für die Juden bezeichnend. Von diesen Meinungen hat bis vor kurzem die Hochschätzung des Kopfes den ersten Rang behauptet. Begreiflich! Vom Kopfe gehen immerhin die wesentlichsten Regungen der Tiere und Menschen aus. Der Kopf ist der ansehnlichste, der zuerst ins Auge fallende, der „edelste" Teil des Gesamtleibes. Allein für die Sonderung und Kenntnis der Rasse scheint der Kopf doch nicht unbedingt den Ausschlag zu geben. Es gibt lange Ohren bei hochstehenden wie niedrigen Menschen: Adlernasen bei Indianern, Ariern, Semiten, Türken und selbst Mongolen, wie dem Geghen von Urga. Es gibt Langschädel bei Zwergen und Normannen. Die Forschung beschränkte sich lange auf die Scheidung zwischen Brachykephalen und Dolichokephalen. Heute beginnt ein müder Verzicht Platz zu greifen. Man spürt allmählich, daß man damit nicht weiter kommt und noch weniger mit all dem Kram, den Sergi eingeführt hat, von brachy-, meso- und dolichokephalen Leptoprosopen und Platyprosopen. Führende Anthropologen, wie Erwin v. Bälz, warfen die ganze Schädelmessung kurz entschlossen aus ihren Theorien hinaus. Außerdem, gestützt auf de Vries' Forschungen, müssen wir es doch für möglich halten, daß eine bestimmte Kopfform der Rückschlag eines Types sei, der vor 70 oder 80 Geschlechtern, also beim Menschen vor zwei bis drei Jahrtausenden auftauchte.

Ich persönlich halte ebenfalls wenig von Schädelmessung. Nur in extremen Fällen möchte ich ihre Mithilfe nicht abweisen. Die Hypsisto-

kephalie der „Armenoiden“, wie Luschan sagt, der hohe, abgeschrägte, hinten wie abgehackte Kopf der Bewohner Hocharmeniens und eines großen Teiles von Kleinasien tritt in gleicher Sonderbarkeit auch bei vielen Alpenbewohnern auf: das ist ein Hinweis auf ein Forscherziel, zu dem auch andere geometrische Örter führen. Es kommt sonst vor allem darauf an, welches Merkmal am dauerhaftesten, am beständigsten sei Das scheint aber der Schädel nicht zu sein. Ohnehin ist er verschiedenen rein äußerlichen Einwirkungen unterworfen. Südamerikanische „Flachkopfindianer“ schnüren den Kopf des Säuglings ein, um ihn in die gewünschte schiefe Form zu pressen — ein Vorgang, der übrigens, wenn ich nicht irre, auch in Litauen geübt wurde oder gar noch wird. Geburtshelfer versichern, daß die Prävaginallage des Embryo eine Art Hypsistokephalie schaffe. Dagegen möchte ich nicht glauben, daß das Aufsetzen von Helmen irgendeine Änderung hervorbringe, oder gar, wie der Münchener Ranke meint, daß das Tragen von Rucksäcken und die dadurch bedingte Haltung oder daß die Gewohnheit, die von den Bantuländern bis zum Taunus in Mitteldeutschland herrscht, schwere Dinge auf dem Kopfe zu tragen, irgendwie den Schädel deformiere. An und für sich ist gewißlich der Umriß des Kopfes ein höchst bedeutsames Merkmal, nur ist schwer zu erkennen, auf welche Vererbungen der Gesamtumriß und die Einzelstücke zurückgehen; daran allein scheitert die Schädeltheorie.

Viel leichter ist es, bei der Hautfarbe und bei der Farbe und Struktur der Haare die Vererbungen nachzuweisen: ob ein Großvater oder noch früherer Ahne dunkle oder helle, glatte oder gelockte, schlichte oder wollige Haare trug, lebt häufig noch in der Erinnerung der Enkel fort. Der kleinste Tropfen von Negerblut verrät sich noch bei späten Geschlechtern, denen alle anderen unangenehmen Zeichen abhanden gekommen sind, an der dunklen Färbung der Fingernägel.

Lange waren die Hieroglyphen bekannt, nur konnte man sie nicht erklären. Noch heute besitzen wir ein ganzes Schrifttum aus Kreta, dessen Zeichen uns Rätsel sind. Es gibt also Dinge, die unzweifelhaft vorhanden sind, ohne daß wir in ihr Wesen bisher eindringen konnten. Das innerste Wesen des Radiums, dessen greifbare Wirkungen wir sehen, ist unbekannt. Es hieße demnach das Kind mit dem Bade aus-

schütten, wenn man die Verschiedenheit der Menschenrassen leugnen wollte, einzig und allein aus dem Grunde, weil es den Anthropologen bisher noch nicht gelungen ist, allerseits überzeugende Unterscheidungsmerkmale aufzustellen. Das Besitzrecht an einzelnen Äckern und deren Trennung voneinander kann sehr wohl bestehen, ohne daß Grenzsteine aufgerichtet wurden. Nun ist ja niemandem verborgen, daß die Rassen sich leicht vermählen, und daß dadurch ihre ursprüngliche Verschiedenheit in Ähnlichkeit übergeht. Es gibt dergestalt eine Menge von vermittelnden Typen, durch die der Übergang so leise abgetönt, so unmerklich wird, daß man es wohl verstehen kann, wie Zweifler dazu kamen, die Ungleichheit der Rassen überhaupt in Abrede zu stellen. Es gibt jedoch auch Zwitterwesen, die sowohl der festen Erde wie der See angehören, ja sogar solche, die das Pflanzen- mit dem Tierreich verknüpfen. Trotzdem wäre es lächerlich, die Grenzen zwischen Pflanzen und Tieren einfach wegzudisputieren; trotzdem gibt es doch einmal See und Land und stehen die Fische gegen die Säugetiere. An einer solchen scharfen Scheidung können auch die Amphibien nichts ändern. Genau so aber verhält es sich mit dem Rassen. Jedermann erkennt ohne weiteres, wer ein Mongole, wer ein Schwarzer, wer ein Indianer oder ein Weißer ist. Und niemand wird einen Chinesen, auch wenn er nackt ist, mit einem Papua verwechseln. Daß man dagegen sehr wohl einen individuellen Angehörigen der mongolischen Rasse mit einem individuellen Weißen, daß man nicht minder einen Süditaliener mit einem Berber, ja zur Not mit einem Kreolen und manchmal sogar mit einem Japaner verwechseln könne, ist ebenfalls „gerichtsnotorisch". Das beruht auf der Rassenmischung. Jetzt könnte indes ein Gegner sagen: die Mischung war immer da. Vielleicht! Aber auch immer die Trennung.

Wertvoll ist ein leibliches, von Bälz entdecktes Trennungsmerkmal: Der Mongolenfleck. Die gelbe Rasse ist nämlich körperlich durch eine Besonderheit ausgezeichnet, einen blauen Fleck, der an kleinen Kindern über dem Kreuzbein auftritt, und zwar nicht nur an eigentlichen Mongolen, sondern auch bei Chinesen, Japanern und Koreanern. Er findet sich sogar bei Malaien. Die Größe des Flecks schwankt zwischen der eines Markstücks und eines Handtellers, und die Stelle gleicht

oberflächlich einer Beule, die man sich etwa bei einem Fall zugezogen hat. Der Fleck kann in den ersten Lebensjahren verschwinden, aber auch längere Zeit anhalten.

Nach den Forschungen von Dr. Fink[1]) haben über neun Zehntel aller malaiischen Kinder diesen Fleck. Der Art nach hat diese Erscheinung nichts mit einem Muttermal zu tun, sondern beruht nur auf einer Verfärbung der Haut. Selten kommt sie auch bei ganz anderen Volksstämmen vor, so nach den Beobachtungen eines italienischen Forschers bei etwa zwei vom Hundert der Kinder, die im nördlichen Italien zur Welt kommen. Es wird in diesem Fall angenommen, daß es sich hier um Überbleibsel einer jahrhundertelangen Vererbung handelt, die auf alte mongolische Vorfahren zurückgeht. Ein ähnliches Vorkommen hat man im Jahr 1912 bei den Navajoindianern beobachtet. Eigentlich erklärt ist der Mongolenfleck bis heute noch nicht.

Die Psychologen.

Der Türke kennt in der Regel schon seinen Großvater nicht mehr, und so mancher Deutsche in den Vereinigten Staaten weiß nicht, von woher seine Eltern kamen. Die Ursprünge der Sippen lassen sich in der Regel nicht mehr feststellen. Bei der weitgehenden Rassenmischung verlieren sich ebenfalls die Ursprünge ganzer Völker im Dunkeln. Irgendwie äußert sich indes die Vererbung. Die verschlungenen, aus vielfachen Elementen zusammengesetzten Hieroglyphen sind da, man muß sie nur lesen können. Da aber die Deutung durch Sprachen- und Leibestheorien unsicher und umstritten ist, sind tiefblickende Männer auf noch einen anderen Weg verfallen, um das ersehnte Ziel zu erreichen. Sicherer als die wechselnde Sprache, leichter erfaßlich als die schwer erkennbare Leibesart sei die geistige Begabung, sei die Seele einer Rasse. So Herder und Schlegel, so später Steinthal, so jetzt Wundt und, wenn auch mit anthropologischen Erwägungen verquickt, Chamberlain. Man weiß nicht, wieviele und was für Seelen in der Gesamtseele eines Volkes zusammengeschlossen sind. Allein, blood tells. Man muß nur ein geschickter Chemiker sein, um das Blut zu analysieren. Jede Rasse

[1]) Im Journal für tropische Medizin, 1912.

hat eine bestimmte Seele, und man muß nur ein guter Psycholog sein, um diese Seele zu erkennen. Es handelt sich hier freilich um eine Methode, die nicht mathematisch beweist, die eigentlich mehr mit Intuition als mit Argumenten arbeitet, die skizzenhaft andeutet, ohne farbig auszuführen. Allein gleichwohl sind gar nicht selten die schwierigsten Wege die kürzesten und gelegentlich sogar die sichersten. Eine fröhliche Kaminklettererei statt einer mühsamen Gratbegehung.

Der Maler ist der beste, der mit wenigen knappen Strichen in kürzester Frist ein Bild hinstellt. Ein Stümper macht tausend Striche und erreicht doch keine Ähnlichkeit. Wer aber will beweisen, daß der eine sein Vorbild getroffen hat, während des andern Porträt daneben ging? Genau so ist es mit der psychologischen Erkenntnis und Darstellung der Rassebilder. Wer es eben kann, der kanns. Und wem es nicht gegeben ist, des Mißerfolg leuchtet bald ein, wenigstens den Erleuchteten. Freilich nicht dem Haufen. Das ist ja gerade wiederum die Schwierigkeit der psychologischen Methode. Es ist eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Die Methode setzt sich selbst als Axiom, und man muß daran glauben. Wer es nicht fühlt, der wird es nicht erjagen. Ich berufe mich abermals auf die Erfahrungen des gewöhnlichen Lebens bei der Ähnlichkeit. Die Basen und Muhmen behaupten, das Kind sei dem Vater ähnlich, die Vettern und Oheime erklären, es sei der Mutter aus dem Gesichte geschnitten. Wer will da entscheiden? Genau so ist es, wenn ein Bild von der Volksseele entworfen wird. Ist es ähnlich oder nicht? Die Frage wird jeder einzelne nach individuellem Gutdünken und nach seiner Erfahrung beantworten. Und darüber, wieviel Wert dem Auge des einzelnen beizumessen sei, kann wiederum ein jeder Einzelbeurteiler verschiedener Meinung sein. Das ist eine Schraube ohne Ende, ein Irrgarten ohne Ausgang. Das Genie sagt einfach: „Ich habe recht, ihr anderen habt unrecht! Und schließlich werde ich mich durchsetzen". So leuchtet jetzt, nach Jahrtausenden, immer heller der Stern Heraklits, dessen Verdienst seine Zeitgenossen nicht anerkannten, dergestalt, daß sie ihn „den Dunkeln" nannten. Rembrandt wird jetzt unvergleichlich viel höher geschätzt, als im 17. oder 18. Jahrhundert. Herodot galt Jahrhunderte hindurch für einen Lügner und Märchenerzähler, bis sich endlich

einem späteren Geschlecht seine Wahrheitsliebe, ja photographische Treue offenbarte.

Chamberlain, Woltmann, Wilser denken sich den Arier und besonders den Germanen als tapfer, treu, innig, rein, geistes- und herrschgewaltig. Wer also nicht tapfer, treu, innig, rein ist, der ist eben kein Germane. Fürwahr, eine bequeme Theorie! Indes eben nur Theorie, nur Utopie.

Immerhin entbehrt die Psychologie nicht ganz greifbarer Anhaltspunkte. Taten schatten besser ab als Worte, sagte ein Phantast, der jedoch mitunter ein ganz erstaunlicher Realpolitiker sein konnte, wie in seinen „Dämmerungen für Deutschland", sagte Jean Paul. Ja, Taten beweisen! Ob die Analyse einer Volksseele wahr oder falsch sei, kann einigermaßen an den geschichtlichen Äußerungen des Volkes nachgeprüft werden. Eine Reihe von Taten ist wie eine Barometerskala, an der Hochdruck und Mattigkeit; wie ein Thermometer, an dem Glut und Kälte abgelesen werden kann. Man sollte den Versuch machen, durch die Retorte geschichtlicher Erlebnisse hindurch die Rassen zu treiben und so deren Spiritus zu erfassen.[1])

Die Kunstgeschichte war bis vor kurzem von der Jagd nach greifbaren Dingen beherrscht. Ob ein Bild signiert, in welchem Jahre es geschaffen, wo der Maler lebte, in welcher Umwelt, welchen Einflüssen ausgesetzt, wer seine Eltern, wes Standes, was für Lehrer, was für Schüler er gehabt — das war das Um und Auf der Forscher. Jetzt geht man auf den ästhetischen Eindruck. Wie der Maler gesehen habe, das scheint uns allein von Wert. Das schwimmende, ewig schwankende Element des Subjektiven, der Liebe oder, wie bei Goya, der Menschenverachtung, der Armut, der Kraft, des Glaubens oder des Zweifels, der ringenden Seele hat es uns angetan. Auch suchen wir nicht so sehr die Art von Delacroze oder Corot, Manet, Cézanne zu erfassen, als vielmehr den Gesamtwurf, den esprit der französischen Malerei. Gleichermaßen erwärmt man sich heute nicht mehr so innig für mesorphine Leptoprosopen, für Schädelindex, Kraft der Arme und Farbe der Augen, sondern für den Geist, die Beseelung, die subjektive Ausstrahlung der Rasse.

---

[1]) Helmolt hat es in Hans Meyers „Deutschem Volkstum" versucht.

Im „Hammer" (1. Dezember 1910) sagt Fritsch: „Es gibt manchen Blonden, der auch nicht einen Funken vom Geiste der alten Arier in sich trägt, während dieser Geist recht wohl in einem Menschen von dunkler Tönung wohnen kann. Die Rasse ist vor allen Dingen bestimmt durch den Rassegeist". Ähnlich urteilt Lienhard in seinem „Amadis".[1]) Er sagt:

„An der Stellung zum Leid scheiden sich vornehme und geringe Naturen. Die vornehme Seele hämmert den Schmerz zu Gold; der Schwächling nörgelt, schimpft oder verkümmert und kommt nicht darüber hinweg.

Mein Ariertum und dgl. exakt-wissentschaftlich festzustellen, ist unmöglich und zwecklos; ob ich aber dem Edleren in mir folge oder den Zerfahrenheiten und Trivialitäten erliege, das vermag ich festzustellen. Und so ist dieser innere, dieser nahe und praktische Weg vorzuziehen unter deutlicher Trennung der Gebiete: dort Wissenschaft, hier Weisheit, dort Sachenkultur, hier Seelenkultur. Dort beweist man, hier verlebt man. Hier reicht kein Mikroskop und kein Spaten aus; die Kraft der letzteren Art von ‚Beweis' ist auf manchem Scheiterhaufen, Schlachtfeld, Krankenbett, in manchem tapferen Leben unwidersprechlich erbracht".

Aus einem solchen wertvollsten Empfindungskern heraus ist Gobineaus düster-heroische Theorie mitten in der Fäulnis des französischen Kaisertums und der vorausgehenden Jahre entstanden. „Nichts stiftet so viel Gutes wie das Leid", sagt dieser bedeutende Mann„; wir fügen freilich auch hier hinzu: in Seelen, die dieser Polarität gewachsen sind. Der tiefste Kern seiner Rassenlehre ist eine poetisch-aristokratische Empfindung und ein sittliches Erlebnis. Nicht die dunkle Rasse als solche bekämpfte dieser stolze Geist, sondern das Dunkle der niederen Gesinnung; und nicht Haar und Hautfarbe der „weißen Rasse" ist für ihn das Leuchtende, das Liebenswerte, sondern die lichtere Substanz der edleren Seelen.

Nun ist es wohl möglich, daß sich bis zu hohem Grade Rasse und Nation als Träger von darin eingekapselten sittlichen und geistigen

---

[1]) Gobineaus Amadis und die Rassenfrage, Stuttgart 1908.

Besonderheiten der Menschheit kundgeben. Es ist möglich, daß sie Träger von Ideen werden, daß sie Ideen Körper geben. Wie man den Schwaben, Rheinländern, Tirolern usw. einen bestimmten Gruppengeist zuschreibt, so daß man von schwäbischer Gemütlichkeit, rheinischem Humor usw. spricht, so bilden sich wohl auch in größeren Komplexen Grundrichtungen geistiger und seelischer Art aus. Ein Familiengeist großen Stils. So spricht man etwa von „altpreußischer Zucht" und verbindet also mit dem Stammesbegriff sofort eine sittliche Wertung.

Aber indem ich von altpreußischer Zucht spreche, will ich damit das gleichsam bürgerliche, historische, vergängliche Altpreußentum wieder zurückwünschen? Ich meine doch wohl damit — gegebenenfalls unter ganz neuen Formen — nur jene Zucht als solche, den geistigen und sittlichen Zustand, die Willensenergie, die damals im friderizianischen Kostüm und Ton in Erscheinung trat. Also etwas Geistiges. Ebenso wirksam und wertvoll kann diese geistige Kraft in Sparta, Alt-Rom, England, Japan sichtbar werden. Diese geistigen, sittlichen, seelischen Eigenschaften sind das Wertvolle; sie muß der durch die Formen hindurch Schauende im Auge behalten, ohne daß er deshalb die vergänglichen Formen hinwegzutaschenspielern oder zu mißachten braucht.

Aber diese Formen wechseln; das Feuer wandert. Das Spanien eines Cid war stark und stolz, heute ist es weniger bedeutend; das Italien der Renaissance war voll Genialität; Hellas, Aegypten, Assur, Babylon — wieviel Trümmerstätten! Läßt sich nun wirklich überall nur durch Rassenänderung jener Aufschwung oder Verfall erklären — oder ist vielleicht auch die Rassenmischung nur eine Folge- und Begleiterscheinung des Ermattens?

Soweit Lienhard.

Goethe.

Den Geist einer Rasse zu erfassen, war auch Goethes Bemühen. Er war der geborene Völkerpsycholog. Ich wollte, es zöge einmal ein Unbeschäftigter alle Silbererze aus den weitschichtigen Stollen Goethes, um sie zu Rassenmetall zu verhütten. Der Alte hat offenbar oft und gern über Vererbung und ihre Folgen nachgedacht. Und nie müde wird er, Eigenschaften der Griechen, Deutschen, Franzosen, Juden gründlich

und mit Eifer zu erörtern. Man könnte ein Buch damit füllen. Am berühmtesten sind die Verse, die er seinem eigenen Werdegang widmet:

Vom Vater hab ich die Statur . . .

Was ist es anders als Wertschätzung der Rasse, wenn er als höchstes Glück der Erdenkinder die Persönlichkeit preist? Wenn er den Nationalstolz und die Nationalkultur der Engländer erhebt? und beides bei den Deutschen vermißt? Den Juden, die er von Frankfurt her gut kannte, schreibt er so manche hervorragende Eigenschaften zu, aber will doch nicht des gleichen Stammvaters wie sie sein und er hält in der Urausgabe des „Wilhelm Meister" ein schrecklich Strafgericht über sie. Er nimmt frühzeitig Anteil an Ethnologie; er sieht das Rassenhafte, von Herder belehrt, in arabischer und serbischer Dichtung.

Bismarck.

Jeder Mensch hat seine Widersprüche. Und je größer die Männer, um so auffallender manchmal die Kontraste ihrer eigenen Meinungen. In jedem Leben wechselt Freundschaft mit Abneigung und Haß. Tiberius und Sejan! Nietzsche näherte sich Richard Wagner mit glühender Anbetung, um ihn danach schroff zu verdammen. So auch Bismarck. Er stützte und hob die Zollern, um nach seinem Sturze gegen sie zu wirken. Er konnte sich nicht genug damit tun, zeit seines Lebens seine Verachtung gegen die Tintenklexer auszuströmen, und er selbst war einer der eifrigsten Journalisten. Er schloß ein Bündnis mit Andrassy, und wenige Jahre später erdachte er eine Rückversicherung gegen Österreich. So darf es auch nicht wundernehmen, wenn Bismarck in der Judenfrage entgegengesetzte Ansichten geäußert hat; freilich verwickelt sich die Untersuchung dadurch, daß manche Aussprüche des eisernen Kanzlers möglicherweise gar nicht von ihm getan, sondern nur von Interessenten ihm zugeschrieben werden. So habe er, als es sich darum handelte, seine Söhne zu verheiraten, gesagt, er sei darauf gespannt, das gute Ergebnis zu sehen, wenn ein germanischer Hengst und eine jüdische Stute zusammenkämen, jedoch die Echtheit des Wortes wird bestritten. Nun, eine Jüdin hat der vorurteilslose Staatsmann doch nicht zur Schwiegertochter bekommen, aber eine Magyarin. Dem

Grundsatze, den er selbst für seine Diplomaten aufstellte, daß, wer eine Ausländerin heirate, den Dienst verlassen müsse, ist er mithin selbst — nicht gerade untreu geworden, denn Herbert war schon außer Dienst, allein wenn nicht formal, so ist doch sachlich der Widerspruch unzweifelhaft. Der jetzige Fürst Bismarck hat demgemäß ungarisches Blut in seinen Adern.

Bei dem Altreichskanzler waren vermutlich zwei An- und Absichten in Widerstreit, nämlich die dem Junker eingeborene Verachtung der Juden — „sie mögen sich beriechen", sagte er von Bleichröder und dem Pariser Geldmanne, die zusammen 1871 die Kriegsentschädigung ausmachen sollten, — und auf der anderen Seite die private und politische Notwendigkeit, sich der Juden zu bedienen. Es scheint ihn jedoch kaum mit Ingrimm erfüllt zu haben, daß man der geschickten orientalischen Geldleute nicht entraten könne. Die Gefahren plutokratischer Weltpolitik waren für ihn noch nicht brennend. Die Lösung der wirtschaftlichen Gefahr, die er im Judentum sah, war: „daß sie (die Juden) durch Kreuzung unschädlich gemacht werden müssen". Dagegen hat Bismarck geäußert: lieber verbauern als verjuden!

Zum Nachdenken über Rasse und Vererbung wurde Bismarck wohl schon dadurch gebracht, daß er selbst von adeligen Ahnen und einer bürgerlichen Mutter, einer geborenen Mencke, stammte. Die Sippe der Mencke war gut und angesehen und kann sich ihrerseits mehrere Jahrhunderte, bis zur Reformation, oder sogar noch darüber hinaus, zurückführen. Weitere Anregungen und Beobachtungen lieferten dem Gesandten und nachherigen Kanzler seine überaus häufigen Reisen, die ihn im Westen bis ins Baskenland, im Norden zur Jagd nach Schweden, im Osten bis fast an den Ural, im Süden bis in die ungarische Pußta führten. Bismarck ist zwar nicht mehr unterwegs gewesen, als ein anderer wandernder Deutscher, als Goethe, aber er ist, wenn man von Süditalien und Sizilien absieht, weiter herumgekommen, als der Dichterfürst. Drittens war Bismarck überhaupt mit einer Anlage zum Philosophieren behaftet. Schmückte er doch gern seine Briefe und Reden mit Zitaten aus Shakespeare und allerlei nachdenklichen Betrachtungen aus. Diese Geistesrichtung zwang ihn dazu, sich auch über den Erfolg seiner eigenen Politik philosophisch Rechenschaft zu geben. Da kam er

denn ganz von selbst auf die Lehre von den aktiven und passiven Völkern.

Bismarck, der selbst höchstwahrscheinlich einen Schuß slavischen Blutes in seinen Adern hatte, hat offenbar über Rasse viel nachgedacht. Er meint einmal[1]): „In den Preußen ist eine starke Mischung von slavischen und germanischen Elementen. Das ist die Hauptursache ihrer staatlichen Brauchbarkeit. Sie haben etwas von der Fügsamkeit des slavischen Wesens an sich, und zugleich etwas von der Kraft und Männlichkeit der Germanen". Ein andermal: „Die Russen können nichts machen ohne die Deutschen; sie können nicht arbeiten, aber sie sind leicht zu führen. Sie haben keine Widerstandskraft und folgen ihrem Herrn. Auch die Kelten sind nichts als eine passive Masse. Erst als die Germanen hinzutraten, erst durch die Mischung entstanden staatliche Völker: so die Engländer und auch die Spanier, solange noch die Goten an ihrer Spitze waren, und die Franzosen, solange das fränkische Element sie leitete". Bismarck hält die Völker von vorwiegend germanischer Abkunft, Engländer und Amerikaner, jedenfalls für zukunftsreicher, besonders die letzteren, und bedauerte, „daß er nicht von Jugend auf mit diesen Sachen sich habe wissenschaftlich beschäftigen können, die oftmals mehr Interesse für ihn gehabt hätten als die hohe Politik". Die Bedeutung des nordischen Rassenelements kennzeichnet Bismarck folgendermaßen: „Den nordischen Völkern gehört die Zukunft; sie treten nun in die ruhmvolle Rolle ein, welche sie für das Wohl der Menschheit auszufüllen bestimmt sind".

Nietzsche.

Nietzsche erklärt einmal, der Orient sei erstarrt, weil er nur ein Moralgesetz kenne, während die Europäer, weil zwiefacher Moral, sich lebendiger entwickelten. Im übrigen wird man dem Sachsen, der so lange in der Schweiz war und sich später am liebsten in Italien aufhielt, füglich das gleiche Recht zubilligen dürfen, das Recht wechselnder Stimmungen und Meinungen, wie es jedem großen Manne in der Regel zugestanden wird. Zu solchem Wechsel ist noch keineswegs eine

[1]) Driesmanns, Rasse und Milieu, 309. Auch die folgenden Äußerungen sind von Driesmanns zusammengestellt.

Enttäuschung und Verbitterung notwendig, wie sie Bismarck empfand, als er das allgemeine Wahlrecht und so manches andere, was er selbst geschaffen, wieder zu zerbrechen oder doch abzuschwächen suchte. Dennoch ist ein auffallend Zeugnis für die Urteilslosigkeit der Masse, daß Nietzsche einesteils von den Sozialdemokraten, andernteils von pangermanistischen Rasseschwärmern als Eideshelfer angerufen wurde. Den Sozi gefiel baß sein Ansturm gegen das Christentum, seine Umwertung aller Werte; sie erwogen nicht, daß die Umwertung zugunsten eines Aristokraten, eines Über- und Edelmenschen gedacht war, und daß der Seher von Sils Maria „das wachsende Heraufkommen des demokratischen Mannes und die dadurch bedingte Verdummung Europas" als ein heilloses Übel fürchtete. Viele Rassenzüchter und „Völkische" jauchzten lediglich über die blonde Bestie, den Kriegsmut und die harte Rücksichtslosigkeit, die von dem kühnen Vorkämpfer der Edelzucht empfohlen wurde; sie vergaßen seine schroff und häufig ausgesprochene Abneigung gegen den Nationalismus im allgemeinen und gegen sein eigenes Volk im besonderen. Ein Grund für dieses Übersehen kann höchstens darin gefunden werden, daß die nachgelassenen Werke Nietzsches, in denen er sich vornehmlich über Volkstum, Rasse und Weltpolitik ausspricht, erst 1901 und 1903 erschienen sind; zu einer Zeit, als der Hauptanstoß zu der heutigen Rassenbewegung schon durch Penka, Ammon, Lapouge und Chamberlain gegeben war, und Woltmann sein Hauptwerk ebenfalls schon geschrieben hatte.

Was kann niederschmetternder sein als das Bekenntnis Nietzsches: der Nationalitätenwahnsinn und die Vaterlandstölpelei sind für mich ohne Zauber? Oder seine Maxime: mit keinem Menschen umgehen, der an dem verlogenen Rassenschwindel Anteil hat? Der Philosoph redet unmittelbar der Rassenmischung das Wort, ist also ein Gegenpol derer um Chamberlain. Für ihn heißt die Losung: „gegen Arisch und Semitisch — wo Rassen gemischt sind, der Quell großer Kulturen". Der Anschauung gegenüber, die durch den Balkankrieg genährt worden ist, daß die Zukunft Deutschlands durch niemand mehr bedroht sei als durch das unaufhaltsam wachsende Slaventum, verlangt der seines polnischen Teilursprungs Bewußte „ein Ineinanderwachsen der deutschen und slavischen Rasse" und erwärmt sich sogar für russische Nihilisten.

Er äußert mit Entschiedenheit: „Mir scheint das erfinderische Vermögen und die Anhäufung von Willenskraft am größten und unverbrauchtesten bei den Slaven zu sein, dank einem absoluten Regiment; und ein deutsch-slavisches Weltregiment gehört nicht zu dem Unwahrscheinlichsten". Zu dem Ende empfiehlt denn auch Nietzsche des öfteren ein unbedingtes Zusammengehen mit Rußland.

Der Schöpfer „Zarathustras" hat die Rassenbegeisterung stark geschürt. Die angeborene Gebärde (die ja auch dem Reformer Breysig so wichtig erscheint) ist ihm weit wertvoller als anempfundene und angequälte Allerweltsbildung. Nicht minder schien seine begeisterte Schilderung des Herrenmenschen wunderschön auf den Arier zu passen; der unbefangene Beurteiler darf sich aber nicht verhehlen, daß Nietzsche von den Ariern als solchen nicht das geringste wissen will, wenigstens nicht in seiner letzten Periode. Er verstößt gleich gegen den ersten Grundsatz der Arierfreunde, die oft sich zu Überariern erhitzen; er stellt überaus häufig und geflissentlich den Osten über den Westen, den Orientalen über den Europäer. Er findet sogar, daß ein Orientale besser repräsentiere als etwa ein Norddeutscher. Was übrigens richtig ist, allerdings nur für die Männer. Und dann erläßt er sogar den Ukas: die Geschichte Europas seit der römischen Kaiserzeit ist ein Sklavenaufstand. Noch einseitiger ist die Anschauung: die asiatischen Menschen sind hundertmal großartiger als die europäischen. An vielen Orten verspottet unser Philosoph die Deutschtümelei. Die Freiheitskriege nennt er eine Vermanschung des napoleonischen Gedankens, der auf die Einheit Europas zielte. In Luther sieht er einen Revolutionär der Pöbelinstinkte, in der Reformation ein barbarisches Verbrechen gegen römische Kultur. Er verdammt „die tugendhafte Deutschtümelei, welche die Geschichte gegen sich hat und die Scham gegen sich haben sollte". Deshalb wendet er sich auch gegen seinen einstigen Freund, den Großen von Bayreuth: „Das falsche Germanentum bei Richard Wagner, diese höchst moderne Mischung von Brutalität und Verzärtelung der Sinne ist mir ebenso zuwider wie das falsche Römertum bei David" (dem Maler), und wiederum: „O Teufel über das Gequak! Die Deutschen prahlen wieder einmal mit ihrer berühmten deutschen Tugend, von der die Historie schlechterdings nichts weiß. Am schlimmsten

treiben es einige Antisemiten, hinzugezählt, was am Sumpfe des Bayreuther Meisters sitzen geblieben ist". Unmittelbar darauf vergleicht er seine Landsleute mit den Chinesen — ein Vergleich, den auch der aus China zurückkehrende Graf Walderssee auf Grund eigener Erfahrungen zog.

In der Politik war Nietzsche gegen Nationalstaaten und für einen europäischen Einheitsstaat. Die Erklärung dafür ist wohl darin zu finden, daß der große Verächter der Überlieferung ein extremer Individualist war, der glauben mochte, daß in dem weiten Rahmen eines Gesamteuropas das Einzel-Ich sich besser entfalten könne als in Nationalstaaten. Wenn Nietzsche sich so sehr für die Russen und die Slaven überhaupt erwärmt, so liegt es ja nahe, dies auf das Polenblut in ihm zurückzuführen. Auffallend oft prophezeit er den Russen die künftige Weltherrschaft und meint, daß dann Europa auch politisch ein Anhängsel Asiens sein und eine Stellung einnehmen werde wie Hellas unter römischer Herrschaft. Er glaubt sogar, daß der Zar Indien und China erobern werde. Es ist noch nicht so weit gekommen. Wenn man jedoch bedenkt, daß die Prophezeiung vor das Jahr 1888 zurückreicht, vor die Erfolge Lobanoffs und Wittes, vor den Triumph Rußlands in der Mongolei und Persien und kürzlich auf dem Balkan, ja noch vor den Beginn der Sibirischen Bahn: so kann man nicht anders als den Scharfblick, den jene Prophezeiung verrät, zu bewundern. Und wer kann sagen, ob sich die Voraussage, die sich auf das ganze zwanzigste Jahrhundert bezieht, nicht noch erfüllen wird? Die Russen sind zwar keineswegs ein Meister- und Herrenvolk, aber mit dem Imperialismus der Deutschen steht es, nach den Proben der letzten Jahre zu schließen, noch schlechter, und die Tage Englands sind gezählt.

Jedenfalls zeigt Nietzsches Aufmerksamkeit gegenüber der Rassenpsychologie und der Politik (wozu auch zahlreiche Bemerkungen über Bismarck gehören), daß er nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch der Erde und irdischen Fragen zugewandt war, daß mithin sein „Jenseits von Gut und Böse" ganz gewiß nicht, wie Richard M. Meyer und Julius Hart meinen, „nirwanistisch" ist, sondern irdisches Machtbewußtsein, unendliches Lebensgefühl. Jenseits der Lauheit und Mittelmäßigkeit ist nicht nur die Kälte, sondern auch die Glut.

Nietzsche hat viele grausame Pfeile gegen die Juden in seinem Köcher und möchte namentlich die Ostjuden mit Stumpf und Stil aus dem Deutschen Reiche ausrotten.[1]) Dagegen meint er: „Auch bedürfen wir der geschicktesten Geldmenschen, der Juden, unbedingt, um die Herrschaft auf der Erde zu haben." Und: „. . . . ist die Schönheit der Jüdin die höchste."

Nachdenklich macht der Hinweis darauf, daß gerade die größten Deutschen am meisten von nichtdeutscher Bildung gelernt haben, so Goethe von Franzosen und Griechen, Friedrich der Große von Voltaire, der Staufer Friedrich II. (der freilich kaum ein Deutscher war, seine Umgangssprache wird italienisch gewesen sein) von „maurisch- morgenländischer Aufklärung", endlich Bismarck von Napoleon III. und Cavour.

Nietzsche ist jedoch für die Prädestination der Geburt: „Keiner weiß genau, was er tut, wenn er ein Kind zeugt; für den Weisesten ist es ein Lotteriespiel. Und der Mensch soll frei sein, der nicht einem Vernunftakte sein Dasein dankt!"

Auch sonst drückt an sehr vielen Stellen Nietzsche die Meinung aus, daß das vererbte Element in uns am wichtigsten ist, daß wir nicht eigentlich leben, sondern von unserem Blute gelebt werden. Unaufhörlich redet der deutsch-polnische Philosoph von der Herkunft der Leute, der Gelehrten, der Parteiführer, der Künstler, Napoleons. Er spricht von der edlen Gebärde, von deren Mangel. Er geht so weit, zu behaupten, daß die Kinder gar nicht ihren Eltern ähnlich sind, da diese im Augenblicke der Zeugung noch keine selbständig ausgesprochenen Individuen seien, sondern den Großeltern; er begründet so den Atavismus. Er findet in den heutigen Genuesen die Spuren der Seebeherrscher des ausgehenden Mittelalters; er glaubt überall Charakterzüge zu entdecken, die die Jahrhunderte überdauert haben. Er erklärt die Kirchenfürsten für den edelsten Anblick, namentlich, wenn sie aus vornehmen Geschlechtern stammten. Er prophezeit den Juden die Herrschaft über Europa als eine Folge ihrer Adelsheiraten. Die Hälfte schier aller seiner Betrachtungen zielt darauf ab, die Rassenzüge der Griechen,

[1]) Die folgenden Zitate aus Nietzsche, Nachgelassene Werke, Unveröffentlichtes aus der Umwertungszeit 1903.

Deutschen, Engländer, Romanen und Slaven in helles Licht zu setzen. Um so seltsamer ist freilich, daß derselbe Nietzsche von einer Scheidung zwischen Ariern und Semiten gar nichts wissen will und ebensowenig von Nationalitäten. Aber es scheint eben mit zu seiner Philosophie zu gehören, ja, einen wesentlichen Bestandteil von ihr auszumachen, die Widersprüche in den Dingen zu entdecken und sie unverhüllt und unversöhnt auch in der Empfindung zur Geltung zu bringen.

Die wichtigste Stelle, die von den Ansichten unseres Philosophen künden, ist vielleicht in der „Morgenröte" enthalten[1]), die 1880 am Gardasee entstand. Es heißt da:

„Es gibt wahrscheinlich keine reine, sondern nur reingewordene Rassen und diese in großer Seltenheit. Das Gewöhnliche sind die gekreuzten Rassen, bei denen sich immer, neben der Disharmonie von Körperformen (zum Beispiel, wenn Auge und Mund nicht zueinander stimmen), auch Disharmonien der Gewohnheiten und Wertbegriffe finden müssen. (Livingstone hörte jemand sagen: ‚Gott schuf weiße und schwarze Menschen, der Teufel aber schuf die Halbrassen.') Gekreuzte Rassen sind auch zugleich stets gekreuzte Kulturen, gekreuzte Moralitäten: sie sind meistens böser, grausamer, unruhiger. Die Reinheit ist das letzte Resultat von zahllosen Anpassungen, Einsaugungen und Ausscheidungen, und der Fortschritt zur Reinheit zeigt sich darin, daß die in einer Rasse vorhandene Kraft sich immer mehr auf einzelne ausgewählte Funktionen beschränkt, während sie vordem zuviel und oft Widersprechendes zu besorgen hatte: eine solche Beschränkung wird sich immer zugleich wie eine Verarmung ausnehmen, und will vorsichtig und zart beurteilt sein. Endlich aber, wenn der Prozeß der Reinigung gelungen ist, steht alle jene Kraft, die früher bei dem Kampfe der disharmonischen Eigenschaften daraufging, dem gesamten Organismus zu Gebote: weshalb reingewordene Rassen immer auch stärker und schöner geworden sind. — Die Griechen gaben uns das Muster einer reingewordenen Kultur und Rasse: und hoffentlich gelingt auch einmal eine rein europäische Rasse und Kultur."

---

[1]) IV, 239.

Nietzsches andere Aussprüche sind: Raffael und Goethe waren nicht nur die Ausbeuter jener Erzgänge, welche sich aus dem Geschiebe und der Geschichte ihrer Vorfahren ausgelaugt hatten.

Kein Nachdenken ist so wichtig wie das über die Erblichkeit der Eigenschaften.

Es ist aus der Seele eines Menschen nicht wegzuwischen, was seine Vorfahren am liebsten und beständigsten getan haben, ob sie etwa emsige Sparer waren und Zubehör eines Schreibtisches und Geldkastens, bescheiden und bürgerlich in ihren Begierden, bescheiden auch in ihren Tugenden oder ob sie ans Befehlen von früh bis spät gewöhnt lebten, rauhen Vergnügungen hold und daneben vielleicht noch rauheren Pflichten und Verantwortungen — — es ist gar nicht möglich, daß ein Mensch nicht die Eigenschaften und Vorlieben seiner Eltern und Altvordern im Leibe habe: was auch der Augenschein dagegen sagen mag. Dies ist das Problem der Rasse.

Nietzsche, dessen himmelstürmende Etymologien allerdings den Gipfel der Unmöglichkeit erklimmen, ist der eigentliche Urheber der Arierbegeisterung, der Schöpfer der Herrenmenschen und der Herrenrasse. Vor ihm haben ja wohl schon andere diese Begeisterung emporflammen lassen, so Penka und Wilser; das waren indes nur trübe Tranlampen, die durch Mangel an Sauerstoff von selbst erloschen wären, wenn nicht das helle, mächtige Feuer Nietzsches zu ihnen hinübergeprasselt wäre und mit seiner Kraft ihre Schwäche emporgerissen hätte. Die Hauptstelle über die Arier und ihre Herrlichkeit findet sich in der Genealogie der Moral, die 1887 in Sils Maria geschrieben wurde. — „als der vorarische Insasse des italienischen Bodens, der sich von der herrschend gewordenen blonden, nämlich arischen Eroberrasse durch die Farbe am deutlichsten abhob . . ." „Die Kelten waren durchaus eine blonde Rasse; man tut unrecht, wenn man jene Streifen einer wesentlich dunkelhaarigen Bevölkerung, die sich auf sorgfältigeren ethnographischen Karten Deutschlands bemerkbar macht, mit irgendwelcher keltischen Herkunft und Blutmischung in Zusammenhang bringt, wie dies noch Virchow tut: vielmehr schlägt an diesen Stellen die vorarische Bevölkerung Deutschlands vor. (Das Gleiche gilt beinahe für ganz Europa: im wesentlichen hat die unterworfene Rasse schließlich daselbst

wieder die Oberhand bekommen, in Farbe, Kürze des Schädels, vielleicht sogar in den intellektuellen und sozialen Instinkten: wer steht uns dafür, ob nicht die moderne Demokratie, der noch modernere Anarchismus, und namentlich jener Hang zur „commune", zur primitivsten Gesellschaftsform, der allen Sozialisten Europas jetzt gemeinsam ist, in der Hauptsache einen ungeheueren Nachschlag zu bedeuten hat — und daß die Eroberer- und Herrenrasse, die der Arier, auch physiologisch am Unterliegen ist?)"

Im übrigen finden sich die Wurzeln dieser Anschauungen bei Nietzsche, der später erst mit Burckardt und Gobineau bekannt wurde, schon in den 1860er Jahren, also eigentlich noch vor Penka und Wilser. In seinen philologischen Schriften, die erst kürzlich (1912) herausgegeben wurden, nimmt der Baseler Professor besondere Rücksicht auf die ungriechischen Bevölkerungselemente in Griechenland und stellt sie bewußt in Gegensatz zu den arischen. Aus der späteren Zeit, in „Jenseits von Gut und Böse", ist besonders reizvoll ein Urteil über die Deutschen, deren Widersprüche und Sonderbarkeiten aus der Rassenmischung hergeleitet werden. Dabei fällt das Wort: Die Deutschen sind „vielleicht sogar mit einem Übergewicht des vorarischen Elementes" ausgestattet. Dies Wort vorarisch, das seitdem im wissenschaftlichen Schrifttum eine so große Bedeutung erlangt hat, war offenbar drauf und dran, auch für die Gedankenwelt Nietzsches Epoche zu machen — als die Katastrophe über ihn hereinbrach. Es wäre der Mühe wert, einmal zu untersuchen, aus was für Büchern er die historischen Unterlagen hierzu geschöpft habe. Das eine ist sicher, daß er Gobineau schätzte.

Erziehliche Geschichtsschreibung.

Das Schöne, sagt Plato, weckt durch seinen Anblick zum Zeugen. Das beste an der Geschichte, meint Goethe, ist die Begeisterung, die sie erregt. Davon sind wir jetzt sehr weit abgekommen. Wir memorieren trockene Fakta und schreiben und lernen lange pragmatische Diplomaten-Quisquilien und endlose fürstliche Genealogien; wir häufen Zahlen und Daten, und zuletzt, was bleibt uns von all dem Wust? Wo ist die gerühmte Begeisterung?

— — — die ein Chemikus
Durch die Retort getrieben,
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben!

Aber wie die Großen sungen, so zwitschern die Jungen. Die Anführer und Leiter, die hochgelahrten Forscher, die Professoren auf der Universität und auf den Gymnasien: sie selbst gehen ja alle mit bösem Beispiel voran. Nur zu oft jagen sie lediglich neuem Stoffe nach, aber nicht neuen Gedanken. Nur zu oft sind sie froh, wenn sie Regenwürmer finden, freuen sich über Katzensilber und Lausegold, statt über echtes Edelmetall: es fehlt den langatmigen Tatsachenreihen an Ideen; es fehlt dem Stoffe an Durchdringung. Immer neue Akten, immer neue Originalabhandlungen, Traktate und Urkunden schleppen sie herbei und stapeln sie rings in unabsehbaren Fächern auf. Aber es bleibt Rohmaterial. Weder Öl noch Zucker kommt in die Raffinerie. Ja, nicht einmal das Getreide wird entkörnt, noch die Kokosnuß zu Kopra hergerichtet. Das Getreide bleibt auf den Erntewagen verfrachtet, wird nicht gedroschen; die Südfrüchte bleiben in den Kisten, in denen sie eingeschifft wurden. Kein Mensch denkt mehr an Verwertung und an Verkauf. Mit Hunderten von dickleibigen Bänden, von historischen Zeitschriften und Monumenta und Briefwechselsammlungen und Archivalien füllen sich die Gefächer der Büchereien. Was aber hat die Menschheit davon? Rückert sagt irgendwo:

Nicht wer aus dem Schutt der Zeiten
Wühlet mehr Erbärmlichkeiten,
Sondern wer den Plunder sichtet,
Und zum Bau die Steine schichtet!

Ja, das ist's! Das ist's ganz genau! Darauf allein kommt es an! „Und zum Bau die Steine schichtet!" Erst wenn die festen Quadern ein tüchtiges Fundament gebildet haben, und sich dann hierauf ein schimmerndes Kunstwerk erhebt, das die Freude und den Stolz des Beschauers weckt, erst dann haben die Steine wirklichen Wert — sonst könnten sie draußen im unfruchtbaren Felsgebirge,

könnten sie am öden Kar und in den Marmorbrüchen bleiben — dann erst haben sie ihre Aufgabe erfüllt. Einem Bauherrn muß der Historiker gleichen, einem sinnenden, ordnenden, frei und kühn schaffenden. Dann werden auch die Steinmetz- und Maurerlehrlinge auf ihn schauen, werden ihm folgen und von ihm lernen. Und nicht bloß Ordnung statt des bisherigen Chaos, sondern auch Schwung und Begeisterung statt banausiger Handwerksmäßigkeit.

Das letzte Geschlecht, das zu den Füßen Treitschkes und Sybels saß, wußte das noch. Von den Hörern eines Gervinus und Mommsen ganz zu schweigen. Das waren noch Männer, die von den Taten der Ahnen erzählten, um die Enkel selbst zu neuen Taten anzustacheln. Die Erhebung von 1813, der Sturz Metternichs und die Wiedergeburt Deutschlands im Jahre 1870 ist ganz wesentlich von kraftvollen Lehrern der Geschichte vorbereitet worden.

Es ist wahr: auch gegenwärtig gibt es verschiedene Historiker, die mit der Zeit gehen und deren Nöte begreifen, die einer hoch aufhorchenden Jugend von Kolonien und Weltpolitik erzählen. Aber erstlich ist ihre Zahl gering, zweitens ist ihre Art lange nicht mit der früherer Zeiten zu vergleichen. Warum? Früher handelte es sich um Freiheit und Vaterland. Tod den Tyrannen und ein einiges Deutschland! So lauteten die Schlagworte. Jetzt handelt es sich um Differenzialzölle und Präferentialtarife, handelt es sich um die Tonnenzahl der Kriegsschiffe und die Technik der Küstenverteidigung, um Spiritusliebesgabe, Wehr- und Erbschaftssteuer, lauter wichtige Dinge, aber doch nicht derart, daß sie so recht menschliche Empfindungen, daß sie eine zum Himmel lohende Glut entfachen könnten. Und dann sind gerade die meisten Kolonialhistoriker und Verwandte nüchterne Realpolitiker. Sie rechnen mit den „gegebenen" Verhältnissen. Sie halten diese für mehr oder weniger unabänderlich; es mangelt ihnen an Phantasie und Schwungkraft: sie wären die Letzten, die tiefgreifende Vorschläge zur Besserung machten, die eine neue Epoche, wenn nicht heraufführten, so doch wenigstens anbahnten und empföhlen. Sie laufen, wenn sie sich auch noch so unabhängig gebärden, mit wenigen Ausnahmen hinter dem Reichswagen drein, nicht vor ihm her. Sie sind lediglich die Herolde der Gegenwart, nicht die der Zukunft.

Nun, schließlich kann man weder Wetterprognosen unbedingt von dem Metereologen verlangen, noch politische Prophezeiungen und Änderungen von dem Historiker. Worin jedoch Nutzen gestiftet werden könnte, worin ein Fortschritt am Platze wäre, das ist in einer Abkehr von der bisherigen übergroßen Betonung der dynastischen Geschicke und der Territorialgrenzen.

Eine neue Aera kann durch den Rassenbegriff kommen. Nichts steht uns menschlich näher als unsere Abstammung. Nichts berührt uns mehr, als unsere Sippe, unser Volk. Die Annalen der Dynastien sind schon einer Geschichte der Deutschen, der Engländer, der Russen gewichen. In Zukunft, besonders auch durch den Balkankrieg angestachelt, wird man die Entwicklung, den Kampf ganzer Völkergruppen erforschen. Man wird die Weltgeschichte anders anschauen. Die Rassenlehre hat da eine Gärung gebracht, die noch äußerst fruchtbar wirken kann. Das Auftauchen einer gelben, einer schwarzen, einer slavischen Gefahr hat den Zeitgenossen die Augen geöffnet.

Viel ist weiterhin durch die Erkenntnis gewonnen, daß jeder Rasse eine besondere, nur ihr selbst eigene Kultur entsprießt. Ein anderes durch die Wahrnehmung, daß die Klassentrennung und dann wiederum der Aufstieg der unteren Klassen durch Mischung aufs engste mit Fragen des Blutes zusammenhängt. Früher pflegte man den Hindu ihr rückständiges, finsteres, fanatisches, grausames Kastensystem vorzuwerfen: jetzt tadeln wir sie nur deshalb, weil sie den Gedanken dieses Systems nicht strenger durchgeführt. Die Mischung aus verschiedenartigen Elementen läßt uns die Besonderheit der Gascogner und Nordfranzosen, Preußens und Bayerns erkennen.

Theorie.

Was ist Rasse?

Das tiefste Wort, das je über das Werden fiel, kommt von Goethe. Es lautet: Man kann die Entwicklung nie in ihrem eigensten Wesen erkennen, „denn das hieße, die Bewegung in der Ruhe gedacht". Dieses Urwort wirft auf die unlösbare Schwierigkeit, die Antinomie des Rassenbegriffes ein helles Licht. Denn Rasse ist zugleich etwas ewig Starres und etwas ewig Fließendes. Rasse ist eine Gesamtheit geistiger und leiblicher Eigenschaften, ererbter und errungener. Jeder Einzelangehörige einer Rasse besitzt von dieser Gesamtheit die wesentlichsten Momente. Wer nur einen Teil hat, ist eben nur halb- oder viertelsangehörig.

Rasse ist ein Urbegriff und zugleich neues Werden, ist eine platonische Idee und eine Erfahrung. Es wirkt sich in ihr ein Keim, eine Prädestination ebenso unaufhaltsam aus, wie in einem bestimmten Baume; der einzelne Eichbaum blüht und welket, aber das Gesamtgeschlecht der Eichen ist ewig und unverwelklich und wechselt nicht in seiner Erscheinung. Eiche ist ewig nur Eiche und für immer von Buche und Tanne geschieden. Ewig — für unsern Gesichtskreis, für 20 000 Jahre. Mehr zu überschauen brauchen wir nicht für unsere Zwecke. Denn wir wollen die Dinge historisch, nicht paläontologisch behandeln. Alles aber, was jenseits von 20 000 Jahren liegt, ist Metahistorie, ist Spekulation, aber kein Wissen.

Die Antinomie, die am peinlichsten in die Augen fällt, ist der unversönliche Gegensatz von anscheinend ewiger Dauer und überaus raschem Wechsel. Bilder aus vorhistorischer Zeit, die in Umbrien entdeckt wurden, weisen die Züge heutiger Kelten, wie die Reliefköpfe der Skythen von Olbia die Züge heutiger Kleinrussen; nicht minder

hat sich der Fellache, gleich wie das ägyptische Rind, im Laufe von fünf Jahrtausenden unverändert erhalten. Die berühmte Büste der Germanenjungfrau aus der römischen Kaiserzeit, ein Wunderwerk der Intuition und des technischen Könnens, ist wie die Porträtbüste eines deutschen Mädchens der Gegenwart. Semitische Häuptlinge uralter Pyramidendenkmäler gleichen durchaus den Beduinen von heute und ebenso die zylinderbedeckten Hetiter vom nordsyrischen Hundefluß heutigen Juden. Umgekehrt verfallen Kinder von reindeutschen Eltern in Amerika dem Jankeetypus und ein Jankee, der zehn Jahre im wilden Westen hauste, dem Indianertypus. Bei Pferderassen hat man dasselbe. Südafrika hat überhaupt vor der Ankunft der Portugiesen und Holländer das Pferd nicht gekannt. Zu den Basuto kam es erst vor etwa 110 Jahren, und dennoch steht jetzt schon ein charakteristischer Basutoponny da, dessen ausgesprochene Eigenheiten sofort jedes Laienauge erkennt. Gleichermaßen hat sich in nur dritthalb Jahrhunderten das Berberroß mit einem Einschlag arabischen Blutes zu dem völlig verschiedenen englischen Vollblut emporgezüchtet. Englische Menschen erwachsen in Kanada zu Grizzlybären, in Australien zu Känguruhs. In Kanada mag Mischung vorkommen, in Australien jedoch ist sie so gut wie ausgeschaltet. Die Umbildung der äußeren Gestalt ist also lediglich auf Rechnung von Himmel und Boden zu setzen. Ich sah einen Deutschen, der nach sieben Jahren aus Brasilien zurückkehrte: er war von einem Portugiesen nicht zu unterscheiden, während einer seiner Brüder, der daneben saß, dem hochgewachsenen Führer der Rembrandtschen Nachtwache glich. Das Aussehen der Juden wird in Deutschland deutscher, es verengländert in Großbritannien, verrußt in Rußland, ähnelt sich den Italienern in Italien an und den Jankees in Amerika. Ich muß gestehen, daß ich diese Beobachtungen mit den diametral entgegengesetzten, einen Dauertyp erweisenden Beobachtungen nicht vereinen kann. Höchstens könnte man sich die Sache durch das Latentbleiben der wichtigsten Erbeigenschaften erklären, es ist das jedoch nur eine Vermutung. Es wäre wie beim Meer. Die Oberfläche ist größter, fortwährender Veränderung ausgesetzt, wechselt ohne Unterlaß von Stille zur Bewegung und zum Sturme, keine Stunde lang bleibt das Licht, bleibt die Färbung dieselbe. Ungerührt aber, unverwandt

verharrt währenddessen die Tiefe des Meeres in ihrer Ruhe. Mögen auch die heftigsten Stürme auf seiner Oberfläche toben; 50 m unterhalb des Spiegels ist keine Spur von Erregung zu finden. Außerdem kennen wir ja den Rückschlag bei der Vererbung. Die Enkel der Grizzlybären und der Känguruhs werden vielleicht wieder den angelsächsischen Ahnen gleichen, falls anders die Australier in der ungeheuren Trockenheit ihres Himmels nicht verwelken und verdorren.

Ganz etwas anderes ist natürlich die Veränderung der Rasse, die durch Mischung bewirkt ist. Hier liegt der Grund für die abweichende Artung des Typus klar vor Augen. Nur könnte man einwerfen: Immer und überall ist und war Mischung. Demnach sollte nichts dauernd sein als der Wechsel, nichts beständig als die unaufhörliche Abänderung der Rasse. Auch auf diesen Einwand ist kaum etwas Triftiges zu erwidern. Auch hier stoßen wir auf eine unlösliche Antinomie. Den einzigen Ankergrund in diesem unsicheren Meere gewährt die oft beobachtete Tatsache der Entmischung. Hier scheint so etwas zu walten, wie ein kategorischer Imperativ, der alle falschen Zumutungen zurückweist. Der unausweichliche Rückschlag auf einen älteren Typus ist einer der sichersten Beweise für das Vorhandensein eines Dauertyps, mit anderen Worten, einer Rasse. Wie Nacht und Tag rastlos miteinander um die Herrschaft ringen, sich beständig einander vertreiben, ohne doch in dem Gesamtverlauf einander auch nur den geringsten Abbruch zu tun, so ringen Dauer und Wechsel in dem Rasseleben miteinander, unaufhörlich sich gegenseitig aufhebend nnd doch im tiefsten Grunde sich gegenseitig bestätigend.

Hierzu eine philologische Anmerkung, die ich Theodor Bieder entlehne. Er bekämpft Kluge, der da sagt:

„Rasse = Geschlecht, erst im 18. Jahrhundert entlehnt, und zwar aus dem schon im 16. Jahrhundert belegten französichen race (daraus englisch race im 16. Jahrhundert entlehnt), das selber mit seiner romanischen Sippe (italienisch razza begegnet schon im 14. Jahrhundert) von spanisch-portugiesisch raza ausgegangen ist. Quelle arabisch râs ‚Kopf, Ursprung'."

Professor Kluges Erklärung ist irreleitend. Ich glaube kaum, daß dem berühmten Sprachforscher die ursprünglich germanische Her-

kunft des Wortes „Raſſe“ unbekannt iſt. Es muß alſo eine Ergänzung über das franzöſiſche Wort hinaus geſucht werden. Sie findet ſich in dem Werke Felix Aßlers „Die germaniſchen Elemente in der franzöſiſchen Sprache“ (Köthen, 1867):

„race = Geſchlecht, Stamm; Raſſe; Brut, Gezücht; engliſch race, italieniſch razza, nicht vom lateiniſchen radix, radicis, ſondern vom althochdeutſchen reizza, auch reiz (Linie), Zeitwort rïzan, deutſch reißen (Reiß=zeug, =feder, =blei), nordiſch rita, gotiſch vritan, Subſtantiv vrits (Strich), engliſch write (ſchreiben).“ Zu dieſer Wortreihe gehört unſer „Grundriß“.

Daß „Raſſe„ ſchon im 14. Jahrhundert in Italien als „razza“ erſcheint, iſt durchaus kein Beweis gegen die germaniſche Herkunft des des Wortes, im Gegenteil, die Klangähnlichkeit von „razza“ mit althochdeutſchem „reiza“ iſt auffallend und läßt auf die Abſtammung jenes Wortes von dieſem als dem älteren ſchließen. Aber nach Kluge oder vielmehr nach ſeinem Gewährsmann in den „Romaniſchen Forſchungen“ muß ſelbſt das arabiſche „râs“ als Quelle herangeholt werden, obgleich die Bedeutung desſelben (Kopf, Urſprung) weit abweicht von dem Worte „Raſſe“ und ſeiner Sippe, in deren Bedeutungen „die lange Reihe“ zum Ausdruck kommt. Im Franzöſiſchen bedeutet „première race“ die Reihe der Merovinger, „seconde race“ die Reihe der Karolinger, „troisième race“ die Reihe der Kapetinger.

Wieviel näher als das arabiſche Wort liegt uns das im Altnordiſchen (z. B. Edda, erſtes Lied von Helgi, dem Hundingstöter) vorkommende Wort râs, das „Lauf“ bedeutet!

Soweit Bieder, der jedoch ſofort darauf einen ſeltſamen Purzelbaum macht, indem er, einem verworrenen Deutſchtümler, Bender (ſchrieb 1846) folgend, die Raſenna, die Etrusker, mit Raſſe verkuppelt. Mir ſcheint Kluge doch weitaus der beſſere Führer.

Sprache.

Wir poſtulieren, daß irgendwo zu irgendeiner Zeit Raſſe mit Sprache ſich deckte. Tauſendfach kommt es jedoch vor, daß die beiden Dinge ſich nicht decken; zuverſichtlich gilt dies ſogar von der Mehrheit der Fälle. Jedenfalls bedingen ſich die beiden Faktoren gegenſeitig.

Eine jede Rasse erzeugt sich ihre besondere Sprache, und eine jede Sprache wird durch die Abstammung der Sprecher beeinflußt. Im Anfange muß aber doch eine bestimmte Sprache irgendeinmal an einem bestimmten Stamme oder meinetwegen Stammessplitter gehaftet haben. Vom Sirius sind doch die Laute menschlicher Verständigung nicht heruntergefallen. Ganz ursprünglich war daher Abstammung und Sprache eins.

Sofort indessen offenbart sich wieder die unausweichliche Antinomie. Jede Sprache ist ewig, und jede Sprache ist in beständigem Flusse. Jeder einzelne, jeder Stamm, jedes Volk überkommt eine bestimmte Art von Lauten und ihrer Gruppierung, jedoch nie, ohne zu färben, ohne etwas dazuzutun und davon wegzunehmen, ohne den Bestand in etwas zu ändern. Auch steht der einzelne im beständigen Kampfe mit der Familie, und die Sippe ringt mit der Masse des ganzen Stammes. Jedes Individuum hat eigene Worte und jede Sippe hat ihre Lieblingsausdrücke, hat Bezeichnungen, die nur innerhalb ihres kleinen Kreises verstanden werden. Das Großartige besteht aber gerade darin, daß die Einzelabweichungen und -abirrungen nicht genug Kraft haben, um den Gesamtwurf der Gemeinsprache zu entstellen und grundstürzend umzugestalten. Ja, noch mehr! Auch die Beimischungen durch Fremdvölker sind nicht imstande, den ursprünglichen Charakter einer Sprache zu verwischen. Vor 2400 Jahren lauteten die ersten Zahlwörter in Rom unus, duo, tres, quatuor und heute ebendort uno, due, tre, quatro. Mithin ganz geringfügige Abweichungen. Nicht minder ist, trotz ursprünglich abweichender Unterrasse und trotz Dutzender inzwischen eingetretener Mischungen auf beiden Seiten, die Ähnlichkeit mit anderen Zweigen des Indogermanischen noch jetzt sofort einleuchtend. So mit den englischen Zahlwörtern one, two, three.

Sprache ist die wichtigste Lebensäußerung einer Rasse und deren treuester Spiegel. So ganz vollkommen kann man seine Meinung nur in der Muttersprache wiedergeben, und gerade die feinsten Gedanken und die treffendsten Ausdrücke sind meist unübersetzbar. Jean Paul meinte, das Gräßlichste, das ihm zustoßen könne, sei, wenn er ins Französische übersetzt würde. Dennoch ist er dem Gräßlichen nicht entronnen. Homer macht in englischem Gewande keinen guten, zum

mindesten keinen sonoren Eindruck, während umgekehrt ein englisches Gedicht in der Sprache der Eskimo sich sonderbar ausnähme. Noch mißlicher aber als Jean Paul und Homer ist eine Übertragung eines klassischen chinesischen Textes, besonders des lapidaren Laotse in eine europäische Zunge. Jede fremde Sprache ist dem Sprecher wie ein ungewohntes Gewand, das er infolgedessen nicht mit Würde und Anmut zu tragen versteht. Etwas anderes ist es, wenn jemand schon sehr lange im Auslande wohnt. Aber dann ist er eben halb oder ganz entnationalisiert; und auch dann wird er nur selten die feinsten Feinheiten erhaschen und die tiefsten Tiefen ermessen. Noch deutlicher wird dies alles, wenn man sich vorstellt, wie bequem und treffsicher man in seiner heimischen Mundart etwas verlangt oder erzählt, und welchen Zwang den meisten es auferlegt, wenn sie schriftdeutsch, -italienisch, -französisch reden sollen.

In der Sprache treibt die Rasse ihre wundervollsten Blüten; in ihr findet sie ihre Vollendung, findet eine Dauerform, die selbst den Tod der Rasse noch überdauert. Der sprachliche Niederschlag ist wie ein Sediment, das noch nach Jahrzehntausenden von dem einstigen Wirken der Naturgewalten Zeugnis ablegt. Die Essenz der Sprache ist ein flüchtiges Element und kann sich auch anderen mitteilen, ohne daß sich der frühere Behälter, die Schale der Essenz, die Rasse, ebenfalls vererbte. Sprache kann auf durchaus Fremde übertragen werden, dergestalt, daß sie zuletzt auch der Fremden Muttersprache, ihr einziges Verständigungsmittel wird. Das kann durch Krieg und Eroberung, kann durch allmähliche Anpassung und kann durch Entwurzelung gegeschehen. Der häufigste Fall ist die Eroberung. Die Zulu haben einem stattlichen Teile Südafrikas, von Tembuland bis nach dem südlichen Seengebiete ihre Laute aufgezwungen; das gleiche haben die Engländer auf den britischen Inseln und die Römer in Frankreich und Spanien getan. Die Chinesen haben gleichermaßen eine große Reihe von unterworfenen Völkern, von Hu, Miaotse und Sifan chinesiert, während Ägypten und der Sudan von seinen neuen Herren Arabisch lernte. Den umgekehrten Fall sehen wir in Norditalien. Dort drangen die Langobarden als Eroberer ein, wurden aber von den Unterworfenen prachlich besiegt, wurden italianisiert. Ebenso wurden die Mandschu

chinesiert, die französisch sprechenden Krieger der Normandie anglisiert und der bulgarische Herrscherstamm slavisiert. Eine Übergangszeit, da noch zwei Sprachen nebeneinander gesprochen wurden, vermittelte. In den beiden Fällen, dem endgültigen Überwiegen der Sieger oder der Besiegten, dauert der Übergang ungefähr gleich lang, nämlich zwei bis drei Jahrhunderte oder sieben bis neun Geschlechter. Oft ist Entsprachlichung eine Folge von Umsiedlung, von Deportation. Die Assyrer begannen damit, ganze Stadtbevölkerungen und ganze Stämme um Hunderte von Kilometern nach Süden oder Osten zu verlegen. Das führte mitunter dazu, daß die Stämme assyrisch lernten. Entscheidender wirkt in der Gegenwart die Auswanderung nach Amerika. Die entwurzelten Afrikaner und Europäer bequemen sich notgedrungen der neuen Umgebung an und lernen Englisch oder Spanisch. Sind schon die meisten Europäer, die doch auf eine gefestete Kultur zurückblicken, der Gefahr einer Entnationalisierung ausgesetzt, so noch viel mehr die Negersklaven, die keine Beziehungen mehr zu der Heimat pflegen, und die ausnahmslos aus schriftlosen Ländern kamen. Sämtliche Schwarze haben in Amerika ihre Muttersprache schon in dem zweiten Geschlechte verlernt und verstehen jetzt nur noch die Sprache ihrer neuen Umwelt.

Über die Herkunft der Indogermanen wollen wir an anderer Stelle handeln. So sehr auch die Meinungen der Gelehrten abweichen, so war doch schließlich der Spielraum der Arier, sei es, daß ihre Heimat in Indien, im Tarimbecken, in Rußland oder in Skandinavien war, auf einen verhältnismäßig kleinen Ausschnitt der Erdkruste beschränkt. Heutigentages werden arische Sprachen nicht nur in Süd- und Westeuropa, sondern auch in Amerika und Australien, in Südafrika und Algerien, endlich in Sibirien, in Manila und in Batavia gesprochen. Das Gebiet des Indogermanischen hat sich ungemein erweitert. Anerkanntermaßen sprechen es nicht nur Weiße, die aus dem Norden oder Osten nach Südeuropa und die Jahrtausende später aus Europa nach Amerika auswanderten, sondern auch viele Millionen von Nichtariern, von Drawida, Negern, Finnen, Indianern, Tungusen, Iberern und Kaukasusstämmen. Ein gleiches in der mohammedanischen Welt. Dort ergoß sich die Springflut der Araber verheerend und befruchtend über Südwestasien und die ganze Nordhälfte Afrikas. Syrer und Meso-

potamier, Fellachen und Berber, Neger und Nubastämme wurden durch sie arabisiert. Die Zahl der Fremden, die heute Arabisch reden, beträgt wohl das 10-, wenn nicht gar das 15-fache der eigentlichen Araber. Ähnliche Vorgänge sind für frühere Zeiten vorauszusetzen. In den meisten Fällen können wir sogar die Fortschritte eines Idioms und demgegenüber die Entsprachlichung aus geschichtlichen Quellen nachweisen. Wir können verfolgen, wie das Aymarà in Peru an Umkreis gewann, wie die karaïbischen Sprachen sich über Westindien bis nach Florida ausbreiteten, wie und wann die Malaien die Eilande der Südsee besetzten, wie die Slaven in Nord- und Ostdeutschland germanisiert wurden. Die ganze Geschichte des Altertums ist nur eine einzige Reihe solcher Entsprachlichungen. In dem Lande Urartu (wovon Ararat) hausten einst die Chalder, Verwandte der östlichen Kaukasusstämme; seit dem 7. Jahrhundert v. Chr. dringen dort wenig zahlreiche Armenier ein und zwingen der Bevölkerung ihre Sprache auf, freilich nicht, ohne ihrerseits die Einwirkung der älteren Sprache zu erleiden, so daß das heutige Armenisch nur zur Hälfte oder günstigenfalles zu zwei Dritteln indogermanisch ist. Die Himalaya-Halbinsel wurde von den Hindu erobert. Diese erschienen zuerst im Pendschab, schwerlich lange vor 1000, vielleicht erst nach 800; um 500 haben sie sich bis zum Zusammenfluß von Dschamna und Ganges nach Osten, bis zum Gudscherat nach Süden vorgeschoben. Nach und nach fielen dann weitere Striche in ihre Hand. Heute reden 220 Millionen Inder indogermanische Sprachen, während weitere 10—15 Millionen stark vom Indogermanischen beeinflußt sind: reiner Hinduraſſe sollen unter der ungeheueren Menge der Inder nur 18—20 Millionen sein. Das wäre ein Verhältnis wie 1 : 11. Höchstwahrscheinlich geht diese Annahme noch viel zu weit. Haben doch die meisten Hindu, die sich reinen Blutes rühmen, eine wulstige Unterlippe, wie sie den Schwarzen eignet. Wahrscheinlicher ist ein Verhältnis wie 1:50, wenn nicht gar wie 1:100. Weitere sichere Beispiele einer Entsprachlichung im großen bietet Südeuropa. Kein Mensch bestreitet, daß in Spanien vor alters Anarier saßen. Durch den Einbruch der Kelten wurden diese zu einem kleinen Teile, durch die Römer wurden sie fast insgesamt indogermanisiert. In Frankreich saßen Basken, Aquitanier und Ligurer nebst Aremorikern,

die ebenfalls keltisiert und romanisiert wurden. Italien war von den anarischen Ligurern und Venetern, Sikulern, Japygen, Messapiern, sowie den Etruskern und südlichen Rhätern bewohnt, ehe die Apenninenhalbinsel den Ariern anheimfiel. Auf Kreta saßen sicher Nichtarier, in Griechenland höchstwahrscheinlich, bevor die Dorier und verwandte Siedler eintrafen. Entsprechende Vorgänge in Syrien. Das Buch der Richter erzählt von Stamm zu Stamm, von Stadt zu Stadt, wie sich die Dinge gestalteten. Und da heißt es denn fast auf jeder Seite mit naiver Aufrichtigkeit: Die Juden konnten nicht die ganze Bevölkerung ausrotten, so sehr sie sich auch bemühten. In der Tat ist denn sehr bald die Macht der einheimischen Bevölkerung, der Kanaaniter, die offenbar den Hetitern verwandt waren, so groß, daß die Juden vom einheimischen Aberglauben und Götzendienst fast erstickt wurden.

Mischung hilft gewiß sehr viel zur Entsprachlichung. Es ist eine alltägliche Erfahrung, daß Kinder aus Mischehen, die in ihrer Jugend doppelsprachig sind, doch zuletzt nur einer Sprache anhangen, daß also die andere Sprache verblaßt und zuletzt verloren geht. Die einheimischen Frauen werden bei den Langobarden das Beste getan haben, während umgekehrt die Araber, bei denen der Mann alles, die Frau fast nichts gilt, sich trotz ihrer Minderzahl ihren vielen Berber- und Negerfrauen gegenüber durchsetzten. Vielfach aber greift eine Entsprachlichung Platz, ohne daß irgend eine Mischung vorausgegangen wäre. Der auffallendste Beweis dafür wurde schon erwähnt: die Neger in Amerika. Andere Beispiele liefern finnische Stämme im Nordwesten des Urals, die in ihrer Gesamtheit allmählich verrußt werden, liefern die wendischen Spreewälder, die sich vor unseren Augen eindeutschen. Geradeso waren die Slovenen, die Tschechen und ein Teil der westlichen Polen drauf und dran, die deutsche Sprache anzunehmen, als — seit 1848 — plötzlich eine nationalistische Bewegung einsetzte und die Deutschfreundlichkeit in das Gegenteil verkehrte. In jüngster Zeit gehen trotzdem unvermerkt und geräuschlos verschiedene ladinische Striche, wie das Grödener Tal und das Oberinntal in der Umgebung des Albulapasses zur deutschen Sprache über. In Lateinisch-Amerika werden ganze Indianerhorden romanisiert. Auch hier eine Kulturüberrieselung ohne Zwang und ohne eine merkliche Anzahl von Zwischenheiraten.

Trombetti.

Vor einem Jahrhundert waren noch 300 Staaten und Stätchen in unserem Vaterlande, auf daß jeder Deutsche auf seine eigene partikularistische Art selig werden könne. Gerade darin ward ein Reichtum des Lebens gesehen, daß man auf 300 verschiedene Arten sich zu einem guten Patrioten entwickeln könne. Jetzt ist ein großes Deutschland erstanden. Wie in der Politik, so geht es in der Wissenschaft. Auf das Zeitalter der Analyse, der Sonderbetrachtung, der Arbeitsteilung, auf die Zerspaltung einen atomistischen, überspezialistischen Wissenschaft ist das Zeitalter des Zusammensehens, der Synthese, der Überblicke gefolgt. Am wenigsten hat man das bisher auf dem Gebiete der Sprache beobachtet. Allein der Zusammenfassung der Naturwissenschaften, der Weltpolitik und der neuen Art der Weltgeschichtschreibung muß auch eine neue Ära der Sprachenforschung sich anschließen. Gewiß, schon früher hat es Männer gegeben, deren Kenntnis alle Sprachen der Erde umspannte. Ich nenne Pott, Friedrich Müller, von der Gabelentz, die Engländer Cust und Sayce, den Amerikaner Whitney. In der Regel aber war diese allumfassende Kunde doch nur Mosaik, nur ein Nebeneinander, war keine Vergleichung, keine Entwicklung, kein Zwischen- und Ineinander. Wenn auch Ansätze zu höherem Flug vorhanden waren, so waren diese doch sehr ungleich. Derselbe Daniel Brinton, der Berber und Etrusker zusammenbrachte, wehrte nicht nur mit hartnäckiger Verbissenheit jeden Versuch ab, Amerika linguistisch mit anderen Erdteilen zu verbinden, sondern behauptete auch, in Amerika gäbe es 200 unabhängige Familien (independent stocks). Zustände statt Entwicklung, Photographie statt Kinematograph. So sind bis heute die einzelnen Sprachgruppen: indogermanische, semitische, polynesische, finnische, amerikanische streng unter sich geblieben. Jedes Bestreben, die einzelnen Gruppen, geschweige denn alle, genetisch miteinander zu verknüpfen, ward und wird als unwissenschaftlich gebrandmarkt.

Zu der ablehnenden Haltung lag allerdings Anlaß genug vor. Ein Haufe von Dilettanten, die statt zu ordnen nur Verwirrung brachten, rechtfertigte auch den herbsten Tadel. Männer, die überall, in Patagonien wie in Japan und England die verlorenen zehn Stämme Israels

suchten, die überall semitische Wörter fanden, waren der allgemeinen Heiterkeit gewiß. Auch der Jankee-Philolog Horatio Hale, der Westamerikanisch mit Malaiisch und Chinesisch verglich, wurde nicht ernst genommen. Einem Gelehrten, der gewisse etruskische Wörter für sumerisch erklärte, machte sich Horn in Straßburg den Spaß, Sanskritwörter entgegenzustellen, in denen dieselben Laute enthalten waren. Die tollkühnen Etymologien des Sinologen Edkins, der schlankweg ein beliebig chinesisches Wort mit einem englischen oder irokesischen oder hebräischen vergleicht, sind das Gespötte aller Fachgenossen geworden. Wer dennoch den Saltomortale von einer Gruppe zur andern zu machen wagt, hat einen schweren Stand. Aber auch hier gilt das Wort Goethes:

Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Du nicht vorgezeichnet dir siehst,
Mache dir selber Bahn!

Schon vor drei Menschenaltern sprachen einige es aus, so Johann Georg August Wirth, daß Licht und Wärme, Magnetismus und Elektrizität ein und dasselbe sei. Diese intuitive Anschauung begann erst Wert zu haben, als Clausius und andere neue Physiker den Satz durch moderne Beweise zu stützen unternahmen. Gleichermaßen hat auf sprachlichem Gebiete schon 1820 der einzige Klaproth in großzügiger Weise die verschiedensten Sprachen miteinander in Zusammenhang gebracht, aber erst eine fortgeschrittene Methode, die den strengsten neuzeitlichen Anforderungen genügt, kann Hoffnung auf Erfolg haben. Trombetti hat den Erfolg bereits auf seiner Seite: er ist Professor der Universität zu Bologna geworden und blickt auf eine wachsende Zahl von Freunden und Anhängern. Er hat aber auch, was noch keineswegs allgemein zugestanden wird, die peinliche Methode, die Akribie, wie das der Grazer Schuchardt, der Strengsten einer, ausdrücklich und halbverwundert zugestanden hat. Auf Grund gewissenhaftester Analyse trachtet Trombetti nach weitester Synthese. Es ist dies der erste Versuch der Art. Er wird epochemachend sein.

Wie die meisten Forscher, die einen Wissenszweig mächtig fördern, vielseitig waren, und vielleicht gerade wegen dieser Vielseitigkeit sich über den Fachgegenstand erhoben und infolgedessen von höherer Warte

aus urteilen konnten, so auch Trombetti. Er macht chemische und physikalische Vergleiche. Sehr hübsch kommt er, bei dem berühmten Gesetz der Analogie, über die schon Cäsar während eines Alpenübergangs geschrieben, mit einer astronomischen Anekdote. La Place habe geäußert, man könne mehrere Zehntausend gegen eins wetten, daß alle noch zu entdeckenden Mondlaufbahnen gleich den bisher bekannten sein würden, und siehe, man entdeckte die Trabanten des Saturn und Neptun und ihr Weg ging entgegengesetzt der Mondbahn bei den anderen Planeten! Ähnlich so, meint unser Autor, sei es mit der Analogie bei den Sprachen; sie sei niemals zwingend, niemals unausweichlich. Daß sich Trombetti über seinen Gegenstand erhebt, merkt man ebenfalls sofort an der Klarheit und Sicherheit, mit der er seinen Stoff meistert, und an der Gewissensruhe, mit der er die Einwürfe seiner Gegner erwartet.

In einer langen Einleitung[1]) tut der Italiener zunächst dar, daß kein stichhaltiges Argument gegen die Einheit der menschlichen Sprachen vorhanden sei. Er sucht sodann durch positive Gründe, lautliche und lexikalische, nachzuweisen, daß gewisse Formen von Patagonien bis Griechenland und von den Hottentotten bis zu den Japanern gemeinsam seien. Natürlich, darauf legte er den höchsten Nachdruck, müsse man wie Darwin vorgehen, der zwar an einen gemeinsamen Ursprung von Fischen und Säugetieren glaube, jedoch diese Gemeinsamkeit nur durch eine große Reihe von Zwischengliedern überzeugend vor Augen zu führen imstande sei. Man darf also nicht, wie der Erdbebenphilosoph der kritischen Tage erster Ordnung, wie Falb, der sich auf linguistische Entdeckungen versteifte, Aymara und andere Sprachen der Kordilleren mit Semitisch vergleichen, sondern kommt von den Semiten erst durch eine lange Wanderung über Kaukasisch und Paläo-Arktisch oder über Munda und Australisch zum Amerikanischen. Trombetti nimmt folgende große Gruppen an: Bantu, dessen Formen er für die altertümlichsten hält, Hamito-Semitisch, das sich über die Nordhälfte Afrikas und das südwestliche Vorderasien ausdehnt; Kaukasisch; Indo-Europäisch, Ural-Altaiisch, Drawida, diese drei in engerem Zusammenhange; Indo-

[1]) Alfredo Trombetti, „L'unità d' origine del linguaggio". Bologna 1905, Beltrami. Seitdem viele einschlägige Werke ebenda.

chinesisch, Munda-Polynesisch und die schwarze Gruppe des Andamanisch-Papua-Australischen; endlich die amerikanischen Sprachen. Hierzu ist folgendes zu bemerken. Daß die semitischen und hamitischen Idiome miteinander verwandt sind, haben schon Abel, Schleicher und Grimme eingesehen. Daß Arisch und Altaiisch miteinander zusammenhängen, hat besonders der vom Verfasser auch höchlich anerkannte Anderson behauptet; nicht minder hat Hommel darauf hingewiesen. Daß Arisch und Semitisch verwandt, suchte Möller zu erweisen; Berührungen des Baskischen mit dem Kaukasischen und Nuba lehrte Schuchardt, solche des Mon mit Australisch E. Schmidt. Aber noch niemals sind diese Vergleichungen mit solcher Kraft und Sicherheit ausgeführt worden wie in dem Werke des Italieners. Neu ist die Heirat, die Trombetti zwischen dem afrikanischen Bantu und dem südostasiatischen Monkhmer vollzieht, wozu allerdings die Präliminarien durch die ethnographischen Untersuchungen von Frobenius geliefert waren. Neu ist ferner die Einreihung der Sprache der andamanischen Zwerge unter die Zahl der papuanisch-australischen Dialekte; neu endlich die kühne Zusammenstellung von Arisch-Altaiisch mit Drawida. Wie sich manchmal hierbei die Herren Spezialisten verhalten, wurde hübsch klar auf einem Amerikanistenkongreß, dem in Wien. Ich hatte dort Trombettis Versuch, die amerikanischen Sprachen mit den altweltlichen zu verknüpfen, mitgeteilt und und kam dabei darauf zu sprechen, daß ein Suffix Pel mit der Bedeutung von etwas Verächtlichem sich sowohl im nördlichen Amerika als auch in Mexiko finde. Hierauf erklärte Boas, ihm sei ein solches Pel aus seinem Studienkreise (der gerade das nördlichste Amerika in sich schließt) nicht bekannt; und sofort schoß auch Professor Seler in die Höhe, sonst ein sehr tüchtiger, fleißiger Gelehrter, und verkündete, ihm sei ebensowenig ein derartiges Pel im Mexikanischen vorgekommen. Ich erzählte dies Erlebnis später Trombetti selber. Schnurstracks langte er in seinen Bücherständer hinein, schlug auf und stieß ohne Zeitverlust auf zwei Facharbeiten, die für den Norden wie für Mexiko jenes Pel verzeichnen.

Wahrlich ein großer Wurf! Weite Aufgaben und hohe Ziele. Und eine durchgreifende Revolution der Wissenschaft. Um jedoch den Erfolg noch durchschlagender zu machen, dazu wird vielleicht noch

etwas nötig sein. Ich meine noch eine schärfere Betonung des genetischen Grundsatzes. Trotzdem sich Trombetti als Anhänger Darwins bekennt und auch den Anschauungen des Meisters entsprechend seine eigenen Hypothesen gestaltet, bleibt es doch mehr bei dem Wort als bei der Tat. Der Verfasser berücksichtigt zwar auch ausgestorbene Sprachen, wie das Sumerisch und das Mitanni, allein in der Regel gibt er doch nur ein Nebeneinander, nicht ein Nacheinander. Ich halte es nicht für richtig, drawidische Formen so ohne weiteres mit altaiischen zu gleichen. Notwendig muß eine tibetische Unterschicht angenommen werden, die im Norden von überlegenen altaiischen Stämmen zurückgedrängt wurde, während sie im Süden umgekehrt siegreich der schwarzen Urbevölkerung ihren Stempel aufdrückte. Auch die Berührungen zwischen Semitisch und Arisch, die bisher noch kein Mensch erklärt hat, dürften durch Beeinflussung mittels kaukasisch-alarodischer Elemente entstanden sein. Gerade diese Theorie der Unterschicht, die bei Trombetti noch zu wenig entwickelt ist, ist das fehlende Tüpfel auf dem i. Überhaupt ist das Phänomen der Mischungen von Trombetti nicht mit der wünschenswerten Klarheit an das Licht gestellt.

Es liegt auf der Hand, welche ungeheuren Folgen für unsere ganze Weltanschauung es hat, wenn die Einheit des Menschengeschlechtes bewiesen werden kann. Die Naturgeschichte lehrt, daß Tierrassen stets auf ein bestimmtes, meist kleines Gebiet beschränkt sind. Wenn sie ein größeres Gebiet erfüllen oder gar sich über die ganze Erde verbreitet haben, so läßt sich meist zeigen, daß die Verbreitung in historischer, oft sehr später Zeit erfolgt ist. Amerika, Südafrika und Australien erhielten das Pferd erst durch die Ankunft der Europäer. Der Hahn war um 500 v. Chr. im Abendland noch unbekannt. Der Strauß kam erst in der Gegenwart nach Kalifornien und Südfrankreich. Selbst Seefische, die doch in allen Meeren schwimmen, und Vögel, die doch in allen Lüften fliegen könnten, sind allermeist nur in genau umschriebenen Gegenden zu beobachten. Daher ist es wohl möglich, daß auch der Mensch zuerst nur in einer einzigen Gegend vorkam. Die entgegengesetzte Ansicht, die bei den heutigen Anthropologen überwiegt, ist die, daß an den verschiedensten Orten entweder zugleich oder wahrscheinlicher zu den verschiedensten Zeiten die Gattung Mensch entstanden sei. Schon

Goethe meinte, „wir Anderen“ hatten einst einen anderen Adam zum Stammvater als die Juden. Der 1900 gemachte Fund von Krapina in Kroatien zusammen mit dem früher für krankhaft erklärten, jetzt als typisch erkannten Neandertalschädel hat dargetan, daß eine merkliche anatomische Fortentwicklung des Menschen noch nach dem erstmaligen Entstehen der Gattung stattgefunden hat. Viele Naturwissenschafter glauben nun, daß diese Entwicklung unabhängig an verschiedenen Stellen eingesetzt habe, ja daß einige der gegenwärtigen Menschenrassen, wie die Wedda von Ceylon, die Waldmenschen auf Celebes, die Australier, die Zwergvölker auf andere Urtypen, andere missing links oder andere Menschenaffen zurückgingen, als die Mongolen und die Arier (Klaatsch, Horst).

Trombetti begnügt sich damit, obwohl er oft auch ausgestorbene Sprachen heranzieht, die Verwandtschaften von heute klarzustellen. Ich meine, man müßte noch einen Schritt weiter gehen und auch der Entwicklung, ja der Entstehung jener Verwandtschaften nachspüren, müßte ältere und jüngere Gemeinsamkeitsschichten unterscheiden. Ich denke mir das folgendermaßen.

Wenn ein bestimmtes Wort oder eine bestimmte geometrische Form vom Kaukasus bis nach Australien verfolgt werden kann, oder gar wie nai (Erdbeben), im Japanischen, Mikronesischen und Araukanischen (Chile), wie sis (Ameise) im Bantu und im Irokesischen aufftritt, so müssen das Urformen sein, die schon der ältesten Menschheit angehörten.

Darüber wäre eine zweite Schicht zu finden, von Formen, die nur einigen, wenn auch entfernten Gruppen gemeinsam sind, z. B. dem Georgischen und dem Bantu.

Wiederum darüber weiter steigend, kämen wir zu einer dritten, neueren Schicht, wo die Verwandtschaft jünger und daher enger, sinnenfälliger ist, z. B. den Gemeinsamkeiten zwischen Arisch und Altaiisch.

Und erst zuletzt, als rezente Stufe, wäre die Verwandtschaft innerhalb einer einzelnen Gruppe zu betrachten. Vielleicht können wir so einmal zu einer historischen Auffassung von der Gesamtentwickelung den Sprache, namentlich auch der Bedeutungslehre, gelangen. Jeden-

falls aber werden wir dann an vielen Enden mit der Entlehnungstheorie aufzuräumen haben, die ewig und überall herumspukt.

Gibt es etwas Ungereimteres, als — Tomaschek hat darin viel gesündigt — finnische Wörter für Wasser und Haus zu germanischen Lehnwörtern stempeln zu wollen, oder gar, wie Munkaczy kürzlich tat, magyarisch ur (Herr), das in zwei Dutzend Sprachen Nordasiens zu belegen ist, aus iranisch Ahura (= asura!) herleiten zu wollen? Erst wenn man die Möglichkeiten innerhalb einer Gruppe erschöpft hat, darf man an Entlehnung denken. Es hatte vielleicht eine geringe species veri für sich, wenn finnisch mard (Mann) aus iranisch mard entstanden sein sollte, wie aber, wenn nicht nur im Dagestan maar sondern auch im Japanischen maru der Mann ist? Da wird man doch nicht mehr an arischen Einfluß denken wollen.

Ebenso wird Hommel seine Ansicht, daß das sumerische Wort für Eisen von ferrum stamme, eine Ansicht, die ihm zum Sprungbrett für die kühnsten Hypothesen dient, sicherlich revidieren müssen.

Ähnlich wie mit der Entlehnung von Wörtern, so ist's mit ganzen Kulturen. Seitdem wir wissen, daß Elamisch mit Hamitisch (Nuba) verwandt ist, brauchen wir uns nicht mehr darüber zu wundern, daß in Mesopotamien wie in Ägypten ziemlich gleichzeitig hohe Kulturen blühten, und brauchen nicht (von vereinzelten Dingen abgesehen) die ägyptische Bildung von der sumerischen abzuleiten.

So eröffnet Trombettis bahnbrechendes Werk nach jeder Seite hin neue Perspektiven. Allein der Bologneser Gelehrte ist noch jung. Er hat erst begonnen. Die größte, reichste Ernte ist erst in der Zukunft von ihm zu erhoffen. Wenn überhaupt in der angedeuteten Weise die vergleichende Sprachwissenschaft noch weiter zu vertiefen ist, so ist er der Mann dazu, es zu tun.

Was ist Volk?

Allgemein gelten die Inder als Arier und die Deutschen als Germanen. Nichts könnte irriger sein. Abgesehen von den 60 Millionen Dravida, die schon sprachlich einer ganz anderen Gruppe angehören, sind die Bewohner der Himalaya-Halbinsel noch nicht zu einem Zehntel arischen Blutes. Ähnlich dürfte das Verhältnis der Germanen zu den

Nichtgermanen in Deutschland und in Großbritannien sein. In dem peninsularen Italien, mithin dem Apenninkönigreiche ohne die Lombardei, wird der Bruchteil des indogermanischen Elementes noch geringer sein. In Spanien vollends glaube ich nicht, daß durch Kelten, Römer und Goten die Gesamtbevölkerung zu mehr als einem Dreißigstel arisiert worden sei.

Die grundlegende Erkenntnis ist die: Rasse deckt sich keineswegs mit Volk. Es muß Sprache und das Gefühl der Gemeinsamkeit dazu kommen. Blut ist unbewußt, Volk ist bewußt. Zweitens: Wie es nirgends auf der Erde, soweit unsere Erfahrung reicht, eine reine Rasse gibt oder früher gab, so läßt sich noch viel weniger ein ungemischtes Volk auftreiben. Auch ist hier der Beweis der Kreuzung leichter. Während nämlich bei so manchen schriftlosen Rassen und Rassensplittern, wie den Stämmen der Indianer, der Papua, der Australier, der Südseeinsulaner, wir auf keine Überlieferung stoßen und lediglich auf unseren Befund, auf das Zeugnis unserer Augen, angewiesen sind, insofern der Augenschein lehrt, daß selbst innerhalb der kleinsten Horde erhebliche Verschiedenheiten des Typus auftauchen: können wir so ziemlich bei allen Kulturvölkern durch geschichtliche Erinnerungen oder Schrifturkunden feststellen, daß ausgiebige Kreuzungen stattgefunden haben. Jedermann weiß, wenn er schon selten die nötigen Folgerungen daraus zieht, daß im Deutschtum keltisches, litauisches, germanisches und slavisches Blut zusammengeflossen ist, und daß Römer, Juden, Hugenotten und Italiener, wie vereinzelte Schweden, Schotten, Kroaten, Iren, Ungarn, Spanier und Türken[1]) dazu beigetragen haben, uns zu schaffen.

Volk ist demgemäß weniger und mehr als Rasse. Es ist der Bruchteil einer großen Gruppe, umschließt aber zugleich Bruchteile von anderen Gruppen und hat außerdem das so entstandene Gemisch dem reinen Elemente der Natur entzogen, hat es in das Element des Geistigen, jenseits der Natur Stehenden, in das Reich der Sitte

[1]) Verschiedene deutsche Familien müssen sich auf türkische Gefangene zurückleiten; eine bestimmte Familie kann lückenlos den Zusammenhang bis 1307 nachweisen.

erhoben. Letzten Endes erzeugt erst das Bewußtsein gemeinsamer Freuden und Leiden, die Erinnerung an gemeinsame Gefahren und Kämpfe ein Volkstum. Als solches kann man es auch mit der Nationalität gleichstellen, und der Streit darüber, den namentlich Kirchhoff entfacht und mit Grimm geführt hat, ob nicht doch die beiden Begriffe zu trennen seien, ist ziemlich müßig. Wie überall im Leben, so sind auch hier die Grenzen schwimmend, schwankend, niemals erstarrend. Gehören die Schweizer zum deutschen Volke, oder bilden sie eine Nationalität für sich? Sind die Vlamen von den Holländern zu unterscheiden, die Ruthenen von den Russen? Es kommt das überwiegend auf die derzeitige politische Konstellation an. Einst gehörten die Schweizer zum Deutschen Reiche, jetzt sind sie seit Jahrhunderten davon getrennt. Der Fall ist jedoch sehr gut denkbar, daß sie in irgendeiner Form wieder mit uns vereinigt werden. Ebensoleicht kann man es sich vorstellen, daß die französischen Schweizer und Belgier sich an Frankreich anschließen, während die Vlamen sich mit den Holländern verschmölzen. Gehört ein Deutsch-Amerikaner zu dem Reiche oder zu den Vereinigten Staaten? Es wird das davon abhängen, wielange er drüben und wes Geistes Kind er sei. Der eine fügt sich leichter der neuen Heimat an, der andere schwerer. Es ist schlechterdings unmöglich, hier bestimmte Grenzsteine aufzurichten. Dieselbe Unmöglichkeit besteht bei jedem Streite um Volk und Nationen. In keinem Falle aber würde ich einen Polen zur deutschen, oder einen Basken zur französischen Nation rechnen, und in keinem Falle würde ich das Wort von einer österreichischen oder schweizerischen Nation überhaupt in den Mund nehmen. Am sichersten und zugleich am einfachsten ist es immer noch, hier zu sagen: alle die, die die gleiche Sprache sprechen, gehören einem und demselben Volke an. Alle weiteren Untersuchungen sind Wortstreitigkeiten. Weiß ist weiß, aber natürlich kann weiß durch Trübungen allmählich in grau und schwarz verkehrt werden. Ebenso ist Volk Volk; da gibt es kein Entrinnen. Die Muttersprache zwingt unausweichlich in eine bestimmte Lebensgemeinschaft hinein, es kann jedoch Entsprachlichung und Entvolklichung eintreten. An diesen grundsätzlichen Feststellungen werden wir nicht im mindesten dadurch verhindert, daß Rumänen, Deutsche, Italiener

unter den verschiedensten Flaggen leben. Territorialstaat und Volkstum sind eben Kreise, die sich beständig einander schneiden. Die Angehörigkeit zu einem ganz bestimmten Volkstume wird erst erschüttert, wenn die Muttersprache verloren geht. Und sie wird wiedergewonnen, wenn verlorene Söhne ins Vaterhaus zurückkehren, wenn abgesprengte Splitter sich auf ihr älteres Volkstum besinnen, wenn auf den Ausspruch, den man in den Südalpen gehört hat: noi tutti siamo tedeschi, auch die Wiedereindeutschung Platz greifen sollte, auf die Hellenisierung der Kutzo-Walachen eine Wieder-Rumänisierung.

Einheitlichkeit eines Volkes ist noch nicht Einerleiheit. Ohnehin ist die Sprache nicht nur nach Mundarten, sondern auch nach Ständen verschieden. Es gibt innerhalb der Volkszugehörigkeit eine Reihe von Schattierungen, von Nuancen. Beim Adel fühlt sich keineswegs jeder Freiherr oder jeder Graf einem anderen Freiherrn oder Grafen vollkommen gleich. Wenn der Nachbar erst vor zwei Geschlechtern oder auch Jahrhunderten geadelt wurde, so hat in seinem eigenen Bewußtsein und selbst in dem der demokratischen Umgebung der Standesgenosse, der auf den älteren Stammbaum zurückschaut, noch immer etwas vor dem benachbarten voraus, der erst geraume Zeit später zu der gleichen Rangstufe emporstieg. Die Unähnlichkeit kann so scharf empfunden werden, daß sie zu schroffer Verkehrsverweigerung führt. Ähnlich sind auch bei einem ganzen Volkstume Nuancen zu beobachten. Der Jankee dünkt sich etwas besseres als die Nachfahren von Einwanderern, wenn auch die Neuankömmlinge ein treffliches Englisch reden. Die eingedeutschten Tschechen von Favoriten, dem Bezirke Wiens, von dem Lueger rief: „Laßt's mir meine Böhmen in Ruah!" stehen sicherlich nicht auf gleicher Höhe wie Niederösterreicher, die seit undenklicher Zeit Deutsche gewesen sind. Im übrigen hat gerade bei jenen Bewohnern Favoritens eine rückläufige Bewegung, eine Wiedervertschechung eingesetzt.

Mischung und Entmischung.

War das Ei früher da oder die Henne, die Eiche oder die Eichel? Genau so kann man fragen: war Rassenreinheit früher da oder Mischung? Die einen behaupten, Vollblut werde durch Hinauf-

züchtung erzielt und bei den Pferden ist es sicherlich so; die anderen vermeinen im Gegenteil: Reinheit sei das Ursprüngliche und Trübung und Verfall das Spätere. Ich glaube, es verhält sich mit dieser Meinung wie mit dem Wahne verflossener Geschlechter, die von einer goldenen Urzeit fabelten. Einst sei alles schön und vollkommen auf der Erde gewesen; dann sei der Sündenfall gekommen oder andere Wirren, und die Welt habe sich immer mehr verschlechtert. Auf das goldene sei ein silbernes, dann ein eisernes, dann ein ehernes gefolgt. Wir wissen heute, daß die Sache umgekehrt war, daß zum mindesten im Sinne jener Epochenpropheten und Weltverbesserungsbeurteiler im Anfang der Menschheitsentwicklung alles wirr und düster war und daß erst nach und nach, im Laufe der Jahrtausende, das Dunkel dem Lichte wich. Einst war Kampf aller gegen alle, und jede Horde von zwanzig, dreißig Seelen war in Gefahr, von der Nachbarhorde angegriffen und aufgefressen zu werden. Allmählich wurden die gesellschaftlichen Verbände größer, wurde die Zahl der geborenen Feinde beschränkter, und sank die Häufigkeit der Kriege. Die Zivilisation — immer im Sinne gedachter Propheten — hat sich ohne Zweifel weiter verbreitet und die goldene Zeit des Friedens, den jene Hesiode und Jeremiasse ersehnten, ist am Ende, nicht am Anfange der Zeiten. Eine Friedensepoche von 43 Jahren, wie sie, mit Ausnahme des Südostens, jetzt ganz Europa erlebt hat, wäre vor Jahrtausenden, ja noch vor wenigen Jahrhunderten völlig undenkbar gewesen. Wir kennen noch aus der Gegenwart eine genügende Anzahl von Urstämmen, die im Steinalter leben oder auf einer Bildungsstufe sind, wie sie den Germanen zur Zeit des Tacitus eigen war. Man braucht hier bloß an ein Volk zu denken, das an der Schwelle Kultureuropas wohnt, an die Albaner. Da war bis 1914 die Hand Jedermanns gegen Jedermann. Aus der Beobachtung solcher urtümlichen Zustände, wie sie noch bis heute fortdauern, ergibt sich ohne Widerspruch die Tatsache, daß ursprünglich keine Einheit, sondern Vielheit, kein Gemeinsamkeitsgefühl, sondern Zerrissenheit, Trennung und Abneigung herrscht. Von Gau zu Gau, von Ort zu Ort wechseln die Sitten, die Häuser, die Trachten und oft auch die Waffen. Ähnlich ist es mit der Abstammung. Wer auf den Alfuren oder auf Formosa reist, wer

das Paregebirge und die Gegend des Kilimandscharo besucht, kann alle vier bis fünf Stunden völlig verschiedene Rasse und Sprache antreffen. Erst die Kultur schafft weiträumige Bezirke, innerhalb deren dieselbe Sprache, Tracht und Sitte vorwaltet. Erst der Werdegang der Jahrtausende erzeugt ausgedehnte Völkergruppen und Leibesart, Rasse ist das Produkt von Jahrhunderttausenden. Daraus sollte hervorgehen, daß Rassenreinheit nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklung aufkommt. Freilich ist eine Rassenverwandtschaft zwischen Völkern da, die nirgends und niemals innerhalb eines und desselben Rahmens zusammengefaßt waren. Wir wissen von keinem staatlichen Band, das in irgendeinem Jahrtausend sämtliche Arier, ja auch nur sämtliche Germanen oder Slaven umspannt hätte. Kein Kakhan, kein Tamerlan, kein Sultan oder Mogul hat alle Türkenhorden unter seine Tamga, sein Szepter gebeugt. Noch viel weniger sind jemals alle Malaien oder alle Polynesier einem einzigen Herrscher untertan gewesen. Folglich muß es eine Rasseneinheit auch ohne staatliche Einheit, und, was für unsere Betrachtungen noch wichtiger ist, auch ohne einen bestimmten Fortschritt in der Kulturstufe geben.

Begnügen wir uns, hier ebenfalls wieder auf eine schwer lösbare Antinomie hingewiesen zu haben. Über die Zeit der Entstehung der Rasseneinheit können wir nichts einwandfreies sagen. Das Gefühl allein ist nicht maßgebend. Das Radium war lange da, ehe die Physiker es entdeckten. Rasse kann lange dagewesen sein, ehe man ihrer bewußt wurde. Einen Anfang des Bewußtwerdens kann man feststellen, dagegen nicht den Anfang des Vorhandenseins einer Sache, deren wir noch nicht bewußt geworden waren. Was wir dagegen mit erheblicher Sicherheit aussagen können, ist, daß immer und überall die Rasse eine Legierung hatte, wie die Metalle, die fast ausnahmslos in der Form der Erze oder in sonst einer Verbindung vorkommen. Die Mischung der Rassen ist zwar kein absolutes Gesetz, aber es ist eine Erfahrung, eine empirische Gewißheit. Wohin wir immer auf der Erde blicken, sehen wir in der Gegenwart Mischung oder die Ansätze dazu. Wie weit wir immer in die Zeiten und Vorzeiten zurückschauen, so stoßen wir auch da unweigerlich auf die Vielheit zusammenwohnender Horden. Von Tasmanien und von den Kanarischen Inseln könnte

vielleicht behauptet werden, daß diese Eilande nur von Tasmaniern und (berberischen) Kanaren bewohnt wurden; die Bekanntschaft der Eroberer mit den dort angetroffenen Urbewohnern war jedoch viel zu flüchtig und ungenau, um darauf bindende Schlüsse zu bauen. Sonst ist überall, auch auf den Inseln, Buntheit die Regel. Selbst auf den entlegensten Eilanden der Südsee wie auf den Fidschi, wie auf der Osterinsel, wurden zwei bis drei Stämme verschiedener Haut und Abstammung gefunden. Auf Madagaskar mengten sich Malaien mit Bantu und Zwergen, auf Island Normänner mit Iren.

Am deutlichsten kann man gegenwärtig den Vorgang der Mischung in Sibirien und den Vereinigten Staaten von Amerika beobachten. Ein Herrschervolk dringt ein, macht sich weite Räume untertan, und erfüllt sie mit seinen zahlreichen Scharen, aber nicht ohne den Einstrom fremden Blutes zu erleiden. In Sibirien verheiraten sich die Russen mit Altaierinnen, Samojedinnen und Chinesinnen. Ich habe selbst der Hochzeit eines Russen mit einer Chinesin in Kiachta beigewohnt und traf in Pogorowsk eine ganze Stadt, die von russisch-tungusischen Bastarden bevölkert war. In Nordostsibirien waren vor einem Menschenalter die Eroberer dermaßen jakutisiert, daß die Kinder aus Mischehen überwiegend jakutisch lernten. Ebenso findet in Nordamerika eine fortwährende Vermengung zwischen Ariern, nämlich Engländern, Deutschen, Iren, Franzosen, Italienern und Slaven einerseits und Indianern, Negern, Chinesen andrerseits statt. Dabei ist zu bedenken, daß auch die Engländer bereits aus Kreuzungen hervorgegangen waren. Was wir nun in der Gegenwart mit Augen sehen, das sollten wir in die Vergangenheit projizieren. Die alten Ägypter, Babylonier, Griechen und Römer, wie auch Chinesen waren nicht weniger bunt und mannigfaltig in ihrer Zusammensetzung, wie die heutigen Völker. Früher dachte man sich die antiken Völker als eine unerschütterliche Einheit; es wäre beinahe ein Verbrechen gewesen, an dem reinen Blute der Hellenen zu zweifeln. Es war das lediglich eine optische Täuschung. In der Ferne sehen alle Gebirge wie blaue Flächen aus; erst wenn man näher kommt, sieht man mit Staunen, wie die vermeintliche Fläche sich in Steilhänge, sanfte Matten, Schluchten und zackige Spitzen, und wie sich das vermeintliche Blau in Grün, Weiß, Grau, Graugelb,

Braun und Rot auflöst. Genau so die Völker! Wenn man sie aus der Entfernung betrachtet, sei es in der Entfernung der Zeit, wie die alten Griechen, oder in der Entfernung des Raumes, wie die heutigen Chinesen, so wähnt man leicht eine durchgehende Einheitlichkeit zu erblicken. Nichts kann verkehrter sein.

Was aber für die Völker gilt, muß entsprechend auch für die Rassen angenommen werden. Ja, in noch höherem Maße. Denn die Völker haben zeitweilig den Zwang und den Schutz staatlichen Zusammenhaltes, während die Rassen ewig eines solchen Schutzverbandes entbehren.

Nur in einem Falle kommt die Ausnahme verhältnismäßig reinen Blutes vor, nämlich in Ländern, die durch ein eindringendes Volk so ziemlich von den früheren Bewohnern gesäubert wurden. In weiten Strichen Australiens und Neuseelands wohnen ausschließlich Briten, am Nordsaume Amerikas hausen nur Eskimo. Allein gerade hier läßt sich nachweisen, daß die Besiedlung durch die reinblütige Rasse erst in später Zeit erfolgt ist, in Neuseeland seit weniger als einem Jahrhundert in den arktischen Zonen seit wahrscheinlich einem Jahrtausend. Somit wäre gerade auch die Ausnahme, da einmal Reinblütigkeit auftaucht, eine Bestätigung der Regel, daß Rasse ein Endziel, nicht ein Ausgangspunkt ist.

Ich fasse zusammen: ganz reine Rasse kann nirgends empirisch erfaßt werden. Trotzdem müssen wir sie postulieren. Ohne diese working hypothesis ist eine Erkenntnis der Völker und ihrer Geschichte unmöglich.

Der Mischung wirkt die Entmischung entgegen. Wie die gespannte Sehne, wie die Stehaufmännchen der Kinderspiele hat Rasse das Bestreben, nach jeder Abweichung und Herauszerrung wieder in ihren anfänglichen Zustand zurückzuschnellen.

„Naturam expelles, furca, tamen usque recurret."

Wie die Natur, so neigt auch die Rasse zur Beharrlichkeit im Wechsel. Allerdings ist, was bisher noch kaum erkannt wurde, auch der Wechsel selbst ein wesentlicher Zug der Rasse. Beinahe wie Ebbe und Flut zum Wesen des Meeres gehören. Ich kann das folgender-

maßen deutlich machen. Jedermann weiß vom Maler Diefenbach.[1]) Er ist ein Weltverbesserer und vollkommener Abstinent, der nicht einmal Milch und Eier, geschweige denn Kaffee und Tee anrührt. Als Maler ist er wirklich groß, und jeder Nationalgallerie würden seine Werke zur Zierde gereichen. Viel wichtiger jedoch als seine Gemälde ist ihm sein enthaltsames Leben und die wallende Pracht seines vor dem Schermesser ängstlich gehüteten Bartes und Haupthaares. Nun hat dieser Naturmensch einen Sohn, der ein ausgemachter Dandy und Lebemann ist und der sich zum Kummer seines Vaters rasiert, sogar den Schnurrbart. Helios — so ist sein Name — ist der eleganteste Mann auf ganz Capri. Gustav Adolf, der Verfechter der Protestanten, hinterließ eine Tochter, Christine, die zur katholischen Kirche zurückkehrte und sogar, auf ihre Krone verzichtend, in Rom ihren Wohnsitz nahm. Gleichermaßen hatte Louis Büchner, der Verfasser von „Kraft und Stoff", der gepriesene Verfechter einer materialistischen Weltanschauung, einen Sohn, der in der Jugend bigott war und jedermann, so er sich in seinen Grundsätzen nicht schleunigst wandle, ein übles Ende in der Hölle prophezeite. Ein bekannter Spruch lautet:

Pfarrers Kind und Müllers Vieh
Geraten selten oder nie.

Zum mindesten sind so manche Söhne von Pfarrern die größten Freigeister oder gar, wie Stilgebauer, die Urheber naturalistischer Schundromane geworden. Umgekehrt sind die Kinder von Freigeistern gern Theosophen. Friedrich Wilhelm I. war ein rauher Soldatenkönig, verkörperte Ordnung und Strenge; sein junger Sohn war dagegen ein Schöngeist und „effeminierter Kerl", von dem kein Mensch ahnte, daß er sich später zu dem harten Soldatenhandwerk zurückfinden, ja, daß er dies zu ganz besonderer Blüte bringen werde. Der überaus redselige und tatsächlich beredte Friedrich Wilhelm IV. war der Sohn des überaus wortkargen, ja hilflos stammelnden Friedrich Wilhelm III. Ein ähnlicher Gegensatz bestand zwischen Goethe und seinem Vater. Das führt auf die oft und gern gemachte Beobachtung, daß die Genies nur äußerst selten Kinder haben, die ihrer würdig sind. Nach der

[1]) Er starb Anfang 1914.

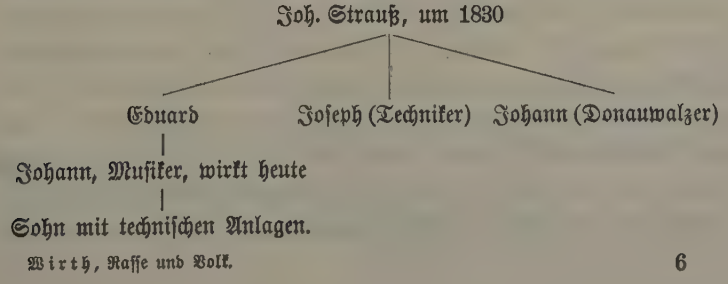
ungeheuren Anstrengung muß sich die Sippe wieder erholen. Also ein beständiger Wechsel, ein Zurückschnellen der hart, manchmal allzu hart angespannten Sehne. Dagegen kehrt manchmal bei dem Enkel die Geisteskraft des Großvaters wieder; so am deutlichsten bei Darwin. Dieser Atavismus, dieser Rückschlag ist schon längst erkannt worden. Nur darf man ihn nicht übertreiben. Es ist eine Regel mit unendlich vielen Ausnahmen. Die eine große Reihe der Ausnahmen wird durch die Ähnlichkeit dargestellt, die zwischen Vater und Sohn besteht; ich nenne die Schriftsteller Dumas, die Mathematiker Bernouilly, die acht großen Türkensultane des 15. und 16. Jahrhunderts, eine Aufeinanderfolge großer Männer, die freilich einzig dasteht. Auch Friedrich den Großen könnte man insofern hier anführen, als er zwar seinem Vater unähnlich war, aber sicherlich an Bedeutung ihm nicht nachstand. Eine andere, längere Reihe von Ausnahmen wird durch die Unähnlichkeit von Großvater und Enkel geliefert. Um bei den Hohenzollern zu bleiben, hat Wilhelm II. wenig mit Wilhelm I. gemein. Ein jeder kann in seiner eigenen Familie nachprüfen und wird da Beispiele in Hülle und Fülle finden. Freilich hängt da viel von dem verändertem Zeitgeiste ab. In vielen Fällen mag die Anlage bei Großvater und Enkel gewesen sein, aber durch Umgebung und Schicksale wurde bei dem einen die Anlage getrübt und darnieder gehalten, bei dem anderen zu voller Entfaltung gebracht. Oder die Dekadenz wirkt entgegen. Wie unähnlich war der tatenlose Genießer Alfred Krupp, der 1902 starb, dem arbeitsfrohen Friedrich Krupp, der vor der Mitte des verflossenen Jahrhunderts blühte! Nur zu schnell verwandelt sich der Aufstieg eines Geschlechtes, namentlich eines plutokratischen, in Niedergang. Zum Schlusse ist noch eine dritte Reihe von Ausnahmen zu erwähnen. Ich spreche von dem Fall, daß die Art eines Mannes nicht beim Enkel, sondern erst beim Urenkel oder noch später wieder auftaucht. So hat, nach langer völliger Brache schriftstellerischer Eigenschaften, der Urenkel Schillers, Freiherr von Gleichen-Rußwurm, den Autorenberuf wieder aufgenommen.[1])

[1]) Lehrreich ist der Stammbaum einer Musikersippe, der Strauß. Um 1830 blühte neben Lanner und Latitzki der Urstrauß, Johann. Einer seiner

Ich wollte hiermit beweisen, daß auch ohne den Zustrom rassenfremden Blutes fortwährend eine Änderung, ein Rückschlag, ja Ebbe und Flut bei der Rasse stattfindet. Noch viel jäher und auffälliger ist begreiflicherweise der Wechsel nach einer Mischung widerstreitender Elemente. Allein selbst nach der größten Rassenverirrung kehrt das heftig schwankende Pendel wieder zur ursprünglichen Lage zurück. Auf die Mischung folgt die Entmischung. Das sollte eine bedeutsame Genugtuung für alle die sein, die an eine wüste Rassenverschlechterung, ja wie Gobineau an den Rassentod glauben. Seit einiger Zeit schon ist der Wert der Entmischung erkannt worden. Nur zog man selten die notwendigen Folgerungen daraus. So gleich bei dem berüchtigten Völkerchaos der römischen Kaiserzeit. Chamberlain hat in diesem Chaos den Grund für den Verfall des Römerreiches gesehen. Ganz mit Unrecht! Er zäumte das Pferd beim Schwanze auf. Aus einer Folgeerscheinung machte er eine Ursache. Außerdem vernachlässigte er die später auftretende Entmischung. Eine besonders auffallende, jedermann erkennbare Form nimmt die Entmischung an, wenn die Bastarde — aussterben. So ist ein ganzes Volk, das aus Nachfahren afrikanischer Eingeborener und malaiischer Ankömmlinge bestand, am Kap der guten Hoffnung im vierten Geschlechte untergegangen. Ehen zwischen Europäern und Japanerinnen oder Chinesinnen und umgekehrt zwischen Ostasiaten und

---

Söhne war Joseph, der eigentlich Techniker war, aber nebenbei in zehn Jahren an 260 Walzer schuf. Sein anderer Sohn war der eigentliche Walzerkönig, der Schöpfer des Donauwalzers, der Fledermaus und des Zigeunerbarons. Sein Enkel ist Johann Strauß, der gegenwärtig als fahrender Kapellmeister die Lande durchzieht. Ein Sohn dieses jüngsten Johann, der aber auch schon 48 Jahre alt ist, zeigt wiederum technische Talente wie sein Großoheim und hat, nur 15jährig, einen ganzen Schlafwagen mit elektrischer Beleuchtung, Klingeln usw. en miniature gebaut.



Europäerinnen sind selten sehr fruchtbar; und noch seltener behaupten sie sich durch mehrere Geschlechter. Ganz abgesehen von physiologisch-biologischen Erscheinungen hat Halbblut viel weniger Gelegenheit zur Heirat als Vollblut. Man gehe einmal nach Afrika und sehe sich die Verhältnisse an, wie sie auf Grund von Mischheiraten entstehen. Auch der Schwarze hat seine Ehre, hat seine festgefügte Stammes- und Sippenordnung; auch er will von einem abtrünnigen Kinde nichts mehr wissen. Noch viel weniger aber will sich der Weiße mit Halbblut verbinden, zumal dieses erfahrungsgemäß von den beiderseitigen Eltern am liebsten grade die schlechten Eigenschaften annimmt. Der Bastard dünkt sich in der Regel für leibliche Arbeit zu gut und für andere ist er selten brauchbar. Mitunter freilich finden sich gerade bei Bastarden hervorragende Köpfe, Männer, die von dem weißen Vater überragenden Scharfsinn und Unternehmungslust, von der Mutter Kraft und Schönheit geerbt haben, sowie Frauen, die an Klugheit ihre ganze Umgebung, auch die weiße, überragen. So manche Generale und Diktatoren Lateinisch-Amerikas, namentlich Mexikos, sind ein sprechendes Zeugnis dafür. Ich kannte dergestalt im Transvaal in dem Bezirke Watervoll Boven die Tochter des einst berühmten Missionars Philips und einer Hottentottin, eine Frau, die ihre ganze Umgebung beherrschte und der eine stattliche Energie und ein erheblicher Geschäftssinn innewohnte. Sie wurde während des Burenkrieges von britischen Soldaten, die bei ihr nach Schätzen fahndeten, ermordet. Meiner Erinnerung nach war sie nicht verheiratet. Ähnlich ist, soviel ich weiß, das Geschlecht der Dumas, die ja von Negern stammen, ausgestorben.

In jüngster Zeit wird häufig bewußt durch bestimmte Gesetze der Entmischung vorgearbeitet. Die Abneigung, die in Amerika schon längst gegen farbiges Blut bestand und dort im Süden zu einem allgemeinen, recht wirksamen gesellschaftlichen Boykott führte, ist letzthin auch in unserem Südwestafrika erwacht. Ehedem waren dort Verbindungen mit Hottentottinnen und, in zweiter Linie, mit Hereroweibern an der Tagesordnung. Vor mehreren Jahren wurde aber ein Gesetz erlassen, das dauernde Verbindungen, einerlei ob rechtmäßige oder unrechtmäßige, unter Strafe stellte. Nicht nur in früheren Zeiten, sondern selbst noch in der Gegenwart sind sogar völlige Ausrottungen einer fremden Rasse

von Staats wegen versucht worden. Um von den Millionenmetzeleien eines Dschingiskhan und Tamerlan zu schweigen, um nicht bis auf das Schiboleth der Benjamiten, die Römerverfolgung des Mithradat und das cicere der Sizilianischen Vesper zurückzugehen, können wir so manche Taten der Spanier ins Feld führen, die die Kanarischen Inseln von den Guanchen und Kuba nebst anderen westindischen Inseln von den Karaiben säuberten, die ferner auf Befehl ihrer Könige die Juden und die Moriscos aus Spanien vertrieben. In der Gegenwart erlebten wir schaudernd den furchtbaren Vernichtungs- und Ausmordungskrieg, den bulgarische Banden gegen die Griechenbevölkerung Mazedoniens, griechische Banden gegen die bulgarischen Bauern und den gleichzeitig die Serben gegen die Albaner führten.

Entmischung und in der Regel auch der Massenmord, wie zwischen Türken und Griechen, Indianern und Weißen, greift nur da Platz, wo die Mischung aus stark verschiedenen Elementen bestand. Im übrigen muß Mischung sein. Ohne sie keine Weltgeschichte. Nur das Zuviel ist vom Übel, ist unmittelbar verderblich. Mischung erhöht nicht ohne weiteres, aber vervielfältigt die Geistesgaben. Sie steigert zugleich die Möglichkeiten des Aufschwungs und der Selbstzernichtung und erhöht dadurch die Spannung des Lebens. Sie macht es reicher, dramatischer. Sie vermehrt die Frauenschönheit, was jetzt wohl als eine ziemliche feststehende ethnographische Tatsache bezeichnet werden kann. Eine merkwürdige Zusammenstellung von Beobachtungen zu dieser Frage findet sich in der neuen Auflage von Ploß-Bartels' Werk über das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Die Mischlinge von Javaninnen und Europäern sind fast durchwegs auffallend hübsch; sie haben nicht wie die Malaiinnen gewöhnlich die keck aufgestülpte Nase, die allzu große Breite des lächelnden Mundes und das Herausfordernde der zu schmal geschlitzten Augen. Der Körperbau der Mulattinnen ist zierlich: etwas kürzere Arme, ganz allerliebste Hände, eine ausnehmend schöne gewölbte Brust, die schönste Taille und unbeschreiblich kleine gefällige Füße machen die ganze Persönlichkeit zu einem höchst angenehmen, reizenden Wesen. Finsch fand unter den Mischlingen der Maorifrauen Neu-Seelands mit Europäern wirkliche Schönheiten, die er unter den Eingeborenen niemals beobachtete. Auch Nordenskjöld bestätigt die

größere Schönheit der Mischlinge, und zwar bei der weiblichen Bevölkerung Grönlands. Die Frauen der franko-kanadischen Mestizenbrut im nordwestlichen Amerika sind von regelmäßigen und graziösen Zügen, und man findet unter ihnen oft Mädchen von wahrhaft klassischer Schönheit. Die Frauen und Mädchen der in Chile lebenden Mischlinge aus indianischen und weißem Blute (Araukanier und Spanier) haben gewöhnlich einen schönen weißen Teint, schönes schwarzes Haar, feurige, ausdrucksvolle Augen, sehr lange seidenartige Augenwimpern, herrliche Zähne, schöne Büste, sehr kleine Ohren, Hände und Füße und graziöse Bewegungen. Es gibt unter ihnen auch viele, die blondes Haar und blaue Augen haben. Die Cholos, das sind die Mischlinge von Weißen mit den Indianern von Peru, zeichnen sich vor den Eingeborenen ebenfalls durch ihre Erscheinung aus. Steller sagt von den Itälmenen in Kamtschatka: „Man trifft unter denen mit breiten Gesichtern solche Schönheiten an, daß sie dem besten chinesischen Frauenzimmer nichts nachgeben. Die Kosakenkinder aber von russischen Vätern und itälmenischen Müttern sehen dergestalt wohl aus, daß man ganz vollkommene Schönheiten darunter antrifft". Wie man sieht, ist für die Annahme, daß eine Rassenkreuzung wenigstens bei dem weiblichen Geschlecht die Schönheit steigert, ein beträchtliches Material vorhanden.

Rasse und Kultur.

Ursprünglich schafft sich jede Rasse ihre besondere Umwelt: Waffen, Kleider, Häuser und Geräte, Speisen und Getränke, weiterhin Vorstellungen, Ehrbegriffe und Sitten, Tänze und Feste, wie Verfassungsformen, endlich Gedanken und Weltanschauungen, die nur ihr und sonst keiner Rasse eignen. Es gibt eine Reihe von Stämmen, die ihre Tracht von einem Kleiderbaum machen, und die bei ihren Wanderungen, selbst wenn sie sich auf Tausende von Kilometern erstrecken sollten, immer Samen oder Sprossen dieses Baumes mitnehmen, um ihn in der neuen Heimat sofort wieder anpflanzen zu können. Die Weißen nehmen in die Kolonialländer die Getreidearten und Hülsenfrüchte sowie, wenn das Klima es erlaubt, die Reben mit, die sie bisher zum Leben brauchten. Ein Deutscher wird überall dafür sorgen, daß er sich Bier brauen kann oder solches aus der Heimat bekommt. Die Chinesen in Kalifornien

beziehen ihre sämtlichen Nahrungsmittel aus China, so daß die Amerikaner mit Recht darüber klagen, die fremden Gäste schüfen keinen Nutzen, da sie nichts im Lande verzehrten und nur Geld herauszögen. Ein Russe wird sich erst wohl fühlen, wenn er seinen Wodka und seinen Schtschi hat, ein Bantu, wenn er Pombe und Ugali (Brei) reichlich vor sich sieht, ein Italiener verlangt nach Polenta und Maccaroni, der Berber nach Kuskus, der Tatar nach geröstetem Hammelfleisch, der Japaner nach Reis, Fischen und grünem Tee. Ebenso steht es mit dem Stile der Häuser; auch er ist das Zeugnis einer ganz besonderen Rassenbegabung. Das germanische Bauernhaus ist ein genaues Abbild von dem Ochsenwagen der Völkerwanderung, und die Reihendörfer gleichen in ihrer Anordnung — einer einzigen geraden Straße — einer Reihe quer oder längs aufgestellter Wagen. Ochsenwagen, das Beförderungsmittel der Wanderungen, kommt schon (wie aus ägyptischen Wandgemälden zu schließen), bei den Zügen der Nordvölker gegen Ägypten um 1200 und dann bei den Sweben des Ariovist vor. Als wir in Tertia saßen und die Stelle im Cäsar erörterten, wo sich Ariovist rühmt, seit 14 Jahren unter kein Dach gekommen zu sein, da meinte unser Lehrer, das sei wohl übertrieben. Als ich jedoch später Südafrika besuchte, da merkte ich, daß die Stelle buchstäblich zu verstehen sei. Auch die Buren wanderten nicht nur, sondern lebten lange in ihren Ochsenwagen, sei es, daß sie für ein Haus noch nicht das nötige Geld zu haben glaubten, sei es, daß sie dachten, später doch wieder weiter zu ziehen. So ist die Burenschar, die quer durch den Erdteil nach Humpata in Portugiesisch-Westafrika treckte, tatsächlich fünf Jahre lang in kein Haus gekommen, sondern hat stets in ihren Wagen gewohnt; so lange dauerte eben die Wanderzeit. Also, das germanische Haus entspricht dem Wagen. Umgekehrt ist das mongolische Haus ein erstarrtes Zelt. Die Behausungen einiger Polynesier erinnern an umgestülpte Kähne, die der meisten Bantu an Viehkrale. Wie die Urheimat auf den Hausbau einwirkt, sieht man ungemein deutlich bei den Japanern; ihre Wohnung ist der Pfahlbau, den ihre malaiischen Ahnen in wasserreichen Gegenden errichteten. Die luftige Wohnung ist im eiskalten Jesso beibehalten, obwohl sie dort rasend unpraktisch ist. So leicht wie im Fall der Japaner kann man freilich nicht immer

die Ursachen eines besonderen Stiles zurückverfolgen. Schwerer ist zu ergründen, warum die Germanen bei ihren Bauten gerade Linien vorziehen, die Romanen dagegen runde, wie sich das bei den Säulen, den Kuppeln und den Bögen offenbart. Von den Rundbögen des römischen Tiefbaus weiß man zufällig, daß sie auf die Etrusker zurückgehen. Auch die Germanen haben später den Bogen aufgenommen, ihn aber zum Spitzbogen weiter entwickelt. Die gothischen Kirchen gleichen der Schneise durch einen Buchenwald, die Kuppel des Pantheon und St. Peters dem im Süden durch Bäume wenig gestörten Anblick der Himmelsglocke.

Jede Rasse hat eine besondere Seele und eine eigene Seelenwelt. Dementsprechend sind auch die Äußerungen, z. B. des Ehrbegriffs verschieden. Ein japanischer Edelmann wurde, eine Treppe des Kaiserpalastes hinaufgehend, versehentlich von einem anderen Edelmann, der im Range eine Kleinigkeit höher stand, gestoßen. Wenn er, der Stoßende, glaube, daß er vornehmer sei, so sei das möglich; aber an vornehmer Gesinnung stehe er, der Gestoßene, ihm nicht nach. Sprachs und entleibte sich. Dadurch zwang er den Mann, der durch ein kleines Versehen sein Gegner geworden war, ebenfalls Harakiri an sich zu vollziehen. In China kennt die Schwiegertochter kein grausameres Mittel, um eine böse Schwiegermutter zu ärgern, als sich in einen Brunnen zu stürzen oder sonst aus dem Wege zu räumen. Dadurch wird die Schwiegermutter vor aller Augen als ein unerträgliches, zankfüchtiges und tyrannisches Weib hingestellt. Bei sehr vielen Stämmen der ganzen Erde, Wilden und Halbwilden, wie auch bei gebildeten Völkern, herrschte oder herrscht noch die Blutrache. Aber wie verschieden wird sie gehandhabt! Ein Kentucky-man stürzt sich mit seinem Bowiemesser von vorn auf seinen Gegner, Victoria Planta erschlägt mit einem schweren Armleuchter in leidenschaftlicher Aufwallung von vorn den geliebten Jürg Jenatsch; der Albaner jedoch hält es für ebenso ehrenvoll, wenn er den „Giaksor", der ihm Blut schuldet, von hinten erschießt; der vornehme Spanier endlich rächte seine Ehre, indem er von gedungenen Spießgesellen seinen Gegner ermorden ließ.

Die Sanftheit oder Wildheit einer Volksseele äußert sich unverkennbar im Tanz. Er hat ja auch seine verschiedenen Namen von den

verschiedenen Völkern, als da wären Polonaise, Schottisch, the German,[1]) Apachentanz. Das Hulahula (ein lasziver Nackttanz) Hawaiis weicht in der Tat aufs äußerste von dem Menuett und Schuhplattler ab. Ebenso ein Indianerfest von einer eidgenössischen Feier.

Jede Rasse scheint ihre besonderen Fertigkeiten zu haben. Freilich sind viele derselben leicht übertragbar. Ursprünglich waren die Mittelasiaten die einzigen Reitervölker; aber nur nach einem einzigen Menschenalter sind Indianer, Hawaier und Hottentotten, die das Pferd früher überhaupt nicht kannten, zu ausgezeichneten Reitern erwachsen. Trotzdem läßt sich noch jetzt häufig wahrnehmen, daß die Angehörigen eines bestimmten Volkes oft eine besondere Eignung für einen ganz bestimmten Beruf verraten; so sind die Italiener im Auslande überwiegend muratori (Maurer, Steinbrecher); bei Eisenbahnarbeiten und namentlich bei Brückenbauten sind sie gesuchter als irgendwelche anderen Leute. Die Slaven sind am beliebtesten als Tagelöhner in der Landwirtschaft; die Polen auch in Kohlenbergwerken. Deutsche trifft man im Ausland besonders im Wirtsgewerbe, und dann, was nicht gerade besonders schmeichelhaft ist, als Friseure, als Zuckerbäcker (man vergleiche die Beschwichtigungsräte unserer auswärtigen Politik); auch der Zug, daß bei den gefälligen Mädchen in der Fremde die deutschen die Hauptrolle spielen, darf nicht unerwähnt bleiben; er scheint mit der Fremdentümelei und Allerweltsfreundschaft der Deutschen zusammenzuhängen. Iren sind Meister im Tiefbauwesen, Tschechen in Schauspiel und Musik, Italiener — außer den genannten Berufen — in billiger Plastik, offenbar einem Erbteile antiker Bildhauer. Die Franzosen behaupteten bis vor kurzem den unbedingten Vorrang in Schneiderei und Dingen der Galanterie, wie der Tanzlehre. Die Juden beginnen als Hausierer und Geldleiher, die Schotten als kleine Krämer, die Engländer als Bankbeamte. Das sind nur so ein paar Beobachtungen, die sicher noch stark vermehrt werden könnten.

Die Anlagen der Rasse äußern sich in der von ihnen erzeugten Gedankenwelt, in den politischen und religiösen Anschauungen und Einrichtungen. Ich will zunächst die Religion behandeln, weil sich

---

[1]) So heißt über dem Kanale der Walzer.

bei ihr die enge Wechselwirkung mit der Rasse am deutlichsten ergibt. Das Christentum ist der Glaube der westlichen Indogermanen, der Buddhismus der Gelben (im weiteren Sinne), der Konfuzismus bloß der Chinesen, der Hinduismus der Hindu, der Mosaismus der Juden. Nur der Islam hat es bei den geringen Anforderungen, die er stellt, fertig gebracht, mehrere Rassen unter der Fahne des Propheten zu vereinigen. Vielleicht hören es mehrere Leser mit Erstaunen, was hier vom Christentum gesagt wird. Tatsächlich aber stellen diejenigen Christen, die nicht zu den West-Ariern gehören, doch nicht 8 % der Gesamtchristenheit dar. Ebenso ist die Lehre des Buddha, der in Nepal, einem tibetischen Lande, geboren war, von den Indern abgelehnt, dafür aber von den Blutsgenossen des Buddha, den Tibetern, Mongolen, Chinesen, Malaien und außerdem den Singhalesen, wie einigen mongolisch fühlenden Deutschen und Angelsachsen, angenommen worden. Die Nicht-Gelben sind schwerlich mehr als 1 % aller Buddhisten. Mit diesen Feststellungen nicht genug, kann man im einzelnen noch unverkennbar verfolgen, wie eine Unterrasse sich eine Unterreligion, eine besondere Abart schafft. So hat die protestantische Bewegung in der Hauptsache bei Germanen Fuß gefaßt, und solchen Romanen wie Madjaren, bei denen eine germanische Mischung wahrscheinlich ist. Die griechische Orthodoxie hat die slavisch vermittelten Neugriechen und weitaus die meisten Slaven in ihren Bann gezogen. Dem römischen Katholizismus hangen dagegen die Kelto-Romanen und die Ibero-Romanen an. Eine Ausnahme bilden die Madjaren und die Polen, bei denen beiden jedoch möglicherweise eine iberische oder kasische Unterschicht vorhanden ist. Ja, man könnte noch weiter gehen und auch innerhalb der Teilbekenntnisse nach rassenhaften Einflüssen nachspüren. So ist der Katholizismus der Deutschen sicherlich äußerst verschieden von dem der Iren und Spanier; der norditalienische weicht beträchtlich von dem süditalienischen ab. Ähnlich sind Schattierungen zwischen englischer, deutscher, schwedischer und schottischer Kirche innerhalb der protestantischen Welt vorhanden. In der kleinen Schweiz gibt es, trotz der so weit gehenden Einheitlichkeit der öffentlichen Zustände doch zwei Nuancen des protestantischen Kirchenwesens: die Kirche Calvins bei den französischen Schweizern und die Lehre Zwinglis bei den Deutschen.

Die Einwirkung der Rassenanlage auf die Gestalt des Hauses, der Tracht, der Musik und des Tanzes, der Dichtung und der bildenden Kunst kann nicht gut geleugnet werden. In den meisten Fällen tritt eine solche Einwirkung durchaus nicht ohne weiteres vor die Augen und Ohren; sie ist da, ist vorhanden, nur kann sie schwer bewiesen werden. Denn seit Anbeginn ist Entlehnung von außen im Schwung gewesen, ist das Heimische vom Ausländischen überwuchert worden.

„Dem Besten, das der Geist empfangen,
Setzt immer fremd' und fremder Stoff sich an."

Was ist bei der äußeren Aufmachung unseres städtischen Lebens noch deutsch, ja, was gemein-germanisch? Wir wohnen vielleicht in einem maurischen oder antikisierenden Hause. Wir beginnen den Tag mit Kaffee, der aus Brasilien, mit Tee, der aus China oder Ceylon, mit Kakao, der aus Westafrika stammt. Die Hausfrau hüllt sich etwa in ein Kimono, der Mann in einen türkischen Schlafrock; den Tag beschließt ein Pariser Lustspiel oder ein aus dem Russischen übersetzter Roman. So ein Fall, der durchaus nicht zu den extremen Fällen gerechnet zu werden braucht. Alle unsere Geräte und Kleider, der Stil der Häuser und des Lebens, unsere Ziffern, die von den Arabern aus Indien gebracht wurden, unsere Kunstbegriffe und Weltanschauungen: sie sind dermaßen von fremdem Stoff überkrustet und innerlich durchsetzt, daß es äußerst schwer hält, heute das Bodenständige noch herauszufinden. Ähnliche Zustände sind aber für sämtliche Jahrtausende vorauszusetzen. Denn jeder, auch der wildeste Stamm, steht den Einwirkungen der ganzen Welt offen. Daher haben so nüchterne Forscher wie Boas selbst in dem Amerika des zweiten vorchristlichen Jahrtausends schon Berührungen mit europäischer Keramik entdecken können. Und bei Speyer sind in einer Schicht, die aus der Zeit um 4000 stammt, indische Perlen gefunden worden. Immer also war Mischung da. Gut. Allein ebenso alt und ebenso unvergänglich ist das bodenständige Eigengewächs. Es entsteht nun die Schwierigkeit, in jedem einzelnen Falle zu scheiden, was fremd, was heimisch. Diese Schwierigkeit ist die Hauptursache des Streites der Gelehrten, die Ursache für das Auseinandergehen der einzelnen Schulen. So tobt

noch heute der Kampf darüber, auf wen oder was der griechische Tempel mit seinen Säulen zurückzuführen sei, ob auf das ägyptische Vorbild (wie mir scheint) oder Pfahlbau, wie die Vettern Sarazin meinen, oder auf eine glückliche, sozusagen plötzliche Eingebung des griechischen Genies, wie — am unwahrscheinlichsten — die Archäologen annehmen. Bei der so ausgeprägten Kunstform wie dem Tiefbau und den hochbeinigen Aquädukten der Campagna würde ich ähnliche Werke am Vansee vergleichen und daraus folgern, daß die Etrusker mit den Umwohnern des Vansees, mit den alten Chaldern, rasseverwandt waren. Die gemeinsame Sitte der transkaukasischen Tabar und der Römer, eine Frau, die ordentlich Kinder geboren hat, einem Freunde weiterzugeben, um nun für den Freund tüchtig zu wirken,[1]) deutet, da eine geschichtliche Entlehnung nicht nachzuweisen ist, auf rassenhaften Zusammenhang; die Erbauer Albalongas waren eben Vettern der Albaner des Kaukasus. Ich kann mir jedoch sehr gut vorstellen, daß jemand von derlei Hypothesen durchaus nichts wissen wolle. Gleichwohl behaupte ich: daß die Aufnahme irgend einer Kunstform oder irgend einer Religion notwendig auf kongeniale Anlagen hindeutet; daß die Schöpfer der Formen und Religionen eine geistige Verwandtschaft mit dem Volke haben müssen, denen der Wert jener Schöpfungen sofort aufging. Es ist das ein Axiom. Die doppelte Eigenschaft eines Axioms ist eben die, daß es zwar nicht bewiesen werden kann, daß man jedoch daran glauben muß. Es handelt sich hier um einen Satz, dessen Wahrheit nur zu erfühlen ist, um einen Satz, der sowohl den Völkergedanken Bastians, als auch den Lehren der historischen Schule in deren oberflächlicher Ausdeutung zuwiderläuft. Bastians Gedankengang war ungefähr folgender: überall haben wir dieselbe Sonne und denselben Mond und einigermaßen ähnlichen Wechsel der Jahreszeiten, haben Blitz und Donner und Regen. Deshalb entstehen überall von selbst die gleichen Vorstellungen und Mythen, von den Erscheinungen des Himmels gezeugt. Wo immer eine Mär, ein

[1]) Strabo 515. ἱστοροῦσι δὲ περὶ τῶν Ταπύρων, ὅτι αὐτῆς εἴη, νομιμον ἐκδιδόναι τὰς γαμετὰς ἑτέροις ἀνδράσιν — — καθάπερ καὶ Κάτων Ὀρτησίῳ — ἐξέδωκε τὴν Μαρκίαν ἐφ' ἡμῶν (in der Gegenwart) κατὰ παλαιον Ὠμαίων ἔθος. Bei den Naïri Indiens wechselt eine Frau alle paar Monate den Ehemann.

Mythos, eine Religionsform, eine auffallende Gleichheit mit irgend einem nahen oder entlegenen Lande verrät, so erklärt Bastian dies Auftreten gleicher Formen für autochthon. Umgekehrt behauptet die historische Schule: das eine Land hat sie von den anderen überkommen. Die oben angedeutete Rassenhilfstheorie dagegen sagt: die verwandte Anlage hat entweder das selbständige Aufkommen oder aber die Entlehnung von außen her begünstigt. Deshalb ist den Germano-Romanen Europas die Erfindung oder Einführung des parlamentarischen Systems gelungen, nur halb aber den Slaven und schlecht den Türken und Chinesen. Schwieriger ist folgende Frage. Woher haben die Japaner ihr Theater und die Einrichtungen ihrer Bühne, die dem Geist und der Form nach so sehr dem griechischen Theater gleichen? Es wäre nicht menschenunmöglich, hier eine Übertragungslinie von Griechenland über Indien, wo der Theatervorhang Javana, das heißt der Grieche, hieß, über das indisch befruchtete Java bis zum Reiche des Mikado zu ziehen; wahrscheinlicher ist jedoch, da die heutige japanische Schauburg erst nach 1400 n. Chr. entstand, indische Einflüsse, die seit 900 n. Chr. ganz aufgehört hatten, abzulehnen und selbständigen Ursprung des shibai, der japanischen Schauburg, anzunehmen, dafür aber eine gemeinsame Unterschicht des Japaner- und Griechentums, etwa die Drawida, zu vermuten.

Wie Driesmanns ausführt, bringen die einzelnen Rassen ihre Kultur oder zum mindesten ihre Kulturanlagen aus der Urheimat in die neue, die geschichtliche Heimat mit und „projizieren" sie auf das Land ihrer Kinder und Enkel, unterwerfen diesen Anlagen die Umwelt. Diese Anschauung steht im schroffen Gegensatz zu der Hochschätzung des Milieu, die der französische Historiker Taine aufgebracht hat und die noch jetzt, bis zu Steinmetz und Ludwig Stein, zu Finot, Alberti, Franz Oppenheimer sehr viele Anhänger zählt. Freilich drücken sich diese Anhänger manchmal so vorsichtig, oder sagen wir lieber verschwommen aus, daß der Gegensatz nicht ganz zu seinem Rechte gelangt. Tatsächlich aber ist die Umwelt die Göttin aller Materialisten, Rassenbekämpfer und Friedensfreunde. Lediglich damit man solche Gelehrte nicht nachher darauf festnageln kann, daß sie „a so oder a so" sich ausgesprochen hätten, haben sie die üble Gewohnheit, durch ein einer-

seits/andererseits dem Tadler von vornherein den Degen aus der Hand winden zu wollen. Dergestalt meint Steinmetz, daß die Milieutheorie ihr Recht behalte, allein erbliche Eigenschaften spielen laut ihm doch eine erhebliche Rolle. Das ist ein hölzernes Eisen. Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß. Die Erfahrung der Geschichte ist der Betonung der Umwelt durchaus abgünstig. Wenn die Freunde des Milieus behaupten, die günstige Lage bestimme den Gang eines Volkes, wenn ein Franzose ein Buch darüber schrieb: La route fait le type social, wenn ebenso Brooks Adams den Verkehrsstraßen einen maßgebenden Einfluß auf die Geschicke der Nationen zuschrieb, so braucht man einfach an die Prophezeiung Alexander von Humboldts zu erinnern, derzufolge Mexiko einst den Mittelpunkt des Weltverkehrs bilden werde. Warum? Weil die Lage Mexikos, schmal gestreckt zwischen zwei Meeren, die günstigste der ganzen Erde sei. Dann hätten auch längst die Alfuren und Papua, denen die herrlichsten Buchten und Häfen zur Verfügung stehen, den Ruhm der Griechen überstrahlt. In Italien kommen nur 45 qm Binnenlandes auf 1 km Küstenlänge, in Deutschland dagegen 425. Trotzdem sind wir doch an Seetüchtigkeit und in der Menge des überseeischen Handels den Italienern weit überlegen. Unser Vaterland hat ein Eisenbahnnetz, das größer ist als das russische und weit, weit größer als das chinesische. Mithin spielt die angeborene Begabung und die Arbeitslust doch eine wichtigere Rolle als die zufälligen Vorteile des Bodens. Vogt[1]) sagt gut[2]): „Natürlich platzt die materialistische Geschichtsauffassung sofort wieder mit ihrem ökonomischen Argument herein, daß schließlich die Athener nur durch Umwandlung der Gentilverfassung in die politische Verfassung, die Entwickelung des Handels und die Einführung in die Geldwirtschaft das dauernde Übergewicht erlangten. Gewiß, aber es war doch nur die geistige Überlegenheit der Athener, die nicht nur diese ökonomischen Umwälzungen imitierte, sondern gleichzeitig in Kunst und Wissenschaft ihre unvergleichlichen Höhen erklomm. Es ist ein-

[1]) Die Verschiebungen auf der Weltbühne, in Polit-Anthrop. Revue, Dez. 1908, S. 475.

[2]) Ähnlich wie Vogt urteilt Schultz in seinem trefflichen Werk: Race os mongrel, Boston 1908.

fach absurd, diesen Entwicklungsgang ihrer günstigen Lage am Meer zuzuschreiben. Zahllose Völker haben an ähnlichen besseren Häfen gelegen und sind keine Athener geworden. Ebenso kurzsichtig wäre es, zu behaupten, die Engländer hätten die moderne Großindustrie dank ihrer Kohlenlager geschaffen. Warum ist dann die moderne Großindustrie nicht im Ruhrgebiet erstanden, oder gar in China, wo die größten Steinkohlenlager der Welt heute noch brach liegen?[1]) Es war die englische Rassenveranlagung, die die Großindustrie schuf und zu ihrer Unterstützung die Kohlenlager weckte. Die Erfindung der Dampfmaschine hat die Großindustrie hervorgerufen und nicht Kohle." Dem möchte ich zufügen, daß das heutige Italien einen ganz erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwung erlebt hat, ohne Kohle und ohne Eisen in irgendwie erheblicher Menge zu besitzen, daß die Engländer nach Australien wie nach Amerika und Afrika stets ihre Sitten und Gewohnheiten mitgebracht und die überseeischen Länder nach ihren eigenen, von der Heimat mitgebrachten Idealen ausgestaltet haben. Wie kommt es denn, daß, wenn wirklich die geographische und wirtschaftliche Umwelt so wichtig ist, weder die Indianer in den breiten Flächen Nordamerikas, die Aino, die nach mancher (und auch meinem) Urteil den Japanern an Leibesadel überlegen sind, auf Hondo, daß die Goten nicht in Südrußland und Thrakien und die Kelten nicht in Großbritannien ein großes Reich aufgerichtet haben? Wie kommt es, daß in genau derselben alpinen Umgebung, in der sie zudem seit mindestens anderthalb Jahrtausenden ansässig sind, Franzosen und Basken, Schweizer und Tiroler, Tscherkessen und Swaneten sich dennoch so außerordentlich verschieden an Leibesart, Weltauffassung und Lebenshaltung behauptet haben?

Immerhin ist zuzugeben, daß ein Übergewicht von Dunkelheit oder Sonne sehr viel zu bedeuten hat und zum mindesten die Gemütsart stark beeinflußt. Auf der Krim und in Rostow ist der Russe ganz anders als im Gouvernement Archangelks, in Kalifornien der Angelsachse anders als in Maine und Massachusetts. Ebenso ist wirtschaftliche Verschiedenheit sicher rasseumbildend. Der Bürger einer

[1]) Stimmt allerdings seit 1880 nicht mehr.

deutschen Großstadt fühlt sich einem italienischen oder amerikanischen Kaufmann häufig näher als einem deutschen Bauern; ebenso wird die haute finance von Berlin und Petersburg eher, auch wo ausnahmsweise Rassenungleichheit herrscht, mit Berufsgenossen aus Paris und London verkehren als mit Volksgenossen des eignen Blutes.

Eine ewige Spannung, ein unaufhörlicher Streit ist zwischen Macht und Kultur. Gobineau, den Chamberlain dafür tadelte, hatte gar nicht so unrecht, wenn er die Räubereien der alten Arier als edle Lebensbetätigung pries, während Heutige einem Volke oder einem Stande kein schlimmeres Schimpfwort als Räuber anhängen können, und sich denn auch infolgdessen über die Art und den Wert von Albanern, Kurden und Junkern heftig täuschen. Bismarck sagte einmal: Der wahre Mensch ist doch eigentlich Jäger! Jagen aber heißt doch wohl rauben, töten. Das Urgefühl der Kraft, der Übermacht, der Willkür ist in ihm lebendig. Burkhardt ist einer der ganz wenigen, die dies klar erkannt haben; wenn bei dem peloponnesischen und 30jährigen Kriege immer nur die Leiden der Besiegten beklagt würden so sei das einseitig, meinte der Basler, denn man vergesse ganz die Freude der Sieger. Unausweichlich aber wird die Lebenskraft, wird kriegerische Gewalt, werden scharfe Sinne und gute Nerven, kurz wird die Rasse durch die Kultur zermürbt. Daher sehen wir denn regelmäßig, daß die Enkel oder Urenkel von Industriekapitänen ausgemergelte Schwächlinge sind, und daß Erobererstämme binnen einiger Menschenalter entarten und sinken. Das ist nach einem Vierteltausend den Mandschu und nach der gleichen Zeit den Arabern beschieden gewesen.

Demolit mores nec sinit esse feros.

Gewiß, aber die Ferozität war Kraft und die Kultiviertheit wird zuletzt immer Schwäche.

Sollen wir nun deshalb die Kultur verwerfen? Nein. Man kann sich darüber klar sein, daß sie unrettbar verweichlicht und zermürbt; auf der anderen Seite jedoch hat die reine oder die rohe Kraft auch nur wenig Wert. Denn was nützt es, wenn ein Wüsten- oder Gebirgsstamm in ewig ungebrochener Jugendkraft verharrt, ohne die Welt mit irgendwelchen Taten zu beschenken? Ein solcher Stamm hat umsonst

gelebt, und seine Spur zerrinnt zuletzt ins Wesenlose. Kein Sänger, kein Geschichtsschreiber kündet von ihm. Es verhält sich mit unserer Frage wie mit Gesundheit und des Bodens Fruchtbarkeit. Die weitaus beste und reinste Luft ist auf schneebedeckten Alpengipfeln und in der Sahara. Ebendort aber wächst nichts. Umgekehrt sind die Tropen da am fruchtbarsten, wo sie am ungesundesten sind; die Malaria hat aber weder in Afrika noch auch in Italien und Albanien die Menschen von der Siedlung abgehalten. In jedem Falle wird durch Landwirtschaft die Luft verschlechtert. Und wie durch die Bodenkultur, so auch rassenhaft durch die geistige Kultur. Auf den dichtgedrängten Marktplätzen der Städte, spottet Mephisto:

Findest du jederzeit
Gestank und rege Tätigkeit.

Die Stadt ist ein Moloch, ein Dschaggernaut; sie zerbricht und verzehrt die Menschen. Soll man aber deshalb die Städte und die Kultur ganz abschaffen? Rousseau empfahl es, und wer freiwillig aus dem Rennen ausscheiden will, der möge es tun; allein dem Kampflosen wird kein Sieg.

Auch der Beobachtung können wir uns nicht entziehen, daß Kultur die Steigerung einzelner Eigenschaften auf Kosten des Gesamtmenschen, daß sie eine Zuspitzung des Spezialismus bedeutet. Je höher die Spitze der Pyramide sich zum Himmel reckt, um so ferner wird sie der Erde; je feiner und differenzierter die Kultur sich entwickelt, um so weiter hebt sie sich von ihrem Nährboden weg, um so mehr wird sie der zeugungskräftigen Natur entfremdet. In vielen Dingen waren unsere Urväter viel lebensvoller, viel mehr Menschen als wir. Man stelle sich einmal vor, wie sich noch heute in einem Dorfe von Wilden ein Tag abspielt und wie vor Jahrtausenden er überall sich ähnlich gestaltet haben muß. Da ist kaum ein Tag ohne Jagd und Krieg vergangen. Beides brachte Wunden und Tod; so war kaum ein Tag ohne Aufregung, ohne dramatische Zwischenfälle. Wie viele von heutigen Städtern können reiten? Wie viele im heutigen Deutschland haben überhaupt einen Krieg mitgemacht? Von den Veteranen der Jahre 1866 und 1870 werden noch 410000 vorhanden sein; dazu

nehme man die 30000, die in China, Südwest und sonst über See gefochten haben: das Ergebnis ist, daß noch nicht einmal einer von 100 Deutschen der Gegenwart einen Krieg gesehen hat. In Großbritannien aber sind es noch weit weniger, und in Kanada und Australien wie in den Vereinigten Staaten ist die Zahl von Kriegsteilnehmern erst recht ganz verschwindend. Nicht minder ist in anderen Fähigkeiten und Erfahrungen eine .Abnahme eingetreten. Noch vor wenigen Menschenaltern machte der Bauer, der ja der unerschöpflichen Fülle der Natur näher steht, alles selber. In seinem Hause wurde geschlachtet, gebacken, geschustert, geschreinert; er ritt seine Pferde selbst zu und fuhr sie selber ein; er verfertigte sich seine Werkzeuge selbst oder verstand zum mindesten, die beschädigten selbst wieder herzustellen; die Frauen nähten sich und den Männern die Kleider, machten Netze, spannen und webten. Ganz früher hatten sie noch mit schweren Quirnen das Korn zu zermahlen, um Mehl und Grütze zu bereiten. Einige dieser Tätigkeiten sind ja wohl noch in vereinzelten Gegenden im Schwange; der Gang der Kultur ist aber zweifellos der, daß die vielseitigen Beschäftigungen immer mehr außer Übung kommen und in die Hände von Spezialisten gelangen.

Schließlich ist die Kultur wie ein heißes Bad. Sobald man es genommen, kann das Wasser wieder erkalten. Wenn einmal eine hohe Kultur geschaffen, so kann das Volk, dem sie zu danken, wieder ins Dunkel zurücksinken.

Religionen und Rassen.

Wie stets das Trachten der weltlichen Eroberer, Alexanders, Cäsars, Dschingis-Chans, darin bestanden hat, ein Universalreich zu gründen, und es ihr bitterster Kummer war, daß sie nicht bis zu den Grenzen der Erde, ja über sie hinaus vordringen konnten, daher die Legende den Mazedonier noch das Paradies in den Wolken suchen läßt: so haben auch immer die Stifter der Religionen von vornherein als Grundsatz aufgestellt, daß die neue, von ihnen ausgehende Lehre eine universale, weltweite sei und die Völker der ganzen bewohnten Erde umfassen müsse, einen Grundsatz, der heute noch in den verschiedensten Konfessionen als wichtigstes Dogma gilt. Nichtsdestoweniger

kann sich jedoch der Forscher nicht der Tatsache verschließen, daß in Wirklichkeit die Religionen an bestimmte Rassen gebunden sind. Zu dem mosaischen Glauben hat sich allerdings einmal ein kaukasisch-türkisches Volk bekehrt, die Chazaren im neunten und zehnten Jahrhundert, im allgemeinen aber blieb derselbe ausschließlich auf semitische Elemente beschränkt. Ebenso gehören die Träger des Christentums fast sämtlich der indogermanischen Rasse an; denn die stark mit deutschem Blute versetzten Magyaren und die abessinischen Kopten, deren Orthodoxie recht dunkel ist, können füglich ebenso unberücksichtigt bleiben wie die Syrer, weil sie zusammen doch bloß den 50. Teil aller Christen ausmachen, ebenso die bekehrten Nubastämme in Abessinien und ferner Griqua, Indianer, Neger, Chinesen, Inder, die zusammen höchstens elf Millionen ausmachen. Auf einen weiteren Kreis verbreiteten sich Buddhismus und Islam. Die Lehre Buddhas hat Anhänger bei den Malaien, bei den Mongolen und den aus beiden Rassen gemischten Japanern. Der Islam, der am meisten Rassen gewonnen hat, entfaltete die grüne Fahne des Propheten bei Semiten und Türken, Indern und Persern, bei Chinesen und Malaien, bei Berbern und Sudannegern.

Ist die größere Anzahl von Rassen, welche eine Religion aufgenommen haben, ein Beweis dafür, daß diese Religion stärker und tüchtiger ist? Im Gegenteil! Wie sagt Schiller? Mehrheit ist Unsinn. Die kümmerliche Zwergkiefer kommt fast auf der ganzen Erde vor, weil sie auch in schlechtem Boden gedeiht, aber die edle Rebe braucht ein auserlesenes, sonniges Stück Land, und spärlich sind die Täler, wo ein guter Wein sich ziehen läßt. Genau so ist die Tatsache, daß das Christentum bloß durch Indogermanen gefördert wurde, ein Beweis dafür, daß bloß die arische Rasse für des Nazareners hohe Ideen empfänglich war. Darnach würde eine Religion um so erhabener sein, je weniger Anhänger sie hat? Es gibt allerdings Pflanzen, die mehr einbringen als die Rebe; so der Ginseng, der förmlich mit Gold aufgewogen wird, allein dieser Ginseng wächst nur in Korea und kommt, weil so spärlich zu erzielen, nicht der ganzen Welt zugute, auch begeistert er nicht gleich Wein, sondern ist wie Chinin vornehmlich für Kranke. Die Rebe aber wächst in Europa

und den farbenprächtigen Hängen Kaliforniens, in Australien und am Kap und im Land der aufgehenden Sonne, auch ist sie nicht bloß für die Kranken, sondern begeistert alle Gesunden. Gleicherweise sind die Lehren der mystischen Mantrasekte oder die der Djainas in Indien, zu denen sich $1^1/_4$ Millionen bekennen, wertvoll und Achtung fordernd, allein sie sind keineswegs geeignet, das ganze Menschengeschlecht zu befriedigen, dafür sind sie zu spekulativ, zu schwer verständlich. Eine Weltreligion muß nicht nur erhaben, sie muß auch einfach sein; sie kann ferner auf eine begabte Rasse sich beschränken, aber kann mit dieser Rasse sich über die ganze Welt verbreiten. Den Islam, der so viele Rassen umfaßt, können wir nicht als Weltreligion gelten lassen, denn er ist weder nach Amerika noch Australien gedrungen, einige tausend Auswanderer abgerechnet; noch wird er in Europa sich lange mehr halten. Der Buddhismus, der seit einem halben Jahrhundert beständig Fortschritte macht, kann noch in der Zukunft zu einer Weltreligion erwachsen. Gegenwärtig ist es nur Christentum und Judentum, die im eigentlichen Sinne auf jene Bezeichnung Anspruch erheben können.

Ganz klare, absolute Verhältnisse gibt es bloß im Reiche der Mathematik, mit anderen Worten im Gebiete der reinen Theorie. Im Reich der Wirklichkeit ist alles bedingt, im Gebiet der Geschichte gibt es keine absoluten Größen. Alles ist ein Werdendes oder ein Gewordenes, aus gewissen Vorbedingungen Entwickeltes. So gibt es denn weder eine reine Rasse, noch eine absolute, ganz unabhängige Religion, vielmehr sind beide nach bestimmten Gesetzen allmählich entstanden und durch vorher Vorhandenes bedingt. Wie der einzelne Mensch, so hat eine Rasse Eltern und Vorfahren, und wie jede Idee, so ist eine Religion nicht wie ein Meteor vom Himmel gefallen, noch durch Urzeugung entstanden (generatio aequivoca), sondern ist das Ergebnis eines mehr oder weniger langen Werdeprozesses. Sie kann wie Minerva in voller Rüstung dem Haupte des Zeus plötzlich entspringen, aber dies Haupt, dem sie ihr Dasein verdankt, ist selber langsam gewachsen, langsam zu seiner reifen Weisheit gelangt. Betrachten wir zuerst die Rassen! In die Völker Mittel- und Westeuropas sind außer den Etruskern und versprengten Phöniziern, Mauren, Syrern,

Arabern und den tatarischen Stämmen, vor allem die Reste der europäischen Urbevölkerung aufgegangen, zu der die alten Ligurer, Veneter, Sikuler, Sarder und Iberer gehörten. Diese Urrasse, als deren einziges in die Gegenwart hineinragendes Überbleibsel die Basken in den Pyrenäen zu betrachten sind, war mit den Berbern Nordafrikas verwandt, sie verbreitete sich offenbar über die ganze Mittelmeerwelt. Nun zu dem Volke Israel! Daß die jüdische Rasse nicht minder eine gemischte sei, geht von vornherein aus der Tatsache hervor, daß in ihr blonder Typus mit dunklem, schmale mit wulstiger Nase wechselt. Die Bibel verlegt ihren Ursprung nach Mesopotamien, moderne Gelehrte haben an Armenien, an Ostafrika gedacht; den ältesten, erst kürzlich entdeckten Inschriften zufolge, die im 14. Jahrhundert v. Chr. verfaßt wurden, taucht der Erobererstamm der Abari (Ebräer) zuerst im Südosten des Jordanlandes auf, was beide Ursprungsländer zuläßt. Wie dem auch sei, so kann wenigstens darüber kein Zweifel sein, daß in der Folge dieser Stamm mit Wüstenvölkern, ferner mit nordägyptischen Elementen, später mit der hetitischen Bevölkerung Syriens und Babyloniens eine weitgreifende Mischung einging, über die die Propheten oft genug klagen; darnach stellten sich armenische, griechische und hellenisierte Proselyten ein, wie denn mehrere Jahrhunderte hindurch die Sprache der Juden griechisch war und ein Engländer ein Buch darüber geschrieben hat, daß Christi Umgangssprache griechich gewesen sei; noch später bekehrten sich die Jemeniten im glücklichen Arabien und die Chazaren in der Krim zum Mosaismus. Auf letzteren Vorgang wird die abweichende Erscheinung der russischen Juden zurückgeführt. Ein Irrtum, zu glauben, erst durch Titus oder Hadrian seien die Juden in alle Welt zerstreut worden. Daß dies schon zur Zeit des Tiberius und früher der Fall war, geht nicht bloß aus den Briefen des Apostels Paulus hervor, sondern auch aus Stellen bei Horaz und Cicero; ja bis China sollen sie schon zur Zeit Vespasians gedrungen sein. Aus alledem geht hervor, daß eine Rasse so wenig wie Silber oder Eisen rein und unvermischt anzutreffen ist, sondern stets als Konglomerat, bei dem dann das eine oder das andere Element vorwiegt.

Genau die gleiche Erfahrung läßt sich bei Religionen machen! Beschränken wir uns auf zwei, auf die Religion der Westarier und die

der Israeliten. Der Mosaismus ist das Produkt ägyptischer, babylonischer und syrischer Vorstellungen und der schöpferischen Ideen eines Gesetzgebers und Heerführers. Die heidnische Vielgötterei und heidnische Mythologie hat im Alten Testament noch deutliche Spuren hinterlassen. Jahve war ursprünglich ein lokaler Wüstengott, dessen Verehrung sich auf ein kleines Gebiet um den Sinai beschränkte. Der Höhendienst, gegen den die Propheten kämpften, erinnert an Sitten der Perser, die Anbetung des goldenen Kalbes an ägyptischen Tierdienst, die Idee des Bösen, des Teufels, stammt aus Babylon und Iran. Die Heranbildung dieser verschiedenartigen Elemente zum strengen Monotheismus fand kaum vor der Zeit des Perikles statt, einer Zeit also, in der auch die ersten Geister der Griechenwelt zu derselben Anschauung sich durchrangen. Während aber indische, persische und griechische Philosophen alle Welt an den Errungenschaften ihrer Spekulation ohne weiteres teilnehmen ließen, brachten die Jünger Moses dadurch einen eigenartigen Sondercharakter in ihre Lehre, daß sie ihre Annahme mit der Beschneidung und anderen Zeremonien untrennbar verknüpften, daß die Zugehörigkeit zu ihrer Religion auch unweigerlich die Zugehörigkeit zu ihrer Rasse zur Folge haben mußte. Der gegenseitige Halt, den diese in der Geschichte einzig dastehende Wechselwirkung zwischen Religion und Rasse erzeugte, hat das Judentum trotz Fährlichkeiten durch die Jahrtausende gerettet und ihm zu seiner gegenwärtigen Machtstellung verholfen. Religion allein kann solche Wunder nicht hervorbringen, das zeigen die machtlosen Djaina, die seit dritthalb Jahrtausenden an ihrem Heiland hängen, noch kann es Rasse allein, das zeigen die gleichfalls unverwüstlichen, aber einflußlosen Zigeuner; dazu ist bloß die völlige Durchdringung beider Elemente fähig, wie sie der Kampf ums Dasein und die Verfolgung der Jahrtausende dem Judentum gebracht hat. Dasselbe war vielleicht niemals in größerer Gefahr, seine Eigenart zu verlieren, ja sich völlig aufzulösen, als jetzt, wo seine Verfolgung allmählich aufhört. So läßt sich auch wahrnehmen, daß diese Eigenart in Rußland, wo der Druck am größten, am schärfsten ausgeprägt ist, während sie in der freiheitlichen amerikanischen Luft und den britischen Kolonien erheblich verblaßt.

Das Christentum ist ein Produkt buddhistischer, persischer, jüdischer und hellenistischer Vorstellungen und der schöpferischen Ideen sowie der

persönlichen Macht Christi. Die ganze Geburtslegende und eine beträchtliche Anzahl von Wundern und Parabeln des Neuen Testamentes finden sich gleichfalls im Lalitavistara, der Lebensgeschichte des Buddha, und der Argwohn gewinnt immer mehr an Boden, daß der Buddhismus starken Einfluß auf das Christentum ausgeübt habe, wie er laut dem namhaften Assyriologen Haupt bereits zum „Prediger Salomonis" die Anschauungen gab. Der Messiasglaube ist jüdisch und überhaupt allgemein orientalisch, ebenso die Erwartung der Rückkehr des Paradieses, eines glückseligen Gottesreiches. „Die Gesunden bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken", dieser Spruch taucht zuerst in Schriften der Stoiker auf. In der Folge nimmt das Christentum die ägyptische Logoslehre auf, die vermutlich auf die indische Sankya-Philosophie zurückgeht, und bereichert sich mit dem Gesamtinhalt der hellenistischen Mittelmeer-Bildung, um sich in Europa sodann mit den Resten römischen und germanischen Volksglaubens zu vermischen, gleich einem gewaltigen Strome, der hier und dort Stücke Landes mit fortführt und durch sie immer wechselt in seiner Färbung. Jupiter und Thor werden christliche Heilige, die Feier Ostaras ein christliches Fest, der Tag des Mithras und das nordische Julgelage werden umgeschaffen zu Weihnachten. Naturgemäß spaltet sich infolgedessen gar bald das Christentum in verschiedene Sekten, die an bestimmten Ländern und Völkern haften; im phantastischen Orient entwickelt sich die Lehre Jesu anders als im nüchternen Okzident, anders im farben- und gepränge frohen Südeuropa als im nordischen Winter. Das einzige Element, das ein gänzliches Auseinanderfallen verhütet und den Zusammenhalt aufrecht erhält, ist wiederum die gemeinsame Rasse. Nordafrikaner und andere Fremde werden völlig abgestoßen, bloß indogermanische Völker behaupten die neue Religion. Innerhalb dieser Gruppe bilden sich zwei große Kreise, ein östlicher — Griechen und Slaven, sowie die Armenier umschließend — und ein westlicher, zu dem Romanen, Germanen und einige Slavenstämme, wie Böhmen und Polen, gehören. Beide Kreise bilden ein Ganzes, so oft die ganze christliche und die ganze West-Arierwelt von fremden Rassen und Religionen bedroht wird, von den Arabern, den Mongolen, den Türken, wie sie jetzt noch sich eins wissen gegen Neger und Chinesen, Muselmänner und Buddhisten. Also auch hier die engste

Durchdringung, fruchtbare Wechselwirkung von Religion und Rasse. Diese unlösliche Vereinigung, bei der ein Element in das andere ohne Rest aufgeht, findet sich nirgends sonst auf Erden als bloß bei den Juden und westlichen Indogermanen, daher bloß diese beiden Rassen Weltreligionen hervorgebracht und sich selbst zu Weltrassen entwickelt haben, die seit vielen Jahrhunderten den Erdball beherrschen.

Gemäß den Lebensgesetzen, die nie und nirgends einen Stillstand zulassen, sondern fortwährend aufs neue schöpferischen Wechsel, ein ewiges „Werde" verlangen, ist die geschilderte Durchdringung von Religion und Rasse, wenn auch noch so innig, doch nie konstant, nie von gleicher Stärke oder gleichem Umfang. Zuweilen tritt die Rasse stärker hervor in diesem Bündnis, z. B. während des frühen Mittelalters, als Ritterschaft und Waffengang mehr galt als das Gebot der Kirche; zuweilen überwiegt die Religion, wie in den Tagen päpstlicher Allmacht. Also ein Wechsel in der Intensität. Sodann die Veränderungen im Raume, die vielleicht noch merkwürdiger sind. Ich rede von der seltsamen Zentrifugalkraft, die sich in allen Religionen wie nach einem physikalischen Gesetze äußert, jener Neigung, die Schwerkraft des geistigen Gewichtes im Laufe der Zeit von dem Ursprungsort der Religion, von der Heimat ihres Stifters immer weiter zu entfernen. Beginnen wir im äußersten Osten. Der Buddhismus, im Gangestal entstanden, hat nun seine höchste Kraft und seine Vormacht in der Peripherie der buddhistischen Welt, in Japan, während er in Indien fast gänzlich ausgerottet ist. Der Islam findet bei den Beduinen in Arabien keinen dankbaren Boden mehr, vielmehr plündern die Beduinen nicht selten die nach Mekka wallfahrenden Karawanen der Gläubigen. Der Schutzherr der Mohammedaner ist der Sultan am Goldenen Horn; am heftigsten glüht ihr Fanatismus in Marokko, in Sansibar, in Turkestan, überall auf der Peripherie der mohammedanischen Welt. Der Mosaismus findet in Palästina keine Stütze, seine dortigen Anhänger sind größtenteils erst in neuster Zeit dorthin eingewandert, wohl aber hat er einen starken Rückhalt an dem Judentum Polens und der benachbarten Gegenden, an der Frömmigkeit amerikanischer Juden wie Jakob Schiffs, der mit 100 Millionen den Zionismus stützen will. Ohnmächtig ist der Oberpriester der

Griechen in Jerusalem, neben dem oder richtiger über dem sich in Konstantinopel der Patriarch erhob, aber stark und herrschmächtig ist die griechische Kirche im hohen Norden, im heiligen Rußland. Die katholische Kirche wird in Italien angefeindet, aber hat eifrige Söhne in Irland, Polen, Mexiko und Brasilien. Die Protestanten endlich haben den Schwerpunkt des von Jerusalem nach Rom, von Rom nach Deutschland gelangten Evangeliums nach England und Amerika verlegt, wo heutzutage orthodox-protestantisches Fühlen ohne Frage am lebhaftesten ist und wo sich die eifrigste und ausdehnungslustigste Propaganda entfaltet.

Irrtümer der Theorie.

Fehler der Beobachtung.

Man hört aus einem Gespräch nur das heraus, was man hören will. Man ergreift nur, was mit den eigenen Gedanken im Einklang steht. Man sieht nur, wonach man ausschaut. So läßt es sich erklären, daß niemand in Mitteleuropa Zwerge sieht, weil man noch wie Virchow glaubt, es seien das vereinzelte Kümmerlinge, Abnormitäten, aber keine Rasse. Auf den Liukiu sind Tausende von richtig gehenden Zwergen: niemand spricht von ihnen als solchen. In Deutschland sind Hunderttausende von Mongolen, Tscherkessen, Arabern, Negern; erst in jüngster Zeit bequemt man sich dazu, hier ein Problem zu erkennen, eine Regel statt der Ausnahme. Das Zögern und Zaudern darf nicht weiter befremden; hat doch der Donauwalzer, der so leicht ins Ohr fallende, sechzehn Jahre gebraucht, um berühmt zu werden.

Manche Leute sehen zu viel, wie Woltmann, der überall Germanen erblickte. Andere sehen zu wenig. Neulich behauptete in einer Gesellschaft eine Amerikanerin, es gäbe kein Tizian-Rotblond mehr in Venedig. Vielleicht war die Dame an einem Regentage in der Dogenstadt, als niemand ausging. Tatsächlich gibt es noch Tausende von Venezianerinnen, die in rötlichem Haare prangen. Sie sind eine Minderheit, gewiß, aber schätzungsweise immerhin noch ein Neuntel der Gesamtheit. Wie konnte man das übersehen!

Chamberlain begrüßt Dante als Urgermanen. Es gibt ein wundervolles Bild von Tizian in der Akademie von Venedig, die Vorstellung Marias im Tempel. Um so wunderbarer, als der Maler bloß 22 Jahre alt war, als er es schuf. Auf dem Bilde hat Tizian seine Mutter, eine Marktfrau, dargestellt; sie sitzt vor der Treppe mit einem Korbe voll

Eier. Nun wohl, diesem Marktweib ist Dante aus den Augen geschnitten, er ist ihr ähnlicher, als der eigene Sohn. Das Weib ist aber von Cadore, einer Hochburg des homo alpinus, der Raeto-Illyrier[1]).

Ebensowenig, ja noch weniger kann ich in dem Gesichte Luthers, das Chamberlain der Büste Dantes gegenübersetzt, einen Absud germanischer Säfte oder den Zug germanischer Linien erkennen. Chamberlain meint, gerade zwischen diesen beiden Köpfen edelster Rasse verlaufe die ganze Skala germanischer Art oder, wie er in seinem begeisterten Stile sagte: (die Erscheinung Luthers) „zeigt uns die äußere Einkleidung einer der erstaunlich reichsten Entwicklungsmöglichkeiten des germanischen Geistes in seiner höchsten Fülle". Bin ich nun blind? Mein Auge hat sich an allen Rassen der Erde geübt, und ich porträtiere in meinen Mußestunden; ich kann aber weder in Luthers noch in Dantes Zügen germanische Besonderheit entdecken. Dagegen stimme ich überall den erläuternden Bildern der „Ostara" zu und halte ihren Herausgeber, Lanz-Liebenfels, für den einzigen, der arische Eigenarten „im Fleische" wirklich und richtig erschaut hat.

Unschlüssige bestimmt vielleicht die Nachricht, daß auch anderer Leute Auge nicht mit dem Chamberlains geht. Er wähnt: „Goethe konnte der Gesichtsbildung nach jedem germanischen Stamme entsprossen sein." So ziemlich alle Anthropologen halten Goethe für einen Nichtgermanen, meist für einen Alpinen. Mir persönlich erscheint Frau Aja wie eine Georgierin.

Kein einziger der heutigen Schriftsteller, die in der Rassenfrage das große Wort führen, hat meines Wissens die Basken, zu denen ein Schnellzug in weniger als zwei Tagen fährt, mit Augen gesehen; keiner unter den berühmten Ariomanen hat die Ostasiaten und ihre Kultur aus eigener Anschauung kennen lernen (es sei denn Schallmayer, der als Schiffsarzt kurz drüben war). Beides ist aber unentbehrlich, ein Besuch bei den Basken für die Beurteilung der europäischen Typen, die Vertrautheit mit ostasiatischer Kultur für die Wertung der abendländischen. Denn die besser bekannten Zustände Persiens, die Gobineau

[1]) Die Leute von Pieve die Cadore, sind recht oft blond; es ist aber das alpine Blond.

nach Vollendung seines Essay mit heißem Bemühen studierte, und des nahen Orients überhaupt sind nicht so lehrreich; sie sind mit denen Europas durch vielfache Wechselwirkungen verknüpft, abgesehen davon, daß die Perser und Armenier ihrer Sprache nach Indogermanen sind; und in der Gegenwart ist der nahe Osten dermaßen zerfallen und kümmerlich, daß seine Betrachtung zu einer Überschätzung westlicher Kraft und Bildung verführen. Zu einer gleichen Überschätzung führte eine Bekanntschaft mit Amerika. Das einzige wirksame Gegengewicht gegen einseitiges Urteil bietet Ostasien. Daß die Bildung und Schöpferkraft Ostasiens weit über der Rußlands stehe, wird füglich niemand in Abrede stellen; daß auch im Kriege die Ostasiaten den Ariern überlegen sein können, haben Hunnen, Mongolen, Chinesen und letzthin die Japaner bewiesen. Daher ist es der Gipfel der Einseitigkeit, wenn Lanz-Liebenfels hohe Feldherrngaben nur bei den Ariern findet. Die Japaner hat er überhaupt gar nicht in Erwägung gezogen. Was er kennt, beurteilt Lanz richtig. Da er die Japaner nicht kennt, ist ihm der Gedanke eines Vergleiches mit ihnen gar nicht recht gekommen.

Ein seltsamer Fehler der Betrachtung war es, wenn Woltmann und Anhänger in so vielen Genies und Talenten Italiens und Frankreichs germanische Züge entdeckten. Für unbefangene Augen beweisen die Bilder, die Woltmann selbst zur Erläuterung gab, geradezu das Gegenteil: Baschkiren-, Mittelmeer-, Negertypus.

Ein anderer optischer Fehler ist sehr gewöhnlich, kraft dessen wir unwillkürlich die Vergangenheit mit den Augen der Gegenwart sehen. Die alten Germanen waren ja nicht entfernt die herrlichen Männer, wie sie Klopstock und Tegnér malten. Nietzsche sagt darüber:

„Winkelmanns und Goethes Griechen, Viktor Hugos Orientalen, Wagners Edda-Personagen, Walter Scotts Engländer des 13. Jahrhunderts — irgendwann wird man die ganze Komödie entdecken! es war alles über alle Maßen historisch falsch, aber — modern, wahr!"

Fehler des Urteils.

Nichts ist schwerer, als ein Volk gebührend zu kennzeichnen. Behauptet einer, die Deutschen seien treu, so wird ein andrer sofort

mit Segest, den abtrünnigen Söhnen mittelalterlicher Kaiser, Moritz von Sachsen, den Rheinbundanhängern Napoleons, den falschen Freunden Bismarcks und unserer Treulosigkeit gegenüber Abdul Hamid und Abdul Aziz aufwarten. Sagt einer, die Deutschen seien sparsam und mäßig, so kann ein Gegner auf die Prunk- und Verschwendungssucht, die Denkmalsenthüllungen und lärmenden Feste der Gegenwart hinweisen. Tadelt dagegen jemand unsere Prasserei und Trinklust, so mag man die Dürftigkeit und Enthaltsamkeit von 1813 und Folgezeit entgegenstellen. Kurz, es rühme oder verspotte jemand irgend eine Eigenschaft irgend eines Volkes, so wäre es nicht schwer, die Behauptung zu entkräften, ja, in das Gegenteil zu verkehren. Was also tun?

Auf eine Fehlerquelle ist der aufmerksame Leser wohl von selbst gekommen. Ein Volk hat je nach seiner Altersstufe verschiedene Eigenschaften. Im 20. Jahrhundert können die Deutschen nicht mehr so sein wie zur Zeit des Arminius.

Auch tun die Schicksale viel, um Tugenden des Einzelmenschen wie eines ganzen Volkes zu unterdrücken oder ans Tageslicht zu bringen. Es gibt latente Eigenschaften, die lange unbemerkt bleiben, weil keine Gelegenheit sie zu brauchen sich bietet, es gibt Eigenschaften gleich aufgeblühten Blumen, die dann wieder verwelken, Eigenschaften gleich blankem Stahl, der aus Mangel an Übung rostet.

Wir haben in bloß 110 Jahren die größten Veränderungen durchgemacht. Wir waren das Volk der Dichter und Denker, da ein Kant, ein Goethe, ein Schiller, ein Fichte wirkte. Dann griffen wir zu den Waffen, die Freiheit zu erkämpfen. Hierauf wurde Deutschland das Paradies der Reaktion und polizeilicher Bevormundung. Wir wurden das Volk der Träumer und Romantiker. Auch das Jahr der Tat, 1848, war noch unter dem Einfluß der Träume. Die Professoren des Frankfurter Parlamentes versäumten es, ein starkes Heer aufzustellen, und die Einheitsbewegung scheiterte. Durch die harte Erfahrung gewitzigt, wurden wir das Volk der Staatsmänner und Diplomaten, und wiederum, 1866 und 1870, das Volk des Krieges. Zugleich erwuchsen die „Wurst- und Sauerkrautesser" zu dem Volke Richard Wagners. Dann kamen wieder andere Zeiten. Wir wurden das Volk des Zentrums und der Sozialdemokratie. Die keuschen Deutschen des Tacitus und der Madonna

de Staël wurden ausschweifende Naturalisten und Besucher der Tingeltangel und Nachtcafés. Nun zog das Zeitalter des Sports herauf. Der Skiläufer, der König unserer Berge, wurde der Held des Tages und eine Welle von Gesundheit brauste von der See, vom Segeln und Rudern heran. Und gleichzeitig? Ein Land der Banken, der Großindustrie, der Geschäftspolitik, der Plutokratie.

Früher, da man nur einen geringen Teil der Erde überschaute, und da noch ein jedes Land sich den Mittelpunkt der Welt deuchte, pflegte man von dem eigenen Volke nur in den höchsten Tönen zu sprechen. Das ist besser als das Gegenteil. Nur dient es nicht sehr zur Erkenntnis der Wahrheit. Zudem ist es fürwahr nützlicher, auf Fehler hinzuweisen, und zu lernen, anstatt sich an der eigenen Vortrefflichkeit zu berauschen.

Ob Lob, ob Spott — das ist Temperaments- und Geschmackssache. Vielleicht hängt auch von den Zeitumständen manches ab. Ist ein Volk gedrückt, im Elend, mutlos, so ist das einzig Richtige, durch Preis seiner Ahnen und seiner Stärke sein Selbstgefühl wachzurütteln. Ist es reich, üppig, anmaßend, so ist die Strafpredigt am Platze.

Ehedem war es Mode, und ist es jetzt noch bei einem beschränkten Kreis von wohlmeinenden Schwärmern, die Tugenden der alten Germanen in den Himmel zu heben. Dabei wurde nie verfehlt, als einen Hauptruhm die Tapferkeit und Todesverachtung zu erwähnen. Mit einer gewissen Genugtuung verweilte man bei der Trinklust unsrer Altvordern und war beinahe geneigt, auch sie unter den Tugenden aufzuzählen. Beides, kriegerischer Mut und Liebe zu übermäßigem Trunk sind nun aber Eigenschaften, die so ziemlich jedem Volke in seiner Frühzeit anhaften. Wir hören das gleiche von den Japanern, dem Heros der Finnen, den homerischen Helden, dem Liebling der Hindu, dem Gotte Indra, sowie von Malaien und Negern. Schlachtenruhm und Pombe, Maisbier, ist das Hochziel der Bantu. Ebenso ist in allen Gesellschaften, nicht bloß denen der Urzeit, der Sänger geehrt und der Priester. Gottesfurcht und Pietät ist nicht bloß ein Erbteil Europas oder gar Deutschlands; der Orient ist uns darin noch über; der Chinese in der kindlichen Pietät und der Hindu in seiner Ehrfurcht vor dem Brahmanen.

Auch die Hochstellung der Frau ist ein zweischneidiges Argument. Wer hat nicht mit frommem Schauder den Satz des Tacitus gelesen feminis divinum aliquid inesse? Wer nicht die Priesterin Veleda ehrfürchtig bewundert? Nun gab es aber doch auch Vestalinnen in Rom und eine Pythia in Delphi. Was wird man vollends dazu sagen, wenn man erfährt, daß auch in Formosa Priesterinnen, Inibs genannt, vorhanden sind, die sich berauschen und weissagen? Nonnen hat nicht nur das Abendland aufzuweisen, sondern auch die Welt des Buddhismus. Ich habe selbst früher geglaubt[1]), daß feudaler Landbesitz nur den Ariern eigne sowie den arisch gefärbten Türken, und ebenso, daß Ritterburgen nur im Abendlande und in Japan vorhanden seien. Seitdem habe ich mich davon überzeugt, daß Feudalbesitz auch bei Marokkanern, im Sudan und sogar bei einigen Bantustämmen, wie nicht minder bei Tscherkessen und Hunnen anzutreffen ist, und war nicht wenig erstaunt, im Hochatlas Ritterburgen zu finden, die sich ohne weiteres der Hohenkönigsburg zur Seite setzen können, gleich wie der Kaukasus, namentlich Swanetien, und Hocharmenien nebst der Chaldia zwischen Baiburt und Trapezunt, Türme und Burgen aufweist. Man muß sich also ungemein hüten, gewisse Erscheinungen sowohl des äußeren als des inneren Lebens nur einem einzigen Volke zuzuschreiben. Zu leicht wird man durch wachsende Kunde Lügen gestraft.

Jedoch, um auf die Frauenverehrung zurückzukommen: Man hält es für einen Ruhmestitel der Westarier, insbesondere der Germanen, daß sie die Frau so hoch stellen. Nicht so hoch jedenfalls wie die Tibeter. In vielen Teilen Tibets herrscht das Weib unumschränkt. Sie legt sich mehrere Gatten zu, die oft Brüder sind und bürdet denen ihre Arbeit auf. Ist ein Mann unwillig, so verliert er nicht nur ihre Liebe, sondern wird auch des Hauses verwiesen, geht also der Wohnung und Kost verlustig und kann jetzt zusehen, wo er einen Unterschlupf finde. Man ist bei uns so unbändig stolz darüber, daß in neuester Zeit unsere jungen Damen Medizin studieren dürfen. Wie aber, wenn es bereits in dem wilden Borneo und ebenso bei den südamerikanischen Wilden Ärztinnen gäbe? Eine Sekte Vorderasiens, die Drusen, übt

---

[1]) Volkstum und Weltmacht (1901).

sogar ihren Gottesdienst in der Art aus, daß die Männer die eigene Frau anbeten.

Ein anderer großer Abschnitt ist der Humor. Es ist etwas herrliches um Goethes Lebensbeschreibung, seinen Mephisto und seine zahmen Xenien, um Jean Paul, Fischart, Busch und Rabe. Besitzen indes die Engländer, die Japaner, die Neger keinen Humor?

Georg Grupp, der sich durch seinen „Deutschen Volks- und Stammescharakter im Lichte der Vergangenheit" einen guten Namen in weiteren Kreisen gemacht hat, schrieb eine „Kultur der alten Kelten und Germanen". Das Werk ist recht fleißig und nützlich; allein, was dort von Lebensweise und Eigenschaften der Indogermanen gesagt wird, ist viel zu dehnbar. So manches, was für die arische Seele bezeichnend sein soll, kann genau so gut von der mongolischen oder malaiischen ausgesagt werden. So findet sich die Sitte, Lebende mit einem toten Häuptling zu bestatten, auch bei Mongolen und Japanern. Eine Bärengöttin der Urschweizer steht nicht allein da, denn bei den Ainu und Giljaken ist jetzt noch der Bärenkult im Schwang. Ähnlich steht es um eine Behauptung von Driesmanns in seinem „Dämon Auslese". Er wähnt, bei den Germanen sei „das Weib zum ersten Male als Mensch, nicht mehr als bloßes Geschlechtswesen gewertet worden". Ein andrer deutscher Rassenforscher, Fuchs in Preßburg, setzt im Gegenteil seinen Kopf dafür ein, daß die „Turanier" ihre Frauen besser behandeln als die Germanen.

* * *

Chamberlain legte in seinen „Grundlagen" einen großen Wert darauf, daß Loyola im Baskenlande geboren ist und vermutet, daß der Stifter des Jesuitenordens baskischen Ursprungs sei. Das allein gibt nach Chamberlain eine hinreichende Erklärung dafür, daß die Weltanschauung und Lebenskunst der Jesuiten indogermanischer Übung so sehr zuwider sei. Das baskische Blut leuchtet ein; jedenfalls wuchs indessen Loyola in dem Bannkreis der spanischen Kultur auf. Und ausgerechnet Deutsche wurden die eifrigsten Jesuiten. Nun aber hatte Spanien auch zahlreiche mohammedanische Einflüsse und Anregungen aufgenommen. Länger als sieben Jahrhunderte hindurch haben sich

arabische und berberische Herrschaften auf spanischem Boden erhalten, und ganze Flutwellen mohammedanischer Vorstellungen und Gebräuche sind nach der iberischen Halbinsel geströmt. Auch die Orden des Islams haben sich dort entfalten können und einer ist sogar in Spanien erst entstanden.

Daß der Islam sehr stark auf die Christen hinüberwirkte, ist bekannt genug. Die Kreuzzüge vermittelten eine große Fülle östlicher Errungenschaften im Abendlande. Es scheint, daß der Glockenturm Giottos in Florenz auf nordafrikanische Vorbilder zurückgehe. Es ist keineswegs ausgeschlossen, daß mohammedanische Kampforden sich in Einrichtungen der Johanniter und Hospitaliter spiegelten. Daher ist denn ganz folgerichtig die Vermutung aufgetaucht, die Gesellschaft Jesu auf islamische Vorbilder zurückzuführen. Besonders hat diese Meinung Hermann Müller und Viktor Charbonnel vertreten, ein Vetter — glaube ich — des berühmten Hüttenmannes, der für die Gruppe Schneider-Creusot in Algerien und Marokko die wichtigsten Verträge abschloß.

Ignatius ist 1491 auf der Burg von Loyola geboren, einem Adlerhorste, der von sehr alten Mauern umgeben ist. Die Burg soll schon in vorchristliche Zeiten zurückreichen. Als Ignatius einmal nach Mont Serrat ritt, traf er mit einem reichen Sarazenen zusammen, der zufällig einem islamischen Orden angehörte. Das war im Jahre 1524, bereits nach der Bekehrung des baskischen Ritters zu einer glühenden Religiosität. Die Hauptorden des Islams sind die Quadrija, die Chatelija, zu denen auch die Mandija und die schrecklichen, in Marokko so bekannten Aissaua gehören, weiterhin die Rachmanija und die Cheluatija. Alle Mitglieder dieser Orden, von denen die Aissaua gerade zu der Zeit Loyolas gegründet wurden, sind Sufi oder Kuan, d. h. Brüder. Sie unterwerfen sich dem Werd, einer gemeinsamen Regel. Sie haben ein Losungswort, das sie in den Gebetsstunden hundertmal, tausendmal wiederholen und das ihnen bei Begegnungen als Erkennungszeichen dient. Sie unterwerfen sich einem Schech, der den Orden absolutistisch regiert, oder den Moquaddan, die den Klöstern, den Zauia, gebieten. Daß die mohammedanischen Sekten nicht immer friedlichen Zwecken dienen, weiß man aus der Geschichte der Assassinen und der Senussi.

Müller, Charbonnel und die erste Autorität über den Panislamismus, Le Chatelier, vergleichen bei Jesuiten und Mohammedanern die Methoden der Einweihung, die innere Organisation, die Auffassung von der Autorität und dem absoluten Gehorsam, endlich die gemeinsame Geistesrichtung und die erstrebten Ziele. Es ist zuzugeben, daß in der Tat viel Gemeinsamkeiten hierbei aufgedeckt werden. Freilich ist es ungemein schwer, solche Untersuchungen zu einem zwingenden Ende zu führen, schwer, die schlagende Ähnlichkeit zwischen menschlichen Einrichtungen auch anderen gewiß zu machen.

Wie mit kriegerischer Anlage, wie mit geistlichen Einrichtungen — Hierarchie bei Christen, Buddhisten, Taoisten — ist es mit dem Handels- und Spekulationstalent. Vielfach herrscht die Überzeugung, daß dies für die Juden allein oder doch ganz besonders bezeichnend sei. Dabei weiß ein bekannter Spruch von der Überlegenheit andrer Orientalen über die Juden im Handel zu künden; in der Tat vermag sich kein Jude in Griechenland und Armenien zu halten, und für die Dönme Salonikis ist es der härteste Schlag, jetzt in die Gewalt der Griechen zu fallen. Von den Chinesen sind vollends sämtliche Juden, die sich seit zwei Jahrtausenden bei ihnen niederließen, mit Haut und Haar aufgesogen worden. Allerdings sind die Chinesen das einzige Volk, denen dies Stück gelungen ist. Wieviel andere Völker aber ragen nicht ebenfalls durch zähen Erwerbssinn und Spekulationsgeist hervor. Das Gebaren eines schottischen und irischen Krämers wie Großkaufmannes weicht eigentlich in gar nichts von dem eines jüdischen Konkurrenten ab; nur ist der Schotte der ehrlichste von den dreien. Ich möchte behaupten, daß der angeborene Grübelgeist, der sich einmal himmlischen, das andre Mal irdischen Spekulationen, einmal der Philosophie, dann dem Gelderwerb zuwendet, den Arier sogar noch mehr zu ganz großen Geschäften befähige, als den Juden. Sombart behauptet — ich kann das nicht nachprüfen — daß Kolumbus, der ja selbst ein Jude gewesen sein soll, zu seiner Entdeckungsfahrt durch jüdisches Geld eine oder die Unterstützung erhalten habe. Sonst aber, bei der Besiedlung der angelsächsischen Kolonien, bei dem Suez- und Panamakanal, bei sämtlichen großen Überlandbahnen, von der amerikanischen bis zur sibirischen, der von Cecil Rhodes erdachten transafrikanischen, und der von Siemens

angeregten Bagdadbahn, bei sämtlichen großen Eisenhütten der ganzen Erde, wie auch bei den mächtigsten Trusten der Welt, sind immer die Arier zuerst auf dem Plan gewesen. Besonders lehrreich für diese Untersuchung war ein Kampf, der vor wenigen Jahren zwischen den Volkswirten begann, ohne ausgefochten zu werden. Es wurde die Frage aufgeworfen, auf wen der moderne Kapitalismus zurückgehe. Der eine Gelehrte suchte in langer Auseinandersetzung zu beweisen, daß die Puritaner, ein anderer, daß die Calvinisten den Kapitalismus zur Welt gebracht hätten. Noch andere Gelehrte, wie Sauerland und Hans Prutz taten schlagend dar, daß das heutige Geldwesen auf geistliche Orden, namentlich die Hospitaliter, und Bemühungen von Päpsten, besonders denen von Avignon, zurückgehe. Wo bleibt da der Jude? Er ist immer erst gekommen, wenn andere, schöpferische Geister ihm vorangegangen, was freilich nicht zu hindern braucht, daß er häufig noch nachträglich einen Löwenanteil einsackte. Jedenfalls aber, und darauf kommt es uns hier an, ist Eignung für Handel und Erwerb für die Psychologie der Rassen kein brauchbares Merkmal. Oder zum mindesten nicht in dieser Allgemeinheit. Um brauchbar zu werden, müßte die Untersuchung viel mehr differenzieren.

Kaum minder schwer ist es, in der Mystik rassenhafte Unterschiede festzustellen. Arierfreunde, darunter ein so nüchterner Geschäftsmann wie Karl Peters, von Guido List und Lanz-Liebenfels ganz zu schweigen, haben gern einen mystischen Zug. Bei Peters spielt dieser Zug manchmal sogar dem Gegenwartspolitiker einen Possen. Als nämlich die Engländer 1904 in Tibet einrückten, hielt es Peters für möglich, daß kraft ihrer okkulten Künste die Tibeter es noch fertig brächten, die Engländer zurückzuschlagen. Ein kümmerliches, elend ausgerüstetes Gebirgsvolk die mächtigen, in Taktik und Ausrüstung auf der Höhe stehenden Engländer! Die schon 1868 mühelos das gefürchtete Alpenland Abbessinien niederwarfen! Jedoch, zur Sache! Wie will man die Mystik eines Eckhard, eines Jakob Böhme, wie die Symbolik der Edda von der Mystik Indiens und Japans, von der Gnosis und Kabbala trennen? Wie die Prophezeiungen germanischer Veledas von dem Wahrsagen der Zigeunerin, die Kaiserprophezeiungen des Mittelalters und der jüngsten Gegenwart wie die Weltkriegsvoraussage (Flutjahr, Glutjahr, Blutjahr)

von den sibyllinischen Versen und dem Pseudo-Methodios, Erzeugnissen des Orients in der christlichen Frühzeit? Ich glaube allerdings, daß man rassenhafte Unterschiede machen kann — bei den Germanen ist die Mystik innerlich, abstrakt, durchaus einheitlich, rein sittlich; bei den Juden äußerlich und eklektisch; in der Gnosis farbig, kosmologisch, orgiastisch; bei den Indern transzendental, beinahe naturwissenschaftlich-entwicklungsgeschichtlich, ohne eigentliche Berührung mit den Kämpfen im menschlichen Gemüt; bei den Japanern endlich eine hausbackene Anwendung auf die Lebensgebarung hienieden — aber ich weiß gleichzeitig, daß solche Unterscheidungen niemanden überzeugen werden. Auch sie sind mehr Sache des Schauens als des Beweisens. Zudem würde eine genaue Untersuchung dadurch verwickelt, daß nicht eine Saat von Mystikern ganz auf eigenem Boden erwuchs, sondern daß viele Körner von außen hereingebracht wurden. Dergestalt suchte Burnouf[1]) zu zeigen, daß ein Strom religiöser Anschauungen von Indien über die gnostischen Manichäer, die Paulizianer der Balkanhalbinsel, die Walliser, Wicliffe und Hus zu Luther führte; andrerseits kann die Überleitung der indischen Spekulationen nach Japan Schritt für Schritt verfolgt werden, ja es ist sogar eine Beeinflussung schon des Laotse durch Hindugedanken behauptet worden.

Überarier.

Die Pillen sind beliebter, die irgendwie den bitteren Kern mit Süßigkeit verhüllen. Ich habe immer gefunden, daß die Bücher den meisten Erfolg haben, die da Wahrheit tüchtig mit Irrtum mengen. Daher die Beliebtheit Rousseaus. Er hatte recht, zur Natur zurückzuleiten; aber er hatte unrecht, die natürlichen Instinkte der Masse als rein und unverfälscht und als das einzig Wahre hinzustellen. Das schmeichelt jedoch begreiflicherweise der Masse. Ähnlich erkläre ich mir die ungeheure Beliebtheit Nietzsches und Chamberlains. Übermensch zu werden, das lockt. Wenn es genügt, germanischen Blutes zu sein, wenn die Rasse allein schon für alle Tugenden der Welt Gewähr leistet, nun, so kann man im übrigen die Hände in den Schoß legen.

---

[1]) Revue des deux mondes, 1887.

Man ist Germane: also ist man überlegen, ist stark und rein und heilig und Herrenmensch und kann die Kümmervölker verachten. Fürwahr eine bequeme Lehre!

Rousseaus Rückkehr zur Natur schloß tatsächlich neue, lebenspendende Wahrheit ein. So auch der heutige Hinweis auf die Bedeutung der Arier. Aber die Übertreibung öffnet dem Irrtum Tür und Tor. Zunächst ist reine Rasse schon sehr schwer zu erkennen. Hoher Wuchs tuts nicht; denn es gibt Tscherkessen (deren Scharen auch nach Mitteleuropa kamen) von 7—8 Fuß Höhe. Rotblondes Haar tuts auch nicht; denn das steht im dringenden Verdacht, finnisch zu sein, die rothaarigsten Menschen der Erde sind die finnischen Syrjänen. Ihnen kommen nahe die Iren; aber der typische „Pat" zeigt in den Witzblättern mongolische Züge. Am wenigsten tun es die geistigen Eigenschaften. Deutsche Treue? Aber war nicht Arminius ein Duckmäuser und ein Meister im Trug? „Sein Leben lang mit Listen schlug Heinrich den Feind wohl schneller." Der Retter der Reformation war der „Judas von Sachsen". Und hat nicht ein bedeutender Menschenkenner (der Anonymus, der „Deutschland am Anfang des 20. Jahrhunderts" schrieb) Bismarck einen großen Macchiavell geheißen? Also?

Zum zweiten: Immer mehr dringt die Überzeugung durch, daß die Deutschen keineswegs reine Germanen, ja daß sie es nicht einmal in ihrer Mehrheit sind. Reden wir nicht von Genies, die gleichwie Souveräne nur zu oft fremdländische Mütter haben und die deshalb, trotz Chamberlain, am allerungeeignetsten sind, die Rassenart eines Volkes zu veranschaulichen; reden wir nicht von Luther und Bismarck und Nietzsche, die alle drei nach dem Urteil von Anthropologen und Künstlern slavische Schädel hatten, sondern reden wir von der großen Masse des Volkes. Sollte ich nach meinem Auge und meinem Gefühle gehen, so ist noch nicht unter zehn heutigen Deutschen ein Germane. Was aber wäre die Folge gewissenhaft durchgeführter Rassenscheidung? Nein, was ist sie bereits? Daß dem Süden höhnisch sein Keltentum, dem Westen sein Romanentum, dem Osten sein Slaventum vorgeworfen wird. Das drolligste dabei ist, daß häufig Leute reines Germanentum im Munde führen, die selber dem unbefangenen Auge den Typ eines Finnen oder Baschkiren oder Armeniers weisen. Die Vorwürfe aber

verwunden und beißen. Sie bringen eine neue Unruhe ins deutsche Volkstum. Sie zeitigen eine neue Auflage des Partikularismus und der inneren Zwietracht. Volkstum ist eben jederzeit und überall gemischt. Reine Rasse und Volkstum heben sich gegenseitig auf, sind widerstrebende, feindliche Begriffe. Man tut uns keine Wohltat, sondern unheilbaren Schaden an, wenn man beständig den Rassenbegriff in den Vordergrund stellt. Man untergräbt die mühsam gewonnene Einheit Deutschlands.

Man gibt auch der Politik eine falsche Richtung. Einst erscholl das Wort: „Wenigstens wir Germanen müssen zusammenhalten!“ Gewiß, es wäre wünschenswert, wenn Holland und Skandinavien, die Vlamen und die deutschen Alpenländer zu uns hielten. Allein was erblicken wir in der Welt der Tatsachen? Den Krieg von 1864 mit Dänemark, den Burenkrieg, die schlecht verhohlene Abneigung Hollands, die jüngste Feindseligkeit Englands und die Zuneigung Norwegens zu König Georg V. Gerade aber die Germanen, die wir am nötigsten hätten: die deutschen Brüder in Österreich, hält die amtliche Politik von einem engeren Zusammenhalten ängstlich fern. Im übrigen hat Bismarck es mit Rußland und Italien, aber mit keinem germanischen Staat gehalten und war doch auch ein guter Deutscher. Dagegen hat das Zusammengehen mit England noch selten Freude gebracht. — —

Kaum hat das kalte Fieber der Gräkomanie uns verlassen,
Bricht in der Gallomanie gar noch ein hitziges aus.

Schiller verstand darunter die Verehrung der französischen Kultur, möglicherweise auch die der Revolution. Aber auch die Rassenforschung hat eine Keltomanie erlebt. Sie tobte von 1830—1860. Jetzt stehen wir unter dem Zeichen der Germanomanie.

Wer zuviel beweisen will, beweist zu wenig. Dieser Gefahr setzen sich heutzutage manche Forscher aus. Die einen sehen überall Malaien, die anderen überall Germanen. Movers und zum Teil auch Gobineau errichteten wahre Sammelhallen für die Semiten. Aber es ist noch immer so gewesen, daß, wenn jemand einen fruchtbaren Gedanken hat, er nur zu leicht die Bedeutung seiner neuen Entdeckung zu hoch anschlägt. Das wird dem überseligen Entdecker niemand verübeln; aber die Mit-

welt muß doch schließlich die Übertreibung wieder auf das richtige Maß zurückführen.

Die Überspannung der Germanentheorie ist ein Teil von der Überspannung der Arierlehre. Es wird der Verallgemeinerung zuviel Raum gegeben. Haben doch neuerdings einige Enthusiasten sogar die Sumerier für arisch erklärt. Nicht bloß die Sprache, sondern auch der in einer Reihe von Bildwerken erhaltene Gesichtstyp beweist klärlich, daß die Sumerier keine Indogermanen waren. Sodann die Etrusker. In einem dicken zweibändigen Werke hat sich Corssen angestrengt, den italischen Ursprung der Etrusker zu erweisen, und Woltmann hielt das Volk wenigstens für arisch, und zwar aus dem Grunde, weil sie blond und blauäugig gewesen seien. Das ist eben eine der vielen unbewiesenen Behauptungen, mit denen hier operiert wird. Axiom: alles, was blond und blauäuig ist, ist urarischen Stammes. Man trifft in Asien oder Afrika Blonde und Blauäugige, folglich sind sie Arier. Nichts als eine petitio principii, eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Auch die Berber, auch die Kirgisen sind zu einem großen Teil blauäugig und blond. Natürlich heißt es da dann gleich: die Skythen sind in Turkestan und die Vandalen in Nordafrika die Urheber jener Blondheit gewesen. Wiederum eine petitio principii! Oder eine Gleichung mit zwei Unbekannten. Die Vandalen waren viel zu gering an Zahl, um so wirksam die Millionen von Berbern zu beeinflussen, und ob die Skythen Indogermanen gewesen, ist mehr als zweifelhaft. Auch vergesse man doch nicht die Entmischung der Rassen, die z. B. in Grönland dazu führt, daß trotz des gesteigerten Verkehrs der Neuzeit das ehedem reichlich vorhandene skandinavische Blut vielerorts wieder ausscheidet. Ähnlich hat man die Erscheinung roten Haares bei nichtgermanischen Völkern als eine Mischungs-, als eine Degenerationsform zu erklären versucht. Wie stimmt es aber dazu, daß gerade die Syrjänen, die doch der germanischen Welt am fernsten wohnen, die rothaarigsten aller Menschen sind? Der springende Punkt bei all den schlecht gestützten Versuchen, Fremdrassen den Ariern zuzuweisen, ist psychologischer Art. Man will möglichst viel Völker für das Ariertum in Anspruch nehmen. Im Grunde ist das ganz und gar keine vornehme, keine adlige Gesinnung. Verehrung der Menge, der Masse ist ein Zeichen niedriger, proletarischer

Geister, die eben nicht durch inneren Wert, sondern durch erdrückende Überzahl, die nicht durch Qualität, sondern allein durch Quantität wirken können und wollen. Verehrung der Masse war ein Merkmal des von Despoten unterdrückten Orients. Was habe ich denn davon, wenn ich alle Hauptvölker der Welt für Arier erkläre, wenn ich in Sumir, Ägypten, in China und Karthago, ja, selbst (wie Hentschel) bei den Südseeinsulanern Arier und arische Kultur sehe? Es ist das so, als wenn ich in einen köstlichen Wein — denn für köstlich gilt a priori das Arierblut — Wasser und immer mehr Wasser schütte. Die natürliche Folge wird die sein, daß der edle Urgeschmack immer mehr zurücktritt und der Wassergeschmack zuletzt allein herrscht. So ist es bei der Behauptung Breysigs, die von Woltmann gebilligt wurde, daß das innerste Wesen des Buddhismus rein arisch sei. Und warum? Weil das Gemüt des Ariers alle Höhen und alle Tiefen erfasse, und keine Lebensäußerung, kein Gefühl und kein Gedanke ihm fremd sei. Ja, wohin gelangen wir denn dann? Wo sind denn da noch Unterschiede, wo Grenzpfähle? Wie erhebt sich denn da noch arische Religion über semitische, wie sondert sich die Kunst und Wissenschaft des Abendlandes von der des fernen Ostens? Wenn man bei den Ariern einfach alles für möglich hält, dann ist es aus mit jeder Rassenforschung und Rassenpsychologie. Dann geht alles unter, zwar nicht in dem Völkerchaos, aber in einem breiten Arierbrei, der auch nicht anmutiger oder schmackhafter ist.

Sobald es nur auf Werturteile ankommt, wird selten oder nie Einstimmigkeit zu erzielen sein. Goethes Achilleis, die Scherer für ein herrliches Werk erklärt, hält Jäger für schwach. Arminius galt den einen Cheruskern als Befreier, den anderen als Tyrann. In Richard Wagner sehen manche Deutsche ein musikalisches Scheusal. Bismarck erscheint den Franzosen und sogar einigen seiner Landsleute als ein hinterlistiger Macchiavell. Gleichermaßen wird man sich über Rassenpsychologie nur äußerst schwer einigen können. Ich brauche bloß an Sergi zu erinnern; er spricht den Ariern ungefähr alle Tugenden und Charaktereigenschaften ab, die von anderer Seite ihnen zugesprochen werden. Nicht, daß ich die Erkenntnis einer Rassenpsyche für unmöglich erachte. Bewahre! Aber sie wird stets eine Sache der Intuition bleiben. Und die Richtig-

keit intuitiver Betrachtung wird immer nur einer erkennen, der mit der gleichen Gabe der Betrachtung gesegnet ist. Deshalb ist der einzige Weg, auf dem die nichtintuitiven Anhänger der Wissenschaft fortschreiten können, die Erstellung und Prüfung greifbarer Tatsachen. Nehmen wir dazu einmal die Etrusker. Woltmann erkannte in den alten Bildern, die ihren Typ uns überliefern, deutlich arische Rasse; ich erkenne deutlich Schlitzaugen und eine Ähnlichkeit mit ostkaukasischen Andi. So ist offenbar nicht weiter zu kommen. Eindruck steht gegen Eindruck. Ich halte zwar sehr viel von dem unermeßlichen und unaussprechbaren Eindruck für die Rassenerkenntnis, aber ich bin nicht eingebildet genug, um mir mit der Hoffnung zu schmeicheln, jemals einen fremden, oder gar entgegengesetzten Eindruck wegwischen zu können. Daher let us come down to facts. Tatsache ist, daß ein Hauptname der Etrusker dem Hauptgotte der ganz und gar nicht arischen Alarodier[1]), nämlich dem Tarkon (= Tarquinius) gleich ist, daß mehrere etruskische Wörter sich in dem jüngst als nichtarisch erkannten Lykischen wiederfinden; daß die etruskischen Zahlwörter nur durch äußerste Verrenkung in ein Bett mit den indogermanischen gebracht werden können, während mehrere ungezwungen zum Vergleich mit kaukasischen Sprachen locken; daß vor allem die etruskische Grammatik an kaukasische Grammatik gemahnt; endlich daß die lasziven Gebräuche der Etrusker, ihre ausgedehnten Totenstätten, ihre Kosmogonie und Chronologie durchaus auf den Orient und einen mesopotamischen Ursprung hinweisen. Möller v. d. Bruck sieht eine chinesische Linie in der etruskischen Kunst. Übrigens hat der Meister heutiger Massenenthusiasten, Gobineau, im Etruskerblut klärlich den fremden Tropfen erkannt, der den römischen Arier umwandelte und ihn zum Gründer der katholischen Kirche machte. Jedenfalls ist es schwer einzusehen, welche Befriedigung einem Arierfreund daraus erwachsen könnte, wenn die unersättliche Wollust, der finstere Glaube und die düsteren Leichenstädte, wenn die plumpe Kunst, der aufgeschwemmte Bauch und die gurgelnde Konsonantengedrängtheit der Etrusker reinstem Ariertum urverwandt wäre.

---

[1]) Ἀλαρόδιοι wohnen laut Herodot III, 94 in der Provinz Pontus. Ihren Namen, der mit Urartu und Ararat zusammenhängt, will Hommel zum Sammelnamen der Kaukasusstämme, Elamer usw. erheben.

Werfen wir nun einen Blick speziell auf die Germanen. Auch hier sind die Übertreiber, die Verallgemeiner stark am Werke. Am meisten wird in der Richtung gesündigt, daß germanisch und deutsch fast als gleichbedeutend gebraucht wird, und in der Meinung, daß germanische Kultur höher als römische und griechische gestanden hätte. Zur Zeit der Völkerwanderung waren die Germanen so gut Barbaren wie die Hunnen, ja, in mancher Beziehung noch mehr als die Hunnen, die bereits mit den Errungenschaften iranischer, chinesischer und byzantinischer Kultur bekannt waren, und denen hohe organisatorische und diplomatische Fähigkeit nachgerühmt wird. Keinesfalls, vermeine ich, ist das stichhaltig, was Wilser zur Stützung seiner These von den künstlerischen und gewerblichen Taten der Germanen anführt, am wenigsten aber, was er von ihrer sorgfältigen Leibespflege lobend erwähnt. Wenn unsere Altvordern ihre Nägel eifrig feilten und kosmetische Haarmittel anwendeten, so sind das Dinge, die man gerade bei den wildesten Stämmen am ausgeprägtesten vorfindet. Barbaren lesen keine Bücher und besuchen keine Galerien. Sie habe sehr viele freie Zeit und verwenden diese für ihren Leib. Die Maschukulumbwe am mittleren Sambesi brauchen fünf Stunden, um ihre recht künstliche, über einen Meter lange Haarfrisur herzustellen. Ebenso findet sich gerade bei unzivilisierten Völkern eine überaus umständliche Art der Begrüßung und außerdem ein peinliches Zeremoniell für alle Vorgänge öffentlichen und privaten Lebens. Kulturvölker haben keine Zeit zu umständlichen Begrüßungen. Im übrigen sind gerade die Kämme, die z. B. in Burgundergräbern gefunden wurden, aus Italien importiert, und auch der umbo, der germanische Schild, ist römisch-keltischen Ursprungs.

Von ganz anderer Art sind die Einwendungen, die ich gegen Woltmann und sein Werk „Die Germanen und die Renaissance in Italien" zu erheben nicht umhin kann. Er hat darin eine Behauptung zu begründen versucht, die wohl schon andere vor ihm aufgestellt hatten, die aber wohl noch niemand so klar und scharf formuliert hat wie er. Vor allen hat Woltmann darin den richtigen Pfad eingeschlagen, daß er nicht nur die erreichbaren Nachrichten über die Leibesart der hervorragendsten Vertreter der italienischen Renaissance übersichtlich zusammenstellt, sondern, daß er auch die erreichbaren Bilder kritisch untersucht.

Ich wollte, man ginge auf diesem Wege weiter und stellte einmal Porträtbilder hervorragender Vertreter aus allen Völkern Europas und namentlich aus anerkannt nichtarischen Völkern, wie den Basken und Tscherkessen, zusammen. Dann erhielte man endlich einmal eine gesicherte Basis für so manche Behauptungen, die ohne bildliche Grundlage mehr oder weniger in der Luft schweben. Ich glaube, man würde da die sonderbarsten Sachen erleben, die allerdings nicht zugunsten der Ariefreunde wären. In keinem Falle genügen die wenigen ethnologischen Typen, die man bisher in unseren Werken über Völkerkunde findet. Während nun viele der von Woltmann gesammelten Bilder einen germanischen, ja bestimmter einen deutschen Typ aufweisen, so die von Garibaldi, Manzoni, Lionardo da Vinci, Leopardi, Giordano Bruno, Galilei, Barbarello, Andrea del Sarto, Jullano di San Gallo und allenfalls auch die von Bramante und Leon Battista Alberti, lösen andere Bilder wesentlich andere Vorstellungen aus. Vor allem Michel Angelo erinnert, auch ohne die turbanähnliche Kopfbinde, an einen Türkensultan oder an einen Scheich des Orients. Luca della Robbia hat ein Gesicht wie Alexander der Große, Verrochio hat spanischen, iberischen Typus, ebenso Perugino und Lippi. Ariost und Bardi gemahnen an Semiten, Giotto und Dante sind die reinsten Vertreter baskischer Rasse. Auch bei den Basken gibt es blondhaarige Individuen, wie schon in Bädekers „Spanien" steht. Und zwar nicht etwa in den Niederungen, wo ein Vermischungsprozeß vor sich gehen konnte, sondern gerade in den höheren Bergregionen, wo doch nur, vor nachdrängenden Fremden fliehend, der Baske sich am reinsten erhalten hat. Meine grundsätzlichen Bedenken gründen sich jedoch auf folgende zwei Betrachtungen. Germanischer Name ist noch kein Beweis für germanische Rasse. Noch heutzutage wird der Name leicht gewechselt und wird insbesondere gern dem regierenden Volke entlehnt. Bekannt genug ist, wie gern die Juden sich Siegfried und Siegmund nennen. Was für die Vornamen gilt, ist auch von den Zunamen zu sagen. Wieviel hundert Träger stolzer magyarischer Namen sind deutschen oder jüdischen Ursprungs! Mancher amerikanische Carpenter hieß früher Zimmermann, Neger Mozambiques nennen sich mit Vorliebe Sousa und Gonzales, behängen sich mit Namen vornehmer Portugiesen, deren Leibeigene ihre Ahnen

waren. Umgekehrt taten sich Deutsche als Textor, Faber und Pistorius auf und schmückten sich mit lateinischen, griechischen, hebräischen Namen — Hans, Michel, Gabriel. So ist ein germanischer Name in Italien — und im Mittelalter war oft der Vorname der einzige Name — noch lange keine Gewähr für germanischen Ursprung. Zweitens aber: selbst zugegeben, daß in ununterbrochener Folge die männlichen Vornamen eines italienischen Talentes oder Genies germanisch waren, so würde das immer noch wenig für die besondere Leibesart des in Frage stehenden großen Mannes besagen, solange nicht gleichfalls der weibliche Stammbaum bekannt ist; das wird er indes fast nie sein. Am Beispiel der Habsburger ist dargetan, wie eine einzige Barbarenfrau, die um 1330 auftrat, über ein halbes Jahrtausend lang den Typus der Dynastie innerlich und äußerlich beeinflußt hat. Daß aber Genies ganz besonders die Eigenschaften der Mutter spiegeln, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Im übrigen: pater semper incertus. Es ist verdienstlich, so, wie es Woltmann tat, dem väterlichen Stammbaum jener Genies nachzuspüren, allein es ist eben in keiner Weise ausgeschlossen, daß dennoch nicht die germanische, sondern die ligurische, venetische, keltische, romanische Rasse, daß die einheimischen Frauen das Beste zur Formung jener Großen getan haben. Das ist ungefähr auch die Meinung Möller v. d. Brucks in seinem prächtigen Werke: Die italienische Schönheit.

Jede Zeit, die eine große geistige Bewegung hervorbrachte, zeigt dieselbe Eigentümlichkeit, daß das Neue sich stets als eine Wiedergeburt des Alten darstellt. Der Frühling des Cinquecento wurde als eine Renaissance des klassischen Altertums aufgefaßt; die Auflehnung Luthers galt ihm selbst als ein Zurückgehen auf das Urchristentum; die französische Revolution stützte sich auf Cassius und Brutus, auf die Vorbilder des oligarchischen Rom; selbst die Schaffung des neuen Deutschen Reiches wurde dadurch vorbereitet, daß man die Glanzbilder der Stauferzeit wieder hervorzauberte, und daß man sich an der zentralisierenden Herrschergewalt eines Otto, eines Karl des Großen begeisterte. Lamprecht hat denn auch eine förmliche Theorie der Kultur-„Rezeptionen" aufgestellt. Ähnliches erleben wir heutzutage. Auch unsere Arier- und Germanenfreundschaft ist ein derartiges Sichversenken in längst verflossene Zeiten, ist eine Befruchtung durch die Vergangenheit. Während aber früher

die geistigen Führer und Erneuerer ganz überwiegend Erleuchtung von dem klassischen Altertum, von den Griechen und Römern, und höchstens noch von den Hebräern erwarteten, sucht die heutige Zeit Antäuskraft durch die Berührung mit der Mutter Erde, erhofft ein neues Blütenalter durch die Begeisterung für germanische Taten, Burgundergräber, Eddasagen, Walter von der Vogelweide, Gotik, Wotansglauben und Sonnenwendfeier. Es ist das durchaus berechtigt und sogar erwünscht. Wir haben lange genug von Zeus und Achilles, von Cato und Mucius Scävola gehört und gedichtet, da dürfen wir auch wohl beanspruchen, einmal ein Menschenalter lang nur von Odin und Hrolf Krake, von Roland und Brunhild zu reden. Das wird unser ganzes Geistesleben erhöhen und erfrischen.

Die Überarier sind inzwischen eine Gefahr für unser volkliches Gedeihen. Sie erzeugen eine neue Sonderbündlerei. Mit Gobineau begann das Treiben. Es begann nicht mit der Wiedererweckung eines Einheimischen, mit der Rettung eines Klemm oder Lindenschmidt, eines Deutschen, sondern mit einem Ausländer. Und andere Ausländer lieferten weitere Waffen. Darwin spendete die Lehre von der Auslese der Besten, von der Zuchtwahl. Indische Denker, deren Gebeine seit dritthalb Jahrtausenden modern, streckten eine Mystik vor, die trotz ihrer Lebensverneinung als höchste Blüte arischen Geistes gepriesen wurde. Dann wurde Lapouge gefeiert, wiederum ein Ausländer. Dann der Schwede Retzius, der freilich stark mißverstanden wurde, und der Engländer Houston Stewart Chamberlain, der ein gutes Beispiel für den Nutzen von Kulturmischung ist. Wir begrüßen ja gern in Chamberlain den Eingedeutschten, aber ist es nicht seltsam, daß wir uns gar so auffallend von den Ausländern ins Schlepptau nehmen lassen? Nicht anders als in den Tagen eines Bonifatius, als in dem für Versailles und französische Sitte schwärmenden 18. Jahrhundert. Fast sollte man argwöhnen, daß die Herrlichkeit der Normannen mit der Herrlichkeit Ibsens und Kjellands auf einer Linie stehe, daß die Begeisterung für die Hindu, die an den längst verflossenen Schopenhauer erinnert, sich nur deshalb so ausgebreitet habe — namentlich auch in jüdischen und theosophischen Kreisen —, weil sie von exotischem Zauber umsponnen ist.

Der glückliche Entdecker pflegt die Bedeutung seiner Entdeckung zu überschätzen. Ohnedies wird eine Theorie erst wirksam, macht erst Aufsehen, wenn sie übertrieben wird. Nicht anders war es mit dem Ariertum. Es war nur zu geeignet, schwache Köpfe zu Narreteien zu verführen. Die Ariersonne brachte ihnen einen Sonnenstich, der Mondgott der Perser und Hindu machte sie mondsüchtig. Welche Trallträume dadurch entstehen, mag folgender Satz beweisen:

„Die ganze Erde ist der Arier Reich. Das Unarische, das Anarische im Ariertum ist das Mongolisch-Negerische. Fürwahr, nur das allgemein Arische ist das allgemein Menschliche und das allgemein Menschliche nur das allgemein Arische. Der Arier allein ist der Mensch der Erde und der Mensch allein der Arier. Nur ein arischer Leib ist eines Menschen würdig und blauäugig, goldhaarig, heller Haut, vornehm und groß von Gestalt und Haut, ist — der Mensch. Arier und Mensch ist eins: So spricht das arische Äußere, so spricht aber auch das arische Innere. Wenn Schöpfertum als Geistbeweis wahrer Menschlichkeit gilt, wohlan, der Arier schuf alle Kultur der Erde."

So spricht allerdings ein Unmündiger, sozusagen ein Unverantwortlicher, Wilhelm Augustin in seiner Schrift: „Die Arier und der Krieg". Aber auch Guido List nähert sich bereits dem Abgrunde. Auch seine Phantasmagorien haben mit Wissenschaft nichts mehr zu tun. Bloß seine Herleitung der Ziffern aus dem Sonnenrade mag ein genialer Streich sein. Mit List berühren sich die „Nornen, Monatsschrift für deutsche Wiedergeburt und ario-germanische Kultur". Ich lese da im Juniheft 1913 (S. 6):

„Es ist ja längst auch wissenschaftlich erhärtet, daß das Alte Testament alles, nur nicht jüdisch-semitischen Ursprungs, sondern arisch ist. Ist doch sogar Abraham ein arischer Name; David = Dschavid = ein Japhet(ide)? — Jedenfalls ist es wenig erstaunlich, wenn sich auch das Alte Testament, trotz seiner heute arg jüdischen Entstellung, als arisches Urerbe entpuppte und es täglich mehr tut. Die heiklen Dinge sind meist nur jüdisch. Die Arier sind eben von Urzeiten an das auserwählte Volk und die Träger und Bringer der höchsten Religionen gewesen. Seht nach Indien, Persien und sonst wohin auf der Erde, seht Muhammed, er war Türke, Araber. Araber = ar = Sonne

und ra = Recht, ber = er = Träger, Mann, Herr. Araber = Sonnenrechtsherr d. h. des arischen Sonnenrechts. Die semitischen Araber sind anderen Schlages; bekamen aber mehr arischen Einschlag, andere Semiten dagegen mehr negroiden. Aber was ist Türke? Seldschuke? Haben denn umsonst Arier in Kleinasien gewohnt, in Persien, Arabien, Palästina? Ist nicht wissenschaftlich und von der historischen, sprachforschlichen Wissenschaft längst bewiesen, daß auch in Asien, Palästina, Türkei, Arabien Arier uransässig waren? Auch die, welche sich heute Türken nennen, das Volk, sind Arier oder stark arisch. Eine kleine Probe: Thüringer = Dor=inger. Thor, der uralte arisch=germanische Gott; ing=er, die Nachkommen, d. h. Volk = Thorvolk = Thüringer. Nun die Türken. Thor = Tür; ken=kin und unser Kind; also auch Söhne, Kinder von Thor=Donar. Und unser Volk und viele Arier scheinen das noch unbewußt, ererbt zu wissen. Sie nennen die Türken nicht Osmanen oder Seldschuken, weil sie nicht unter türkischem Volk die späteren Eroberer, sondern die von diesen nicht aufgefressene und alteingesessene arische Urbevölkerung meinen. Wir wissen, daß es sich genau so verhält mit den Kindern Israel, die arisch sind, und den Kindern Juda, die semitisch sind. Muhammed kam aus der arischen Urbevölkerung und Christus kam aus den arischen Israeliten; seine Mutter war die M—aria, d. h. arische, d. h. hochedle oder, wie Luther sagt, gebenedeite Mutter, (M = ma, vgl. dazu m—ater und des Kindes Laut ma für Mutter). Wer glaubt noch ernstlich an die göttlich=religiöse Sendung der Semiten? Die Tauben und Blinden! Nicht zu den Juden, sondern zu den Ariern sprach der Christ: Ihr seid das Salz der Erde (sal = Heil = sal and sig, der altgermanische Gruß: Heil und Sieg)." So die „Nornen". Was sie wirken und weben, ist schon, wie der Wiener sagt, der höchste Spinat. Es ist hilfloses Gestammel.

Hentschel setzte uns einen polynesischen Stamm als Vorbild. Ich begreife nicht, inwiefern uns das begeistern solle. Allerdings hat Hentschel Lichtblicke; aber zum „aufsteigenden Leben" [1]) brauchte er doch

---

[1]) Vom aufsteigenden Leben, Ziele der Rassenhygiene von Willibald Hentschel, herausgegeben vom Mittgart=Bunde, Fritz Eckardt Verlag, Leipzig.

nicht so verwegene, verstiegene polynesische Irrfahrten. Andere wollten Arisches in Sumir und Ägypten erkennen. Diese Übertreibungen können nur schaden. An und für sich mag ein Stil gut und trefflich sein; er wirkt erst übel, wenn er überkünstelt und maniriert wird. Chamberlain rühmte noch alle Indogermanen. Er setzte die Kelten, Germanen und Slaven an die Spitze der Menschheit, ohne die Genialität der Griechen und die Charakterfestigkeit der Römer zu verkennen. Nun wurden allmählich die Südrassen ausgeschieden und geschmäht. Der windige, leichtfertige, unzuverlässige, schwatzsüchtige Grieche! Der brutale, schöpferischer Individualität entbehrende Römer! Dann kamen die Nordrassen an die Reihe. Es wurde ein Sport, sie zu jagen, sie zu verkleinern. Die Slaven — natürlich. Aber auch die Kelten! Man erklärte sie für ein elendes Kümmervolk, obwohl doch Shakespeare — oder Earl Ruthland, wie wahrscheinlicher — viel keltisches Blut in seinen Adern hatte, und obwohl die Iren von jeher den Engländern wie Amerikanern ihre besten Generale lieferten. Aber noch mehr! Schon geht es auch an die Germanen, schon sollen nicht mehr alle Germanen gleichwertig sein, ebenso nicht einmal alle deutschen Stämme. Der eine Forscher hat für die Franken nichts übrig und sagt ihnen Falschheit und andere unvorteilhafte Eigenschaften nach; andere schelten über die unzuverlässigen, aufdringlichen Sachsen, die verstockten, erzkatholischen, schwerfälligen, stumpfen Bayern. Rheinländer und Süddeutsche spotten über die Unkultur und den Herdensinn des slavischen Nordostens. Umgekehrt schmäht der wohldisziplinierte Nordosten die Zuchtlosigkeit, die Eigenbrödelei, den Partikularismus des keltischen Südens. Wenn einer gar als homo alpinus gilt, so hat er verspielt. Wohin soll das führen? Gibt es wieder Deutsche erster und zweiter Ordnung, soll sich der Hader zwischen Süd und Nord, zwischen West und Ost erneuern? Bahr, der sich als großen Politiker gebärdet, will alles Schlechte bei den Wienern auf ihr Keltentum zurückleiten. Ebensowenig finden die Deutschböhmen und die Niederösterreicher Gnade bei den Tirolern. Ein Tiroler wiederum ist einem Berliner zwar ein guter Musikant und lustiger Kumpan, aber sonst ... daß Gott erbarm! Ein Hamburger hält alle Nicht-Hamburger schlankweg für Trottel. Auch heute noch ist es nichts Seltenes, daß Nachbarstämme eines

minderen Ursprungs verdächtigt werden, selbst in der Wissenschaft. Schließlich ist nur noch ein einziger Stamm rein und tüchtig und edel, nämlich der ganz besondere Stamm, dem der Herr Rassenforscher selbst angehört.

So aber wird durch die übertriebene Betonung der Rasse nichts anderes großgezogen als ein neuer Partikularismus. Es scheint, daß sich der deutsche Sondergeist eben austoben müsse, es koste, was es wolle. Da ihm dies Toben politisch seit Bismarck erschwert ist, so wirft sich der Sondergeist auf wissenschaftliche Lehren, auf Vermutungen, auf Theorien, auf jeden Strohhalm, der die Behauptung einer Sonderart zu stützen geeignet ist. Demgegenüber muß mit großer Entschiedenheit betont werden: Nicht Rasse, sondern Volkstum soll unser Hochziel sein. Das Volkstum freilich muß vor jeder Verwässerung, Trübung und Verschlechterung bewahrt werden. So wäre es durchaus nötig, die Grenzen im Osten gegen das Völkerchaos, das aus dem Zarenstaate über uns heranbraust, dicht zu schließen. Gerade Deutschland ist als Land der Mitte den verschiedensten Einflüssen der Fremde besonders stark ausgesetzt und muß sich daher vor einer Verausländerung besonders streng wahren. Man sieht die Folgen der Fremdtümelei ja aufs deutlichste in unserem Schrifttum, auf unseren Schauburgen, in unserer Staatskunst, in einem friedensseligen Weltbürgertum, das noch immer zeitweilig mächtiger ist, als der Stolz auf das eigene Volk. Der Nationalismus ist immer noch schwächer als die vielköpfige Hydra des Kosmopolitismus. Wenn man also ja im Zweifel sein sollte, nach welcher Richtung zu gehen, so ist es in der Gegenwart noch immer viel notwendiger, das Volksbewußtsein, den Nationalismus zu stärken, als etwa auf dessen Übertreibungen, dessen Gefahren hinzuweisen. Die Gefahren, die unserem Volke von außen drohen, sind nicht nur kulturlicher Art, sind nicht nur der Amerikanismus im Erwerbsleben, die Engländerei des Sports, das Franzosen-, Russen- und Skandinaviertum im Romane und in der Schauburg, sondern sie sind auch ganz greifbarer, sind leiblicher Art; es ist die Überflutung durch Fremdvölker. Zu Hunderttausenden, ja in jüngster Zeit schon zu Millionen strömen die Wanderarbeiter und die Kohlenhauer aus Polen, Bulgarien, Ungarn, Rumänien und Italien zu uns herein. Westfalen ist durch den

Einbruch von annähernd 400 000 Slaven in seinem Gesamtbilde nicht unwesentlich verändert worden; in Posen, in Oberschlesien, bei Danzig schwillt die Polenflut an. Für die deutsche Schweiz bedeutet die Umklammerung durch das Italienertum und andere Ausländer schon eine recht ernsthafte Bedrohung. Jahr für Jahr kommen fast zwei Millionen fremder Arbeiter, von denen viele dauernd bleiben, ins Deutsche Reich, während von der Gesamtbevölkerung der Schweiz die Fremden schon nahezu ein Zehntel und in manchen Städten schon ein Viertel ausmachen. Hier also gilt es auf der Wacht sein. Hier ist zugleich eine Möglichkeit gegeben, wirksam einzugreifen, um das Volkstum vor Schäden zu bewahren. Bismarck hat einmal mit einem Streich 46 000 Polen über die Grenze ostwärts zurückbefördert. Gleichermaßen wird auf diesem Gebiete die Judenfrage brennend.

Ich wiederhole jedoch: es ist untunlich und unzweckmäßig, es ist durch die Wissenschaft nicht gerechtfertigt und ist für die Lebensgestaltung verderblich, statt des Volkstums die Rasse zu betonen. Es kann das nur Mißverständnis und politische Utopien erzeugen. Kann man es doch schon in Freundeskreisen erleben, daß einer den anderen auf seinen Schädel und seine Farbe hin prüft. Das führt naturgemäß zu Verstimmungen, zu Herabsetzung und Verdrossenheit auf der einen Seite, zu Überhebung und Anmaßung auf der anderen Seite. Wie steht es nun aber tatsächlich mit dem Ariertum? Ich will hier ganz absehen von den natürlichen Feinden des Indogermanen, die begreiflicherweise von Rassenuntersuchung überhaupt nichts wissen wollen. Wohl aber könnte ich auf Meillet, Dirr und von den Velden hinweisen (die ihrem Aussehen nach so germanisch sind, wie der entschlossenste Überarier nur fordern kann); diese Forscher sind zu der Überzeugung gelangt, daß das Indogermanische lediglich eine andere Form einer vorarischen Sprache darstelle. Am weitesten geht Dirr, der Ehrendoktor der Universität München; auch möchte ich ihm keineswegs unbedingt Gefolgschaft leisten. Er hält nämlich die ganze Arierfrage für eine Seifenblase, für einen Schwindel. Jedenfalls kann man von Dirr viel lernen. In der Art, wie wir uns das Verhältnis von Sprache und Sprechern zu denken haben, ist er mustergültig Er sagt darüber in seinen linguistischen Streifzügen:

„Von den romanischen Sprachen wissen es wir ganz genau, daß sie durch Aufpflanzung des Vulgärlateins auf nicht lateinischen Boden entstanden sind. Das Spanische hat das Iberische ersetzt, und das Iberische war, wenn anders im Baskischen ein Rest dieser Sprache erhalten ist, gar keine indogermanische Sprache. In Berührung mit den Bewohnern Galliens ist das Latein zum Französischen geworden, das Provençalische ist nach Windisch genau auf dem Boden entstanden, wo früher Ligurer und Aquitanier saßen. In Dacien entstand das Rumänische. Die Rätoromanen waren — das wird immer wahrscheinlicher — Verwandte der Etrusker; Etruskisch ist aber sicher keine rein indogermanische Sprache. Sogar die italienischen Dialekte sind nach Nissen („Italische Landeskunde") auf dem Boden der alten italischen Volksstämme der Ligurer, Veneter, Tusker entstanden, und Meillet meint, wenn der Florentiner statt casa hasa sage und statt cotto hoto, man Gründe habe, diese Eigentümlichkeit auf einen Einfluß der ältesten Bevölkerung des Bodens, nämlich der Etrusker zurückzuführen. Das heutige Armenisch ist eine leidlich indogermanische Sprache; wir wissen aber mit Sicherheit, daß es einmal viel Nichtindogermanisches herübergerettet hat, und dann, daß die Armenier eines Stammes und einer Rasse sind mit der alten hetitischen Bevölkerung Kleinasiens. Den Armeniern ist ihr Indogermanisch in ihren alten Stammsitzen aufgedrängt worden und sie haben es genau ebenso zerschlissen, zerhackt, verkürzt und zerschunden, wie die Kurden, Talysch, Tadshik, Perser und Pamirvölker ihr altes Eranisch resp. Neu- und Mittelpersisch. Auch von diesen letztgenannten Völkern wissen wir, daß sie seit sehr langer Zeit in den Ländern zwischen Kleinasien und Tibet resp. Indien sitzen[1]), desgleichen, daß sie ihre Sprache mehr als einmal haben wechseln müssen. Daß die keltischen Sprachen ihr Terrain an das Französische und Englische abgeben, ist bekannt; auch das gewaltsam herbeigeführte Wiederaufleben altkeltischer Sitte und Art ändert daran nichts. Daß das Deutsche in vielen Gegenden das Keltische verdrängt hat, ist sicher, und zwar hat auch hier, wie fast überall, Sprache Sprache

[1]) Leugnen könnte man dies nur, wenn man noch der naiven Anschauung huldigt, sie seien von jeher Indogermanen gewesen und als solche vielleicht aus der europäischen Heimat der Indogermanen in ihre jetzigen Gebiete eingewandert.

verdrängt und nicht Volk Volk. Von dem Slavischen der Polaben und Wenden ist wenig mehr geblieben, das Deutsche hat ihm den Garaus gemacht. Andrerseits haben slavische Sprachen wieder andere zum Verschwinden gebracht oder sind im Begriffe, es zu tun. Serbisch ist nach Hirt (Indogermanen I, 122), der einen Gedanken Miklosichs wieder aufnimmt, ein Slavisch auf illyrischer, Bulgarisch aber auf thrakischer Grundlage, und das moderne Russisch verdrängt einen uralo-altaischen Dialekt um den anderen. Um auch Beispiele aus anderen Sprachkreisen aufzuführen, welch ungeheures Terrain hat sich das Arabische gewonnen! Hier hat es Koptisch und Griechisch verdrängt, dort Berberdialekte. Das aberbeidshanische Tatarisch greift in Transkaukasien langsam, aber sicher um sich. Es hat das Udische teilweise zum Verschwinden gebracht, wie das Türkische im Verein mit dem Islam aus einem Teil der Armenier des Tschoroch-Bassins (südlich von Batum) türkisch sprechende Moslims gemacht hat, die sogenannten Hemschili. Wir wissen auch von georgisierten Armeniern und umgekehrt. Die Türksprachen sind überhaupt äußerst lebensfähig; ihre ungeheure Verbreitung weist darauf hin. Daß z. B. Kleinasien erst nach der Einsetzung der Türkenherrschaft zu einem Lande türkischer Sprache wurde, braucht ja gar nicht gesagt zu werden. Das Chinesische verdrängt das Mandschu usw.

Wie es heute ist, so war es zu allen Zeiten. Sumerisch hat dem Assyrischen Platz machen müssen und dort, wo die alten Sprachen von Wan, Elam und dem Hattireiche gesprochen wurden, herrschen heute Türkisch, Armenisch, Kurdisch, Persisch, Arabisch. Die Urbevölkerung Griechenlands war eines Sprachstammes mit gewissen nicht indogermanischen Vorderasiaten; das hat in neuester Zeit Fick so wahrscheinlich gemacht (nachdem derselbe Gedanke vor ihm schon öfter ausgesprochen worden war), daß nur mehr verbohrteste Skepsis es noch leugnen kann.[1]) Das Volk aber, das diesen Prähellenen ihr indogermanisches Idiom brachte, verdrängte sie nicht; der leibliche Typus der heutigen Griechen, verglichen mit dem eines guten Teiles von Vorderasien und der Levante, beweist es. Italien hatte seine Etrusker und Ligurer; die beiden Sprachen waren wahrscheinlich nicht indo-

[1]) Eduard Meyer leugnet es. Wirth.

germanisch. Die Hochtäler des Hindukusch und des Himalaya sind teilweise indogermanisiert worden, aber in ihren unzugänglichen Schlupfwinkeln konnte sich bis heute das nichtindogermanische Kadjuna (Hunsa und Nagar) erhalten. Also überall ein Fließen, überall ein Beständiges — der Wechsel.

Es gibt wenige, vielleicht gar keine Völker, die nicht ihre Sprache im Laufe ihrer Geschichte gewechselt hätten. Manche mehrmals. Wie sollen wir uns nun einen solchen Wechsel vorstellen? Plötzlich kann er nicht sein, denn ebensowenig wie ein einzelner Mensch, kann ein ganzes Volk oder eine ganze Spracheneinheit in einem gewissen Augenblicke seiner Existenz seine bisherige Sprache aufgeben und sich ebenso plötzlich einer anderen bedienen. Es muß also allmählich sein, wie dies auch die Aneignung einer fremden Sprache durch ein einzelnes Individuum ist. Stellen wir uns einen konkreten Fall vor, eine römische Besatzung auf gallischer oder iberischer Erde. Die Lagersprache ist Latein, vielleicht ein Mischmasch aller möglichen Vulgärdialekte, aber doch Latein. Zwischen der Besatzung und den Eingebornen stellen sich Verbindungen her; die nachhaltigsten infolge der täglichen Bedürfnisse der ersteren. Diese wird vielleicht im Anfange versuchen, sich mit der Bevölkerung in ihrer (also etwa keltischer, ligurischer oder iberischer) Sprache notdürftig zu verständigen. Aber bald merken die Einheimischen, daß es für sie vorteilhafter ist, mit den Fremden auf Lateinisch zu verkehren, sei dies Latein auch noch so schlecht. Es ist ja nur ein Notbehelf. Bei lang andauernder Besatzung knüpfen die Soldaten wohl auch Verbindungen mit den einheimischen Frauen an. Auch sonst werden die Beziehungen notgedrungen zahlreicher, häufiger, bis zuletzt fast die ganze Bevölkerung um das Lager sich mit den Insassen desselben verständigen kann. Wäre nur dieses eine Lager im Lande, es entstünde wahrscheinlich bloß eine Art zweisprachiger Insel, besser gesagt, eine zweisprachige Grenzzone um das Lager herum. Aber es gibt solcher Castra ja mehrere im Lande, es entstehen eine Reihe von solchen Inseln bezw. Grenzzonen. Gesetzt nun den Fall, im Lande selbst bestünden Dialekte oder Sprachen, die eine direkte Verständigung der Eingebornen unter sich erschwerten oder unmöglich machten, wäre dann die gewünschte Koiné nicht im Latein gefunden, wenigstens in dem von Rom besetzten Landstrich? Und muß

sie sich von dieser Gegend aus dann nicht ausbreiten, schon als Trägerin der höheren Kultur[1])? — —

Aller Sprachwechsel setzt eine vorausgehende Periode der Zweisprachigkeit voraus. Es geht den Völkern, wie es dem deutschen Auswanderer geht, der drüben in Amerika langsam Englisch lernt und später vielleicht gar seine Muttersprache vergißt. Zweisprachig ist er auf jeden Fall eine Zeitlang.

Der Vergleich läßt sich noch weiter führen. Wie der deutsche Auswanderer die erste Zeit herzlich schlecht Englisch spricht — es fehlt ihm an Aussprache, Wortschatz, Grammatik und Syntax —, so geht es den Einheimischen um das römische Lager herum oder den Bewohnern der Grenzzone. Das liegt im naturgemäßen Lauf der Dinge; ehe eine Sprache gut erlernt wird, wird sie schlecht gesprochen. Der Iberer oder der Gallier aus dem Volke hatte weder die Gabe noch den Wunsch, ein gutes Latein zu lernen; ihm genügte ein Ungefähr — genau so wie es dem deutschen Auswanderer genügt, wenn sein Englisch nur halbwegs verstanden wird — er macht es sich mund- und geistesgerecht. In der Folge aber kann es bei einem ganzen Volke und dem einzelnen Auswanderer verschieden gehen. Letzterer wird versuchen, sein Englisch immer mehr dem seines Milieus zu adaptieren, d. h. es besser zu lernen[2]); ersteres wird dies nicht tun, kann es wohl kaum tun. Denn inzwischen ist die neue Sprache Gemeingut geworden, ist notgedrungen verflacht, vereinfacht, mit einem Worte adaptiert worden, jedes einzelne Individuum muß sich sogar an das allgemein Übliche halten, um zu verstehen und verstanden zu werden. Man könnte also sagen, er hält sich ebenso an die Sprache seines Milieus wie unser Auswanderer, nur ist eben sein Milieu ein verschiedenes." Soweit Dirr.

---

[1]) Das ist so ziemlich der Weg, den die Ausbreitung des Russischen im Kaukasus eingeschlagen hat, wenn man von den Schulen absieht. Auf ähnliche Weise könnte auch einmal das Pidgin-Englisch die Koine des chinesischen Küstensaumes werden. Vgl. auch Schuchardt: „Feldlager und Kaserne haben größeres bewirkt als die Schule. Die romanischen Sprachen waren von Haus aus ebenso Lagersprachen wie das nördliche Hindustani, das Urdu; der Sprachenzwang, der durch die römische Armee ausgeübt wurde, war ein ungeheurer."

[2]) Wenn er nicht innerhalb einer überhaupt schlecht sprechenden Auswandererkolonie bleibt.

Eine besonders merkwürdige Lagersprache ist Rumänisch. Denn mehr als die Hälfte sämtlicher rumänischer Wörter geht auf — slavische Wurzeln zurück und ein Fünftel auf albanisch. Dazu kommen noch türkische, griechische, ja gotische Wurzeln, so daß für den eigentlich romanischen Stock nur ein Bruchteil des Gesamtbestandes übrigbleibt. Ist aber bereits die Sprache der Rumänen nicht recht romanisch, so ist es noch viel weniger ihr Blut.

Diese Verhältnisse kann und muß man nun auf Arier und Anarier übertragen. Keinesfalls jedoch ist es angängig, die Arier kurzerhand alle totzuschlagen. Irgendwie und irdendwo müssen sie im Fleische gewandelt haben, und da im Weltall nichts verloren geht, so wandeln auch noch jetzt Arier unter uns. Etwas anderes ist indes die Frage, ob das Ende zum Anfange zurückkehren, ob das Lob an Zuständen, wie sie vor vier Jahrtausenden walteten, der Gegenwart frommen kann. Gewiß, die Ariomanie bringt ein neues Element; sie regt an. Aber sie bleibt doch schließlich unwirksam. Sie ist ein Traum und daher eine Schwäche. Sie scheut sich davor, mit der Gegenwart mutig den Kampf aufzunehmen, und flüchtet daher in die fernste Vergangenheit. Sie läuft in den dunkelsten Wald, um einer Äolsharfe zu lauschen, statt draußen auf offenem Feld Trompetenschall und Kanonenhall zu hören. In der Tat sind die meisten Ariomanen versonnene Träumer, unfähig zu tüchtigem Werk.

Noch eine Gefahr, die uns von den Überariern droht, ist ihre Bildungsfeindlichkeit. Ludwig Gurlitt wünschte, daß seine Buben ut mit dem Indikativ zusammenfügten, um dem Latein die gebührende Verachtung zu bezeugen. Man will das Kind mit dem Bade ausschütten, will von Römern und Griechen überhaupt nichts mehr wissen. Theodor Fritsch weist darauf hin, daß ein großer Teil der Literatur von kranken Menschen geschrieben, mithin ein Ausfluß von Krankheit sei. Er behandelt Nietzsche wie einen Schulbuben und wirft ihm hohle Phrasen vor. Dabei verfallen die Überarier, wenn sie selbst einmal eine wissenschaftliche Anwandlung haben, den sonderbarsten Schnitzern. Der genannte Fritsch hielt es für möglich, daß die Juden den Kelten urverwandt seien. Wenn sich gar der Luftballon dieser Wissenschafter in die Regionen der Mystik verliert, so macht er sofort die tollsten

Purzelbäume. Infolgedessen ist auch nichts schwerer, als mit solchen Leuten über Rasse zu reden; denn die Grundbedingungen wissenschaftlicher Verständigung fehlen ihnen. Am gefährlichsten bleiben aber stets die pangermanischen Träumereien.

So wenig der Yankee mit dem Engländer in einen Topf geworfen sein will, so wenig haben auch wir mit dem Engländer gemein. So wenig eine panslavistische Bewegung jemals gelungen ist — auch jetzt stehen Polen und Bulgaren gegen die Russen und Bulgaren gegen die Serben — so wenig Roosevelt sich von der allangelsächsischen Flöte John Chamberlains ködern ließ, so wenig haben wir Veranlassung, in ein pangermanisches Horn zu stoßen.

Es handelt sich einzig und allein um das Volkstum, einzig um alle die Länder, in denen die deutsche Zunge klingt. Und da gibt keine Deutsche erster und zweiter Klasse. Wenn man hören kann, daß die Wiener oder überhaupt die Niederösterreicher schon so verslavt seien — oder verkeltet, wie der wunderliche Bahr will —, daß sie gar nicht mehr recht zu uns gehörten, so begreift man, daß eine derartige Mahnung nicht überflüssig ist. Im übrigen stellen oft gerade die Österreicher, z. B. die Salzburger, reineres Germanentum dar, als so manche reichsdeutsche Gegend. Jedoch, es ist einfach unnütz und gefährlich, darüber zu streiten. Es muß ein für allemal erkannt werden, daß die Schädelbildung und Haarfarbe für die Betätigung des Deutschtums nicht in Betracht kommt. Für Rassetheorien ist wohl in der Geschichtsphilosophie Raum, nicht aber in der praktischen Politik.

Mit einer Ausnahme, die aber nur scheinbar ist. Alle Weißen sollen gegen die Schwarzen zusammenhalten. Eine Vereinbarung, daß europäische Kriege nicht auf afrikanische Kolonialgebiete hinübergespielt werden sollen, wäre durchaus am Platze. Dagegen wird es schon schwer sein, Indien vor einem solchen Kriege zu bewahren, und unmöglich, wie das englisch-japanische Bündnis zeigt, Ostasien auszuschließen. Es handelt sich eben nicht um einen Gegensatz der Rassen, sonern der Kulturstufen. Falls jene Vereinbarung über Afrika zustande käme, so wäre es, um den Hereinbruch von Negerbarbarei zu verhindern. Die Japaner benehmen sich dagegen schon im Kriege mit europäischer Humänität, ja benehmen sich weit besser als Balkanier.

Besonders oft hat sich die Sucht, überall Germanen zu erblicken, in Nordafrika gezeigt. Weil es bei den Berbern hochgewachsene, braunblonde Menschen mit graublauen oder grüngrauen Augen gibt, glaubte man, daß das Reste der Vandalen seien. So manche Forscher leben und sterben für diese Ansicht und halten den beinahe für einen Verräter, der sie nicht teilt. Am weitesten ging Julius Hart, der doch eigentlich des Rassenchauvinismus nicht verdächtig ist. In einer ausführlichen Arbeit suchte er germanische Spuren sogar bei den jetzt ausgestorbenen Guanchen der Kanarischen Inseln nachzuweisen. Besonders in deren Sprache, die doch ein Zweig des Berberischen ist. Das Berberisch hat aber mit dem Germanischen gar nichts zu tun. Dem groß und stark gewordenen Vogel der Vandalentheorie hat Haenchen jüngst den Hals umgedreht. Auf zeitgenössische Gewährsmänner gestützt, tut Haenchen[1]) dar, daß die Vandalen mit Mann und Maus nicht mehr als 80000 Seelen waren, gegenüber 14 Millionen Nordafrikanern. Von dieser geringen Zahl gingen noch Tausende in den verschiedenen Kriegen unter. Eine Vermischung mit dem unterworfenen Volke fand inzwischen nicht statt, da die arianischen Herren mit den katholischen Untertanen keine Berührung hatten. Jetzt kommt aber die Hauptsache. Sämtliche Reste der Vandalen wurden nach den Siegen Belisars in zwei großen Schüben aus Afrika wegbefördert und nach Byzanz deportiert. Damit ist jene reizvolle Hypothese, die eine so erstaunliche Lebenskraft besaß, endgültig erledigt.

Es ist weiterhin grundfalsch, mit Lanz-Liebenfels, den ich sonst als Vorkämpfer des heroischen Lebens und als Feind der „Tschandalaschule" schätze, anzunehmen, daß nur die weiße Rasse große Feldherren hervorgebracht, als ob es keinen Attila, Taitsong, Iyeyoschi, Kanghi, Nogi, Oyama und Katsura gegeben, und noch falscher, mit Wilser zu sagen: die Weltherrschaft kann der edelsten (nordeuropäischen) Rasse nicht mehr streitig gemacht werden.[2]) Nur seine Unbekanntschaft mit der Welt läßt dem Mediziner Wilser die Einseitigkeit und unbelehrbare Starrheit seiner Dogmen verzeihen. Eventus stultorum magister, sagt der alte

---

[1]) Türmer, Juni 1913.
[2]) Wilser, Menschenwerdung, (1907), 136.

Livius. Weil gerade jetzt die Europäer die Oberhand haben, glauben die kurzsichtigen Anbeter des eventus, es müsse immer so sein. Als ob nicht zur Frühzeit Persiens und Karthagos, bei dem Araber- und Mongolensturm, endlich zur Zeit Soleimans des Prächtigen und der Mongolen der Orient das Übergewicht besessen hätte. Was früher war, kann wieder werden. „Öffnet die Vereinigten Staaten den Chinesen", so sagte mir ein Amerikaner, „und in hundert Jahren wird die Union chinesisch sein". Nicht nur Australien, auch Europa bangt schon vor der gelben Gefahr. Sie wäre nicht vorhanden, wenn der Westen die Kraft behaupten könnte, die er jetzt hat. Hier aber liegt der Hund begraben. Der Okzidentale wird durch den Industrialismus zermürbt, durch den Sozialismus verdummt, durch den Feminismus entmannt, durch den Pazifismus verweichlicht, durch den Kosmopolitismus in seiner Widerstandsfähigkeit gegen Fremde geschwächt. Seine Nerven lassen nach. Infolgedessen sein Lebensmut, sein Wille zur Macht, seine Lust zu zeugen und seine Kriegstüchtigkeit. Die Geburten sinken. Die Nerven der Ostasiaten sind dagegen noch gut, die der Chinesen zäh wie Stricke, fest wie Drahtseile. Auch die Beduinen, die Berber, Kurden, Afghanen, Tibeter sind noch unverbraucht. So steigt später der Orient doch wieder über den Okzident.

Die Fata Morgana der Urheimat.

Auf die Urheimat wird allerseits der größte Wert gelegt. In der Urheimat gibt es aber noch kein Volk, sondern nur eine volklich noch nicht geschiedene Rasse. Hat jedoch eine Rasse eine Urheimat? Das ist nicht gut zu bezweifeln, allein das Auffinden der Urheimat ist unmenschlich schwer, ist schier unmöglich. Von keiner einzigen Rasse steht wirklich fest, wo sie ganz ursprünglich gesessen. Der Ursitz der Arier ist eine richtige Fata Morgana, ein unstet flackerndes Irrlicht, das bald da, bald dort aufleuchtet, ist ein Schloß im Monde, ein Mythos und eine Phantasmagorie. Ebensowenig ist es bisher gelungen, die Urheimat der Drawida, der Malaien, der Chinesen aufzutreiben. Wahre Rösselsprünge macht die Untersuchung bei einer Teil- und Mischrasse, den Japanern. Was haben sie nicht alles für ihren Ursitz angesprochen! Wie Ludwig XIV. Reunionskammern für alles Gebiet errichtete, das

zu historischer und prähistorischer Zeit nachweislich oder angeblich einmal französisch oder gallisch gewesen war, so gründeten die Gelehrten Tokios Reunionskammern für die Urheimat der Japaner. Bald war das die Mongolei, bald Tibet; gestern galt das Tarimbecken oder Sumir dafür, heute Nepal, dessen Sohn, Buddha, ernsthaft für einen Japaner erklärt wurde. Die kühnen Sucher verstiegen sich noch weiter, bis zu den Basken und Berbern, über die ganze Südsee bis nach Neuseeland, ja bis Patagonien und Westafrika. Häufig wurde die Gelehrsamkeit durch eine politische Spitze geschärft. Wenn wirklich die Tibeter und Polynesier Vettern, so war es doch klare Pflicht, Anschluß an sie zu gewinnen. Genau so erklärte der Fürst Uchtomsky die Hunnen und Ainu für Slaven und verkündete, daß Rußland das einst hunnische Land, also auch Nordasien und Nordchina besetzen und die unglücklichen Brüder, die Ainu, vom Fremdjoch befreien müsse.

Wir wissen von der Türkrasse, daß sie in Steppen, wie im Gebirge gleich heimisch. Der Chinese erträgt mit der selben Leichtigkeit die größte Hitze und Kälte. Aus der Anpassungsfähigkeit an Heimat und Boden können wir keine Schlüsse auf die Art der Urheimat ziehen. Man möchte von den Malaien vermuten, daß sie stets in der Nähe des Meeres gesessen: aber die Vermutung wäre nicht stichhaltig. Abgesehen davon, daß Hodgson den ältesten Stammbaum der Malaien auf die Westhänge Tibets zurückführt — was bestritten werden kann —, ist die Gewöhnung zur See für ein Landvolk nichts Seltenes. Katai und Mongolen, Steppenvölker, wurden kühne Seefahrer und die Taten des „Hamidié" zeigten kürzlich, was die Türken auf dem Meere vermögen. Die slavischen Dalmatiner sind die besten Matrosen der Welt. Umgekehrt deuten die Buren darauf hin, wie leicht Seetüchtigkeit verloren gehe, denn zur Schiffahrt ihrer holländischen Ahnen haben sie keine Neigung. Vielleicht, weil Südafrika keine großen Häfen hat? Aber es gibt wiederum umgekehrt außerordentlich entwickelte Küsten, wie in Columbia und Alaska, wie in Südchile, deren Bevölkerung nie durch seemännische Tugenden glänzte. Die Anpassung an neue Luft- und Bodenbedingungen vollzieht sich des öfteren sehr rasch. Der Herzog der Abruzzen mit seinen Südländern würde einer der erfolgreichsten Nordforscher. Studenten aus dem flachen Norddeutschland werden mit-

unter in zwei bis drei Münchener Semestern die besten Kletterer, sogar die einheimischen Kraxler ausstechend. Aus jetzt vorhandenen Fähigkeiten darf man mithin keinen Schluß auf die Gestalt einer ehemaligen Heimat wagen. Um so weniger, als die jeweilige Rassenzusammensetzung nie zuverlässig bekannt ist. Ich persönlich würde dennoch behaupten, daß die reinen Slaven gar keine Ader zum Matrosen haben, wie ja auch die Mannschaft der russischen Handels- wie Kriegsflotte ganz überwiegend aus Finnen besteht. Wenn die Dalmatiner so erstklassige Seeleute abgeben, so würde ich das auf den illyrischen Einschlag zurückführen. Das hieße aber eine Hypothese durch eine andere erklären; zu meiner Ansicht, daß die Slaven Landratten sind und bleiben, kann ich niemand zwingen. Ebenso ist ein wissenschaftlicher Nachweis für bestimmte Urheimaten schlechterdings einmal nicht zu leisten. Woher kommen die Schwarzen? Aus Afrika oder aus der Gegend der Meeresströmung, die von Inselasien nach der Guineaküste führte? Aus dem Papualand? Aus Australien? Oder umgekehrt, von West nach Ost, auf der Landbrücke von Suez über Arabien und Mesopotamien, wo einst dunkle Stämme hausten, nach Indien, wo jetzt noch zehn Millionen Schwarze wohnen? Von den Indern kann kein Mensch den Ursitz künden. Ebensowenig von den Ostasiaten, im besonderen von den Chinesen, den Tibetern, den Tai. Manches spricht dafür, daß, wie Legge meint, die Urtibeter sich am Jangtse entwickelten. Einige weisen für die Finnen nach den Nordhängen Tibets, andere nach dem Kaukasus hin, während Gobineau und Anhänger Urfinnen selbst in Westeuropa auftrieben. Kamen die Semiten nach dem Nil vom Atlantischen Ozean, wofür jetzt viel Meinung ist, oder umgekehrt vom Nil nach Westen? Woher stammen die Juden? Aus Armenien, Arabien oder Ostafrika? Wie im Altertum, so fragen wir auch noch jetzt: Wanderten die Iberer vom Kaukasus nach Spanien oder von den Pyrenäen nach dem Kaukasus? Georgien hieß nämlich ehedem Iberien. Nirgends eine Sicherheit, nirgends eine nur halbwegs beweisbare Vermutung.

Aus alledem ist zu entnehmen, daß Heimat erst eine Errungenschaft, eine Auszeichnung des Volkstumes ist. Ein Volk schweift nicht wie Kain, ein unsteter Gast, auf dem Angesicht der Erde, sondern ist an bestimmte Sitze gebunden; sonst gäbe es sich selbst auf. Die einzigen

Ausnahmen sind Juden und Zigeuner; aber es kann eben die Frage aufgeworfen werden, ob diese Wanderer ein richtiges Volkstum darstellen. Die Juden nicht, weil sie zehn bis zwölf, wenn nicht mehr, verschiedene Sprachen reden, die Zigeuner nicht, weil sie kaum eine Gliederung der Gesellschaft aufweisen und keine Überlieferung besitzen. Ich gebe jedoch zu, daß man Zweifel hegen könne. Will man dennoch Juden und Zigeuner als Völker anerkennen, so muß man ihnen doch eine bestimmte Stellung gegenüber anderen Völkern anweisen, die von Parasiten. Auch sonst gibt es hie und da Völker, die nicht aus eigener Kraft bestehen, die in irgend einem Abhängigkeitsverhältnis von stärkeren Nachbarn stehen, wie viele Zwerghorden (nicht alle), wie die Bergdamara in Südwestafrika.

Abgrenzung durch das Meer tut viel dazu, zersplitterte Stämme zu verschmelzen, ein Volkstum zu schaffen. So in Japan, in England, auf Java und am vollkommensten in Korea und Italien. Auch hohe Berge schützen nicht schlecht: Pyrenäen, Alpen, Anden, Himalaja. Gar nicht schützen Wüsten, etwas mehr ausgedehnte Urwälder. Wo ein Fluß die Landesgrenze bildet, wie der Rio Grande zwischen Union und Mexiko, wie früher der Mittelrhein zwischen Frankreich und Deutschland, da ist oder war es keine Volksgrenze. Die größten Ströme der Erde, wie Nil, Po, Mississippi, Amazonas, Kongo, Ob, Jenissei, Lena, Hoangho, Jangtse, Brahmaputra sind nie Völkerscheiden gewesen. Bei Archipelen auch nicht das Meer. Die Entfernung macht da nichts aus; so sind Inseln der Südsee, die durch ungeheure Räume voneinander getrennt sind, wie Hawai von Samoa, von ungefähr denselben Bevölkerungselementen bewohnt. Es kommt auf die Zugänglichkeit des Binnenlandes an. Daher ist auf dem niedrigen Madagaskar nur eine Sprache im Schwang, auf Neu-Guinea mit seinen Schneebergen Dutzende.

Schlechte oder mangelhafte Grenzen hindern die Bildung eines Volkstums. Anderthalb Jahrtausende lang konnte so Deutschland im Osten zu keinem befriedigenden territorialen Abschlusse kommen und ist eigentlich jetzt noch nicht dazu gelangt. Warum? Weil die Flächen Posens und Masuriens unmerklich in die russische Tiefebene übergehn. Ebenso kann im Westen kein noch so findiger Geograph

eine örtliche Trennung zwischen Holland und Deutschland einleuchtend machen.

Ist es schon schwer, in der Gegenwart eine Rasse auf eine bestimmte Heimat festzunageln, so ist dies für die Urzeit schlechterdings unmöglich. In Paraguay war eine angelsächsische kommunistische Kolonie. Diese Angelsachsen waren aus Australien gekommen, die Australier früher aus England, die Engländer von Jütland und früher von der Weichsel. Südamerikanische Juden stammen von Familien, die von Judäa über Nordafrika nach Spanien gewandert sind; von da sind einige nach Holland, andere nach der Türkei, dritte nach Lateinisch-Amerika gezogen. Das sind Fahrten der letzten zwei Jahrtausende. Aber die Züge bis 5000 oder 10000 vor Christi hinaufzuverfolgen, dazu fehlen uns sämtliche Mittel. Trotzdem versteifen sich in der Gegenwart die Völker darauf, ihre Urheimat aufzuspüren. Die Krankheit ist allgemein. Die Slaven, Winden, wollen in Venedig und in der Vendée gesessen haben und sprechen die Aino als ihre Brüder an. Firmin von Haiti sieht in Europa einen Ursitz der Nigritier und führt die Urkultur auf die Schwarzen zurück. Die Osseten beanspruchen alle Gebiete vom Kaspisee bis zur Rhone, ja Palästina als ihre Heimatländer, da überall ossetische Ortsnamen vorkämen. Am weitesten gehen in dieser Richtung die Söhne Dai Nippons. Das rassenbewußteste Volk sind nämlich, vielleicht neben den Eskimo, die Japaner. Sie halten ihre Heimat für das Land der Götter, und ihre Kaiser für die Urenkel der lebenspendenden Sonne. Sie glauben steif und fest, das dem Sonnenaufgangslande noch die Weltherrschaft zufallen werde. Ihr Chauvinismus ist aggressiv. Auch sind sie behende darin, fremder Völker Schwächen zu erspähen. Von ihren eigenen Vorzügen und Tugenden haben sie eine ungeheure Meinung. Um so auffallender ist es, daß die Gelehrten dieser stolzen Nation, statt in kraftvollen und eroberungsberühmten Rassen, wie den Türken, mit denen die Leute von Nippon tatsächlich verwandt sind, vielmehr in allen möglichen minderwertigen Wilden und Halbwilden ihre Brüder erblicken. Es gibt tatsächlich kaum eine Gegend der Erde, die nicht irgend einmal von irgend einem Japaner als die Urheimat seines Volkes reklamiert worden wäre. Übrigens eine bequeme Theorie,

um jegliche Art von Welteroberungsgelüsten zu unterstützen. Daneben hat man freilich auch mächtigere Völker schon seit längerer Zeit in die Theorie einzubeziehen gesucht. So gilt allgemein Dschingis-Khan — der möglicherweise tatsächlich japanisches Blut in seinen Adern hatte — und gilt vielfach auch Buddha für einen Angehörigen des Morgensonnenreiches. Die letzten kolonialen Eroberungen, namentlich der Besitz Formosas, haben den Blick der Japaner neuerdings für Rassenprobleme geschärft. Nicht minder der üble Empfang, den die Kuli in Australien und Amerika genießen. Vermutlich haben die jüngsten Weltereignisse auch auf den Sinn der Chinesen stark eingewirkt. Doch ist mir keine Rassentheorie von besonderm Interesse aus dem Reich der Mitte bekannt geworden.

Die Urheimat der Indogermanen.

Fast ist die Urheimat der Indogermanen schon zum Märchen geworden. „Wenn du sie gefunden, drahte mir!" ermahnte mich mit infamer Feierlichkeit ein guter Freund.

Man könnte es wahrlich ein Lustspiel nennen, mit der Aufschrift: Der ewige Arier oder die Jagd nach dem Nordpol! Unstet auf dem Angesicht der Erde wandert der Arier durch die Jahrtausende; ein einziger Gedanke quält und belebt ihn: die Sehnsucht nach seiner Urheimat. Aber nirgends findet er sie. Höhnisch wird er bald hier bald dort zurückgewiesen: unmöglich! Keine Stätte für dich. Ausgeschlossen! Und seufzend nimmt er seinen Wanderstab und setzt die Reise weiter fort. Zuerst war es Indien, das die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich zog, das für den Ursitz zugleich der Kultur und der Indogermanen galt. Dann rückte man weiter nach Nordwesten; ausgerechnet das unwirtliche Pamir, das Dach der Welt, ward für die gesuchte Stätte erklärt. Dann ging es abermals nach Westen, nach Westturkestan, sodann nach Südrußland. Lange Zeit hindurch stand gerade Rußland bei den Heimatsuchern in hoher Ehre. Sonderbar nur, daß man stets an so besonders ungünstige Gegenden dachte. Früher das Pamir. Jetzt die Rokitno-Sümpfe. Seit wann ist eine starke Rasse aus einer Sumpfgegend hervorgegangen? Immerhin war Methode

bei dem ganzen Beginnen. Der Zug der Zeit ging in folgerichtiger Steigerung ununterbrochen nach Nordwesten. Schon wurde Deutschland zum Paradies der Arier erhoben. Ich erinnere mich selbst noch, als der alte Achtundvierziger, der oberbayrische Sepp mit dem langwallenden Haupthaar, bei dem Anthropologenkongreß von 1883, Frankfurt am Main für den Mittelpunkt der arischen Welt erklärte. Stoltze schrieb dann am anderen Tag in seine „Latern": Schade, daß der Redner, der Wotan mit Bartholomäus oder Bartel glich, und vor der Frankfurter Bartholomäuskirche eine Opferstätte des Wotan annahm, und der ferner die Weltesche Yggdrasil ebendort einst aufsprossend wähnte, nicht mit ihm, mit Stoltze, zusammengetroffen sei. Er hätte ihm mitteilen können, daß in der Tat in Frankfurt Bartel den Most holt, und daß es nicht nur eine große, sondern auch eine kleine Eschenheimergasse gebe.

Die Jagd ging weiter. Schon waren nur noch die Küsten der Nord- und Ostsee würdig, als Arierwiege zu dienen. Nun überschritt man das Meer und ging nach Skandinavien. Ganz Kühne taten aber noch einen Schritt mehr und erkoren sich den Nordpol zu ihrem Ziel. Weiter ging es mit dem besten Willen nicht. Überhaupt ist ein Glück, daß noch der Ozean da ist, sonst wäre kein Ende der Jagd abzusehen. Schon hat nämlich Kossinna Frankreich auf den Schild gehoben, so daß die Wanderung der Urheimat um den Erdball am Ärmelkanal, also auch am Ozean, am Atlantischen Meere sich gehemmt sieht.

Bisher war, wie berührt, eine gewisse Methode wahrzunehmen, ein regelrechtes Vorrücken dem Untergang der Sonne entgegen, mit einer Reihe kleiner Etappen. Jetzt aber, im Zeitalter der Weltpolitik, da jeder Großstaat Interessen an den entlegensten Enden der Erde hat, wird auch die Arierjagd unregelmäßig und wird das Feld (um mich jagdmäßig auszudrücken) zerstreut. Ehrhardt suchte neuerdings die Urheimat in Transkaukasien, Götz zwischen Kaukasus und Balkan, Eduard Meyer im Tarimbecken; Anthropologen wiesen auf Zusammenhänge mit Java hin und solche mit den langschädeligen Negern Afrikas — Gobineau führte ja die ganze Kunst auf Negertemperament zurück — und ein junger Forscher glaubt an eine Einwanderung nach

Deutschland aus der Mandschurei. Siegmund Feist[1]) bricht allgemein für Asien eine Lanze.

Die spezialsten Spezialisten wissen also immer noch nicht, ob die Indogermanen in Europa oder Asien entstanden. Einige, wie Feist und Dirr, neigen sogar zur Behauptung, sie hätten überhaupt nicht im Fleische gewandelt: es gäbe nur arische Sprachen, nicht aber eine arische Rasse. Ich muß nun gleich gestehen, daß ich da nicht folgen kann. Wo Rauch ist, muß auch Feuer sein. Eine Sprache kann nicht durch Urzeugung, generatio aequivoca, noch durch Parthenogenese entstanden sein, sondern muß auf ein leibhaftiges Volk zurückgehen. Es ist wahr, die Neger Amerikas sprechen nicht Negerisch, sondern Englisch und Portugiesisch und Spanisch, aber das Englisch flog ihnen nicht vom Sirius zu, sondern von einem historischen Volke, das kräftig und fest mit seinen Beinen auf der Mutter Erde steht.

Winckler fand in Bogasköj, im Herzen Kleinasiens, eine heitische Inschrift. Darin ist von vier Göttern die Rede, die unseren höchsten Anteil erregen. Es handelt sich vornehmlich um Mithra und Varuna. Das sind indische Gottheiten. Die Inschrift stammt ungefähr aus der Zeit von 1400 vor Christi. Also war nach der Mitte des zweiten Jahrtausends ein Volk in Kleinasien, das Hindugötter verehrte. Das Volk hieß Charri. Winckler sagt, das seien die lange gesuchten Arier.

Der Fund ist von der allergrößten Bedeutung. Wir können ihm ohne weiteres entnehmen, daß die Hindu, oder zum mindesten belangreiche Scharen von ihnen, noch nicht nach dem Indus gezogen waren. Früher hat man diese Wanderung weit zurückverlegt, ins dritte, oder gar das fünfte Jahrtausend. Sodann setzt uns die Tatsache in Erstaunen, daß Vertreter des Hinduvolkes so weit nach Westen saßen. Ein Anderes scheint die mehrfach berührte Inschrift nahezulegen, nämlich daß die gesamte arische Wanderung von Westen nach Osten erfolgte. Eine Ansicht, die schon vorher, durch die verschiedensten Gründe gestützt, beständig an Boden gewonnen hatte.

Winckler (und ich unabhängig von ihm ebenfalls) glich die Charri mit den Horitern Palästinas. Die Gleichung ist zum mindesten sehr

---

[1]) Die Indogermanen, 1913.

wahrscheinlich. Von jetzt an jedoch wird alles unsicher und nicht selten unwahrscheinlich. Wir kommen nämlich zu den Folgerungen, die man aus jenem Funde zu ziehen wünscht. Winckler lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß die Horiter die Vorfahren der Juden seien, und auch Meyer erklärt sie für zweifellos semitisch. Wenn freilich Eduard Meyer „zweifellos" sagt, so ist für den Zweifel noch Tür und Tor offen. Genug, Winckler gleicht weiter die Charri oder Harri den Ariern. Also wären die Urarier dieselben wie die Urjuden!

In der Tat, wenn wahr, eine grundstürzende, hochsensationelle Entdeckung! Ein ganz gemeiner Trugschluß liegt jedoch einer solchen Gleichung zugrunde. Sind etwa die Romäer, wie sich amtlich die Byzantiner nannten, oder sind gar die Rumi, wie die Seldschuken im Reiche Ikonium oder Konia hießen, Lateiner? Waren die Briten ursprünglich Germanen? Erklärt nicht so mancher farbige Goanese, der Dravidablut in seinen Adern hat, er sei ein Portugiese? Und so mancher dunkelhäutige Kaffer, er sei „britisch?" Nichts ist gewöhnlicher in der Völkerkunde, als daß der Sieger von dem Besiegten, der Sklave von seinem Herrn und umgekehrt den Namen nimmt. Aus alledem geht hervor, daß weder die Harri schon Arier, noch auch die Horiter schon Semiten gewesen.

Ahura Mazda und die indischen asuras mögen vom sumerischen Mondgotte Asur kommen. Die Germanen haben das Christentum von Rom. Wer sagt nun, ob nicht auch die vier indischen Gottheiten von Bogasköj vorindische, durch die Hindu dann entlehnte Gestalten sind? Zumal erstens Indra nirgends im Indogermanischen Sonne oder Feuer bedeutet, während ein Agni (= ignis) sich leicht legitimiert, und zweitens zwei jener vier Gottheiten mit lesghischem (ostkaukasischem) Pluralsuffix erscheinen? Allein, je n'insiste pas. Die Sache ist möglich. Jedoch, was beweist das alles für die Urheimat der Indogermanen? Die Hindu könnten von Turkestan, gleich den viel späteren Seldschuken, und könnten von Südrußland oder auch nur von Transkaukasien, aus dem Becken des Kur, eingewandert sein.

Professor Eduard Meyer glaubte die vielbeschriene Urheimat bei den Tocharern entdeckt zu haben. Warum? Weil diese Leute am weitesten östlich wohnten. Das ist tatsächlich der Hauptgrund. Außer-

dem wird darauf verwiesen, daß das Tocharisch besonders alte Formen aufweist, und zwar Formen, die an Europa gemahnen. Jedoch, wenn wir ganz nahe zuschauen, weicht die Fata Morgana. Denn was beweisen altertümliche Formen? In der Regel einen jungen Ursprung. Das klingt seltsam, aber ich will es sofort erhärten. Das Deutsch der Sette communi ist altertümlich, es deutet nämlich auf das 12. Jahrhundert, kurz vor die Zeit, da die Siedler der Sette communi aus Thüringen einwanderten. Das Französisch von Kanada ist altertümlich; es stammt aus dem 17. Jahrhundert, als Kanada von Franzosen besetzt wurde. Das Malaiisch von Madagaskar und Formosa ist altertümlich; es geht auf das Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends zurück, auf das Zeitalter malaiischer Wikingerfahrten. Ich ziehe daraus den Schluß, den übrigens Bremer und Hirt auch schon längst gezogen haben, daß gerade die fernsten und jüngsten Ausläufer einer Rasse die altertümlichsten Formen bewahrt haben. Ganz einfach: der abgebrochene Zweig verdorrt und erstarrt, während der Hauptast sich saftvoll und kraftvoll weiterentwickelt. Die Sprache der Auswanderer bleibt stehen, während die Sprache daheim in beständigem Fluß der Säfte bleibt und ganz frische Ranken und Knorren ansetzt, innerlich und äußerlich weiterwächst. Das Tocharisch ist ein abgestorbener Zweig. Je ferner von ihm, um so wahrscheinlicher ist die indogermanische Urheimat.

Dabei will ich gar kein Gewicht darauf legen, daß diese Urheimat doch zum allermindesten 2000 vor Christi. anzusetzen ist, während die Handschrift, die uns das Tocharisch überliefert, von frühestens 700 nach Christi stammt. Und das will eine exakte Methode sein!

Die ganze Tocharerlehre Eduard Meyers ist in Bausch und Bogen zu verwerfen. Um die Anwesenheit der Tocharer (die zur Zeit des Darius westlich und östlich vom nördlichen Kaspisee saßen) bei Turfan befriedigend zu erklären, dazu braucht man lediglich an die Normannen zu erinnern, die im Jahre 965 bis an den Urmia-See gelangten, und im Jahre 1222 sogar einen Wikingerzug nach Perm, also gerade nach der Richtung des Tarim zu, machten. Die Sprache der beregten Tocharer hat übrigens ganz deutlich alarodisch-kaukasische Elemente.

Das Genie.

Es ist eine verbreitete Gewohnheit der Rassenschwärmer, die Tugenden einer Rasse durch die Eigenschaften hervorragender Männer, die der betreffenden Rasse angehörten, zu bekräftigen. Nichts könnte verkehrter sein. Denn die großen Talente und die Genies ragen eben durch Dinge hervor, die sie von dem großen Haufen abheben, sie von ihm trennen, sie gerade in Gegensatz zu ihm stellen. Das Genie ist nichts weniger als der Vertreter seines Volkes: es ist häufig dessen Gegenwurf. Das geht schon daraus hervor, daß die großen Männer, die Propheten, die Dichter, die Erwecker, die Schöpfer neuartiger Kunstwerke ihr Volk strafen und beschimpfen, daß sie auf die größten Widerstände stoßen, an denen sie gar nicht selten zerscheitern, daß sie dem Bestehenden offenen Kampf erklären, kurz, daß sie Revolutionäre sind. Je höher ein Genie sich auftürmt, um so schroffer ist der Gegensatz zu seinem Volk.

Im einzelnen läßt sich vielfach der Nachweis führen, daß ein hervorragender Mann anderer Rasse als seine Umgebung war. Dumas stammte von Negern, Napoleon aus Korsika, wohin seine Ahnen aus der Gegend von Pavia gekommen waren. In Nietzsches Adern floß polnisches Blut. Der Generalissimus der Türken war nach der Revolution Schefket, ein Vollblut-Araber; jetzt ist es Enver Pascha, zu dessen Ahnen Albaner und Polen gehören. Petöfi, der Nationaldichter der Ungarn, war ein Slowene, und Zriny, einer ihrer Nationalhelden, war ein Kroate. Berühmt ist das Urteil über die zwei Standbilder der bayrischen Feldherrnhalle: „Der eine war kein Feldherr und der andere (Czerklas Tilly) kein Bayer". Charlemagne, den noch immer die Franzosen als ihren bedeutendsten Mann feiern, war ein Deutscher. Umgekehrt waren Chamisso und de la Motte-Fouqué Franzosen. Viele der erfolgreichsten russischen Feldherrn, wie Ostermann und Diebitsch-Sabalkansky, waren Deutsche, zu denen heute auch Rennenkampf gehört. Der Vater der römischen Jurisprudenz, Ulpianus, war ein Syrer. Buddha, der Heiland Indiens, war aus Nepal, also tibetischen Blutes. Der erste Gestalter einer germanischen Sprache, Ulfilas, war zur Hälfte ein Armenier; Heine, der vielen

Ausländern als Quintessenz deutscher Lyrik gilt, war ein Jude. Ebenso waren dies Marx und Lassalle, die Schöpfer der spezifisch deutschen Abart der Sozialdemokratie. Die Verkörperung des italienischen Renaissanceideals vom Menschen, Cesare Borgia, war ein Spanier. Der größte Geschichtsschreiber der Griechen, Herodot, war vermutlich ein Karer, der der Araber, Ibn Khaldun, ein Berber. Begas ist schwerlich ein deutscher Name. Der Überarier der Deutschen, Chamberlain, ist ein Engländer, der der Franzosen, Gobineau, war vielleicht ein Gascogner, also ein Baske, und hielt sich für einen Normannen. Die erhitztesten Chauvinisten und Nationalisten sind häufig Juden, wie Arthur Meyer, der Herausgeber des „Gaulois", bei den Franzosen, Sir Henry Norman bei den Engländern. Das Blut Richard Wagners soll nur zur Hälfte deutsch gewesen sein.

Unter den Ahnfrauen Schillers will man eine Slavin gefunden haben. Die Köpfe Bismarcks und Luthers verraten slavischen Einschlag. Der Ruhm der Holländer, Rubens, war in Siegen, an der Grenze der Franken und Hessen geboren. Der Admiral der Holländer, von dem sein Grabvers sagt:

Hier leyt Piet Hein,
Syn Nam is kleyn
Syn Roem is groot
Hy sloeg de spansche Silversloot —

er war ein Deutscher. Die Schauspielerin Fanny Janauscheck, die einst unereichte Darstellerin der Medea, war eine Tschechin. Liszt, der Urheber der ungarischen Rhapsodien, war kein Vollblutungar. Sonst sind die Musiker, mögen sie auch häufig wie Beethoven von dem eigenen Volke verkannt werden, die unverfälschtesten Vertreter ihres Volkstums. Höchstens könnte man dagegen geltend machen, daß die beliebtesten Weisen der Ungarn von Zigeunern, der Engländer von Iren und der Amerikaner von Negern herrühren. Greco, „der spanischste Maler Spaniens", war, wie sein Name verrät, kein Sohn Spaniens, wo seine Kunst blühte. Goethe halte ich für alles andere als einen Germanen. Der gewaltigste Politiker der katholischen Iren, Parnell, war ein protestantischer Angelsachse. Zola und Gambetta waren Italiener, Herrera und Errera spanische Juden.

Bei Feldherren, wenigstens solchen früherer Jahrhunderte, ist es nicht allzusehr zu verwundern, wenn sie aus der Fremde kamen, denn niemand ist so wanderlustig wie der Landsknecht, der Soldat, der sich nach Abenteuern sehnt. Ehedem war es gang und gäbe, daß die jüngeren Söhne des Adels und nicht minder viele Söhne des Volkes Kriegsdienste in der Fremde nahmen. Daher Prinz Eugen von Savoyen und der Schotte Laudon, der Ire Butler und Montecucculi bei den Österreichern, daher die englischen Offiziere, die bei Tschesme die russische Flotte zum Siege führten, daher der General O'Donnell in Spanien und Körner und von Toll in Chile. Ebenso beanspruchen die Herrscherhäuser einen Platz für sich in unserer Betrachtung. Denn bei ihnen ist ja die Fremdheirat das übliche. Infolgedessen allein sind niemals die Herrscher typisch für die von ihnen beherrschten Nationen.

Außerdem treten ja nicht selten die Herrscher offen als Eroberer auf, sind also von vornherein im schärfsten Gegensatze zu dem Volk, oder sie werden, wie in Griechenland, Rumänien, Bulgarien und Albanien, aus der Fremde importiert.

Zur Geniefrage sagt Driesmanns (Rasse und Milieu 141):

„Otto Ammon irrt daher, wenn er behauptet, daß nur innerhalb der Kaste, nur durch die einseitig züchtende Auslese die führenden Geister erzeugt würden. Alle Beispiele, die wir aus der Geschichte haben, sprechen dagegen. Die bedeutendsten Griechen waren nachweislich halb Griechen, halb Barbaren. So Themistokles, der Sohn einer Sklavin, Demosthenes, der einer Barbarin. Julius Cäsar entstammt einer plebejischen Familie. In den Adern Friedrichs des Großen floß das Blut der geistvollen Französin Eleonore d'Olbreuse nicht allein, sondern es lebte recht eigentlich in ihm. Goethe war das Kreuzungsprodukt eines sächsisch starren, harten, einfachen Mannesprinzips mit einer sanguinischen, keltischen Reinländerin; Bismarck das eines adeligen Vaters mit einer bürgerlichen Mutter, nicht anders Moltke.„

Kraitscheck meint ähnlich (Pol. Anthr. R., Dez. 1903, S. 703):

„Es läßt sich sogar der strikte Nachweis erbriugen, daß eine Anzahl der führenden Geister Europas nicht der reinen nordischen

Rasse angehörten. Unter den europäischen Geistesheldeu wäre hier z. B. Goethe zu nennen. Seinem Gesichts- und Schädelbau sowie seiner hohen Gestalt[1]) nach gehört er zweifellos der nordischen Rasse an, die Haare aber waren schwarz, die Augen braun Dasselbe finden wir bei Dante. Immanuel Kant, gewiß einer der tiefsten und unerschrockensten Denker, war ein ausgesprochener Rundkopf. Auch der geniale Physiker Helmholtz war brachycephal, dasselbe gilt von dem Altmeister der französischen Anthropologie, von Broca. Freilich weisen diese Männer wieder andere Merkmale auf, die sie als Mischlinge der nordischen Rasse erscheinen lassen. Auf dem Gebiete der Musik kann man nur vielleicht Wagner als reinen Repräsentanten des nordischen Typus gelten lassen, Haydn und Schubert waren, allerdings nicht hochgradig, brachycephal (Schädelindex 80 und 81), Beethoven zeigt wieder in seinem Gesichtsbau wenig Ähnlichkeit mit dem nordischen Typus. Unter den Staatsmännern wäre Bismarck hervorzuheben. Stellen ihn auch seine hohe Gestalt,[1]) sein helles Auge, sein blondes Haar und mancher Zug seines Antlitzes der reinen, nordischen Rasse sehr nahe, so läßt doch sein Kopfindex von 80 auf Beimischung fremden Blutes schließen. Diese Beispiele mögen genügen. Sind sie auch nur wenig zahlreich, so sind sie um so gewichtiger."

Herrscher und Nationen.

Wilhelm II. rief 1892 zu polnischen Edelleuten: Ihre Treue sei allen vorbildlich! Demgemäß hat ein deutscher Herrscher die Polen den Deutschen vorangestellt. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß Könige mit ihren Völkern ohne weiteres gleich fühlen. Völlig kann eine solche Gefühlseinheit nicht einmal bei kleinen Königreichen vorkommen, nicht einmal bei Montenegro. So sind die Wittelsbacher den Bayern eng verbunden, allein auch sie, die Wittelsbacher, sind keineswegs ganz mit ihrem Volke verwachsen, sondern nehmen, durch ihre verwandtschaftlichen Beziehungen getrieben, auch an österreichischen und spanischen Dingen einen regen Anteil. Wenn es wahr ist, daß

[1]) Die höchsten Menschen gibt es bei den Schilluk (am Nil) und in Ruanda. W.

in München Geld gesammelt worden, um Manuel auf den Thron zurückzuführen, so wären auch hier internationale Fäden nicht zu leugnen. Nicht einmal der Dänenkönig fühlt sich ganz als Dänen, zumal noch vor kurzem Deutsch die Hofsprache war (oder noch ist). Nur der König von Württemberg und der von Sachsen dürfte wohl kaum jenseits seines Gebietes sich betätigen.

Vor allem heiraten die europäischen Souveräne meist Frauen aus der Fremde. Das muß nicht unbedingt so sein. In Japan, in China, Jahrhunderte hindurch in Montenegro, ist es auch so gegangen, mit Frauen des einheimischen Hochadels. Ebenso hat der Kaiser und der Kronprinz des Deutschen Reiches eine deutsche Fürstin heimgeführt. Überwiegende Regel ist jedoch die Fremdheirat. Daraus ergibt sich sehr leicht ein Gegensatz der Dynastie zum Volke. Die Zarin Alexandra suchte mit Erfolg das Englische (nicht etwa das Deutsche) am Petersburger Hofe einzubürgern; Königin Ena ist als Ausländerin in Spanien keineswegs beliebt. In allen Balkanstaaten, außer dem serbischen, ist es immer das schwerste Geschäft und bedarf der sorgfältigsten Mühe, Brücken von den rassefremden Königinnen zu dem Volke zu schlagen. Schon vor bald tausend Jahren hat die Ankunft einer byzantinischen Kaiserstochter am Hofe der Salier nicht geringe Umwandlungen und Reibungen hervorgerufen.

Aber noch mehr! Wir brauchen gar nicht einmal die Fremdheiraten so ausführlich zu erörtern; schon ihrem Ursprunge nach sind die meisten Herrscher Fremde. Auf dem Throne Englands sitzt ein Nachfahre deutscher Geschlechter, von Oraniern, Welfen und Coburgern. Die Russen regiert ein Holsteiner, in dessen Adern nur eine winzige Menge slavischen Blutes, vielleicht $^1/_{32}$, von Peter dem Großen her, weiblicherseits, fließt. In Kopenhagen sitzt König Christian, ein Deutschschleswiger, dessen Gemahlin eine Mecklenburgerin, dessen Mutter „die Schwiegermutter von Europa" hieß. Sein Vetter gebietet bei den Hellenen. König der Belgier ist ein Coburger, der eine Bayrin, die Herzogin Elisabeth Valeria, ehelichte. Ebenso ist ein Coburger der Zar der Bulgaren, Ferdinand, der mit den Bourbon und Orleans versippt ist und in zweiter Ehe eine Prinzessin Reuß auf den Thron geführt hat; König der Rumänen ist ein Zoller, Königin die berühmte Carmen

Sylva, eine Wied. Ein Wied waltet in der Skipnia. In Madrid sind die Zügel in der Hand der Bourbonen. In Mexiko gebot eine Zeitlang ein Deutsch-Österreicher, Maximilian. Französische Juden, die Bernadottes, sind mächtig in Schweden.

Im Orient ist es nicht anders. Auch dort war und ist die Nationalität von Herrscher und Volk meist verschieden. Indien gehorchte den türkischen Gasnawiden und Mogulen; und noch früher Persern, Griechen und Arabern. Ein Griechenkönig war einst über Kaschmir. In China geboten die tungusischen, ganz rassefremden Mandschu. Die heutige Dynastie der Perser, die Kadscharen, ist türkisch, gleichwie es auch die der Sefawi und Tamerlans gewesen ist. In der Türkei walten zwar seit Jahrhunderten türkische Sultane, tatsächlich aber können sie, da nachweislich die verschiedenen Mütter fast ausnahmslos aus anderen Rassen genommen waren, nur einen verschwindenden Bruchteil echt osmanischen Blutes besitzen.

Besonders mißlich ist das Verhältnis zwischer Herrscher und Beherrschten, wo mehrere Volkstümer vorhanden sind, wie eben im osmanischen Reiche, wie ferner in Rußland und Österreich, wie endlich in Belgien. Die Habsburger wollen sich weder mit Deutschen noch mit Ungarn oder Polen identifizieren; der Belgier sucht zwischen Vlamen und Wallonen die Wage zu halten.

Wenn Fremdherrscher früher oder später mit ihrem Volke verschmelzen, so kann dies den grundsätzlichen Unterschied doch nur oberflächlich verwischen. Die Mandschu hielten sich dreihundert Jahre lang von ihren chinesischen Untertanen gesondert, und im englischen Königshause ward bis auf Eduard VII. Deutsch gesprochen.

Am deutlichsten wird die teilweise Fremdblütigkeit sämtlicher Herrscher durch die heutige Ahnenforschung. Wir wissen jetzt, daß die Nase der Habsburger und ihre vorstehende Unterlippe auf Cimburgis, eine litauisch-polnische Masovierin, zurückgeht. Wahrlich, eine gewaltige Ahnenfrau, die Mutter Kaiser Friedrichs III., deren Spur bereits durch ein halbes Jahrtausend erkennbar ist! Ebenso wissen wir, daß zu den Ahnen Wilhelms II. Jagjellonen und Przemysliden gehören, gleichwie in den Wittelsbachern spanisches Blut ein bischen rumort.

Das Eine ist jedenfalls ganz klar: für die Beurteilung von Rasse müssen die meisten Fürsten, auch und namentlich die Genies unter ihnen, ganz ausscheiden. Der bedeutendste Herrscher Indiens, Akbar der Große, war ein Tatar. In den Adern Friedrichs des Großen floß das Blut der d'Olbreuse, wie er denn auch der französischen Bildung ganz besonders gewogen war. Die Mutter Alexanders des Großen war eine Illyrerin. Napoleon, der Ruhm und Abgott der Franzosen, stammt von einer korsischen, italienisch sprechenden Mutter. Tsin Shi Hoangti, neben Taitsong der gewaltigste Kaiser der Chinesen, war seiner Herkunft nach ein halber Tatar. Justinian war ein Slave, Saladin ein Kurde; Rurik, der Schöpfer Rußlands, ein Normanne.

Von den Ahnen des deutschen Kaisers.[1])

Der Begriff einer Ahnentafel ist vielleicht nicht jedem unserer Leser geläufig, obwohl ein jeder von uns eine Ahnentafel für seine eigene Person aufstellen kann. Es ist manchmal viel schwieriger, eine Ahnentafel zusammenzustellen, als eine Stammtafel, aber dafür bedeutend interessanter. Unter Ahnentafel versteht man nicht nur die Träger eines bestimmten Familiennamens, sondern sämtliche direkte Vorfahren einer bestimmten Person oder einer Geschwisterreihe, auch in den weiblichen Verzweigungen. Da jeder Mensch zwei Eltern, vier Großeltern, acht Urgroßeltern, sechzehn Ururgroßeltern usw. hat, so wächst die Zahl derjenigen Ahnen, die in gleichen Generationen von dem Probanten, der Person, deren Ahnentafel aufgestellt wird, entfernt sind, stets in der nächstweiteren Generation um das Doppelte, da jeder der nächstnäheren Generationen zwei Eltern hat. Es würde also die Ahnentafel des Kaisers, die in ihrer obersten Reihe 4096 Ahnen umfassen soll, bis in die zwölfte Generation aufwärts gehen und insgesamt 8191 Personen umschließen. Wegen Verwandtenheiraten wiederholen sich manche Personen namentlich in den oberen Generationen; diese Erscheinung, die, je weiter die Entfernung der Ahnenreihe von

[1]) v. Arnswaldt (Schriftleiter der Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte, Leipzig). Mit Erlaubnis aus den Leipziger N. N. 1912 abgedruckt.

dem Probanten abrückt, desto häufiger auftritt, nennt man Ahnenverlust. Dieser Vorgang reduziert natürlich die wirkliche Zahl der Ahnen bedeutend; außerdem tritt aber in einer Ahnentafel, die zwölf Generationen darstellen soll, der leidige Umstand hinzu, daß einzelne Ahnen, sogar wenn sie in die Ahnentafel eines Kaisers gehören, sich nirgends aufspüren lassen. Da gibt es dann leider Lücken, die vielleicht durch Zufall nach vielen Jahren, vielleicht niemals zu schließen sind. Die erste dieser Lücken befindet sich in der Ahnentafel des Kaisers bei den Großeltern der Kaiserin Katharina I. von Rußland in der Reihe der 512 Ahnen, also in der 9. Generation, worauf wir später zurückkommen.

Die Ahnen des Kaisers in väterlicher Linie sind aus der Geschichte geläufig. Wohl am meisten leuchtet zwischen einer großen Reihe tüchtiger Herrscher der „Große Kurfürst" Friedrich Wilhelm von Brandenburg hervor, während sein Urenkel, Friedrich der Große, der keine direkten Nachkommen hinterließ, nicht zu den Ahnen des Kaisers rechnet. Nach seinem Tode kam mit Friedrich Wilhelm II. der Sohn des Prinzen August Wilhelm, des Bruders Friedrichs des Großen, auf den Thron. Die Gemahlin des „Großen Kurfürsten" Louise Henriette von Oranien (1627—1667) aus dem Hause Nassau, das kürzlich mit dem Großherzog von Luxemburg erloschen ist, war als fromme Frau bekannt; ihr wird, wohl fälschlich, zugeschrieben, daß sie das bekannte Lied „Jesus, meine Zuversicht" gedichtet habe. Ihr Großvater, Wilhelm der Schweiger von Nassau-Oranien (1533—1584), war der im Liede bekannte „Wilhelmus von Nassauen", der die Niederlande aus der spanischen Knechtschaft befreite und meuchlings durch einen fanatischen Katholiken zu Delft ermordet wurde. Diesem seinem Ahnherrn zu Ehren hat der Kaiser die bekannten altniederländischen Volkslieder, die viel gesungen werden, ins Deutsche übertragen lassen.

Der Schwiegervater Wilhelms des Schweigers, der Admiral von Frankreich Gaspard von Coligny, büßte in der schrecklichen Bartholomäusnacht seinen Bekennermut für die protestantische Lehre mit dem Leben. Auch dieses Ahnherrn Andenken hat der Kaiser dadurch besonders geehrt, daß er am Berliner Schloß im Lustgarten, auf

der Seite nach dem Dome zu, ein Denkmal des Admirals hat aufstellen lassen.

Die Großmutter des „Großen Kurfürsten" durch seinen Vater war Anna von Preußen (1576—1625) aus dem Hause Brandenburg, die Tochter des geistesumnachteten Herzogs Albrecht Friedrich (1553—1618) und der Marie Eleonore von Jülich, Cleve und Berg (1550—1608); letztere war von mütterlicher Seite eine Enkelin Kaiser Ferdinands I.; auch unter ihren Ahnen finden sich verschiedene Fälle von Geisteskrankheit. Anna von Preußen hat insofern eine große Bedeutung für das Haus Brandenburg bekommen, als sie die Ansprüche auf das damals unter polnischer Oberhoheit stehende Herzogtum Preußen und auf Jülich, Cleve und Berg ihrem Gatten zubrachte.

Die Mutter des „Großen Kurfürsten" aus dem kurpfälzischen Hause vermittelt die Abstammung des Kaisers vom Kurfürsten Friedrich III. von der Pfalz (1515—1576), der aus Scheffels Lied „Wütend wälzt sich einst im Bette" ziemlich volkstümlich geworden ist; durch ihre väterliche Großmutter Elisabeth von Hessen (1539—1582) war sie eine Urenkelin des Landgrafen Philipp des Großmütigen von Hessen (1504—1567), der eine bedeutende Rolle in der Reformationsgeschichte spielte; der Vater ihrer Mutter war wieder der vorhin erwähnte Wilhelm der Schweiger von Oranien aus dessen dritter Ehe mit Charlotte von Bourbon, die er noch vor der Tochter Colignys heimführte.

Der prachtliebende König Friedrich I. in Preußen, des „Großen Kurfürsten" Sohn, holte sich seine zweite Gattin Sophie Charlotte aus dem Hause Braunschweig-Lüneburg; dieses war die philosophische Königin von Preußen, die Freundin Leibniz', der Charlottenburg sein Entstehen verdankt. Ihr Urgroßvater Ernst der Bekenner von Braunschweig-Lüneburg (1497—1546) führte die Reformation in seinen Erblanden ein, dessen Schwiegertochter Dorothea war aus dänischem Königsstamme. Die Mutter der Sophia Charlotte war Sophia von der Pfalz (1630—1714), die Tochter des vertriebenen „Winterkönigs" von Böhmen, des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz (1596—1632), der im Jahre 1613 seine Gattin Elisabeth Stuart (1596—1662) in den ihr zu Ehren erbauten Teil des Heidel-

berger Schlosses heimführte; diese war eine Enkelin der durch ihr tragisches Geschick berühmten schottischen Königin Maria Stuart (1542—1587) von ihrem zweiten Gatten Henry Stuart Lord Darnley (1545—1567), letzterer wieder ein Enkel mütterlicherseits von dem durch seine Treue zum Königshause der Tudors bekannten, aber vom Könige verstoßenen und in der Löweschen Ballade so schön besungenen Archibald Douglas (ca. 1487—1566). König Friedrich Wilhelm I. in Preußen (1688—1740), der Vater Friedrichs des Großen, heiratete bekanntlich seine Base Sophie Dorothea von Hannover (1687—1757), deren Vater, Kurfürst Georg Ludwig von Hannover (1660—1727), später als Georg I. König von Großbritannien, ein Bruder von des Königs Friedrich Wilhelm I. Mutter war. Dadurch wiederholen sich alle Vorfahren der Königin Sophie Charlotte hier in der Ahnentafel des Kaisers auch als Vorfahren Georgs I.; dessen Gattin Sophia Dorothea (1666—1726), Erbtochter des Hauses Braunschweig-Lüneburg-Celle, ist die arme „Prinzessin von Ahlden", die, eines Fluchtversuches mit einem Grafen Königsmarck beschuldigt, von ihrem hartherzigen Gatten in dem Schlosse zu Ahlden 32 Jahre lang gefangen gehalten wurde. Das tragische Geschick dieser unglücklichen Prinzessin war wohl hauptsächlich heraufbeschworen durch den Makel ihrer Geburt, über den man sich am hannoverschen Hofe nicht hinwegsetzen konnte. Aus politischen Gründen hatte Georg I. seine schöne Base, die reiche Allodialerbin des cellischen Hauses, geheiratet; sie galt ihm nicht ebenbürtig, da sie aus der Gewissensehe seines Oheims, des Herzogs Georg Wilhelm, mit einer schönen geistreichen Französin Eleonore Desmier d'Olbreuse (1639—1722) stammte. Diese hatte den Herzog am Hofe zu Kassel, wo er zu Besuch weilte, während sie als Hofdame mit einer fremden Fürstlichkeit dort war, kennengelernt und zu fesseln verstanden, die offizielle Vermählung fand aber erst lange nach der Geburt der Tochter statt, nachdem der Herzog für eventuell noch kommende Söhne auf die Thronfolge verzichtet hatte. Eleonore Desmier war aus einer alten Adelsfamilie in Poitou, ihre Ahnen waren aber zum Teil nicht adelig, sondern Bürger in den Städten Poitous. Sie wurden in früheren Ahnentafeln zumeist lückenhaft und falsch angegeben, sind aber neuer-

dings genauer erforscht, was Baron Maltzahn übrigens in seinem Werke nicht weiß. Durch diese Ahnfrau rollt in den Adern des Kaisers, sowie der meisten Fürstlichkeiten Europas auch französisches Bürgerblut, da Eleonore Desmier, trotzdem sie nur die einzige Tochter und nur zwei Enkelkinder, die obenerwähnte Sophie Dorothea von Preußen und Georg II., König von England hatte, fast als Ahnfrau sämtlicher regierender Häuser Europas bezeichnet werden kann[1]). In der Ahnentafel des Kaisers kommt sie noch an drei anderen Stellen und zwar auf den Wegen Preußen, Braunschweig-Wolfenbüttel, Weimar, Preußen; Preußen, Brandenburg-Schwedt, Württemberg, Rußland, Weimar, Preußen und Hannover-England, Preußen vor.

Die bisher aufgeführten Ahnen des Kaisers sind nur aus dem 32. Teil der Ahnentafel, dem Teile, den der Kaiser durch seinen Urahn Prinz August Wilhelm von Preußen mit Friedrich dem Großen gemeinsam hat, hervorgesucht. Naturgemäß wiederholen sich durch Verwandtenehen fast alle diese Personen an anderen Stellen der Ahnentafel. Wollten wir weiter zurückgreifen in die Generationen, die noch vor der zwölften liegen, so würden wir auf eine Menge weltgeschichtlich bekannter Personen stoßen. Unter anderen würde Karl der Große sehr häufig in der Ahnentafel des Kaisers vorkommen; auch der „Cid" ist auf urkundlich belegtem Wege als Ahnherr des Kaisers nachzuweisen. Unter den Heiligen, die die Ahnentafel des Kaisers zieren, nehmen die heilige Elisabeth, Landgräfin von Thüringen, und die heilige Hedwig einen hervorragenden Platz ein. Gekrönte Häupter aller möglichen Nationen, Jagjellonen, Przemysliden, Spanier, Franzosen, kleine italienische Herrscherhäuser, Ungarn, altrussische Herrengeschlechter, treten neben einfachen Landedelleuten, Patriziern aus Reichsstädten, kleineren Standesherren in bunter Reihe auf. Das kommt namentlich dadurch, daß die kleineren unbedeutenden standesherrlichen Familien keine allzu strengen Hausgesetze hatten, die ihnen Heiraten mit Frauen geringeren Standes verboten. Im großen ganzen ist es selten, daß auch die vornehmen Häuser diesem Beispiele folgten. In der Ahnentafel des Kaisers kommt die Heirat

[1]) Durch die Dolbreuse sind auch manche Bürgerliche mit dem Kaiser verwandt, z. B. die Kinder des Verfassers. Wirth.

des Prinzen Johann Ludwig von Anhalt-Zerbst (1656—1704) mit Christine Eleonore von Zeutsch (1666—1699) vor, deren Ahnen auch wieder den Genealogen Nüsse zu knacken geben; es waren dies die Großeltern der Kaiserin Katharina II. von Rußland (1729 bis 1796); sie lebten fast zur gleichen Zeit, als der alte Dessauer (1676—1747) seine schöne Apothekerstochter Annaliese Föse (1677 bis 1745), die Stammutter der jetzigen Herzöge von Anhalt, heimführte.

Die russischen Ahnen des Kaisers, die er durch die Mutter der alten Kaiserin Augusta, die Großherzogin Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar, hat, machen den Forschern überhaupt besondere Schmerzen. Erst vor wenigen Jahren ist es einem baltischen Forscher gelungen, festzustellen, daß die Gattin Peters des Großen, die spätere Kaiserin Katharina I. von Rußland (1682—1727), die ehemals Dienstmagd in dem Hause des Propsts Ernst Glück in Marienburg war und später von Stufe zu Stufe stieg, bis sie auf dem Kaiserthrone saß, eine Tochter des Regimentsquatiermeisters Johann Rabe (Skawronski — gest. 1684) und seiner Gattin Elisabeth geborenen Moritz aus Riga war. Diese Ahnen des Kaisers verschweigt freilich Baron Maltzahn in seinem Buche. Leider ist die Forschung über diese Ahnen des Kaisers noch nicht weiter gediehen, es würde sich sonst wahrscheinlich ergeben, daß der Kaiser auch von einer Anzahl deutscher oder deutsch-russischer Bürgerfamilien abstammt. Er hat diese Abstammung gemeinsam mit vielen jetzt regierenden Staatshäuptern! Von den weimarischen Ahnen, die der Kaiser durch seine Großmutter, die Kaiserin Augusta, eine geborene Herzogin von Sachsen-Weimar-Eisenach, hat, erregen noch besonderes Interesse die kunstsinnige Herzogin Anna Amalie, geborene Herzogin von Braunschweig (1739—1807), durch ihre Mutter eine Nichte Friedrichs des Großen, die durch Heranziehung der geistigen Größen der deutschen Nation das damals unbedeutende kleine Weimar zu einem geistigen Mittelpunkte Deutschlands gemacht hat, und ihr Sohn Großherzog Carl August (1757—1828), der Freund Goethes.

Praxis.

Zucht.

Ein Freund äußerte gelegentlich, man müsse unserem Volke dadurch aufhelfen, daß möglichst zahlreiche Skandinavierinnen geheiratet würden. Ich fürchte, zu ausgiebigen Verbindungen fehlt die Gelegenheit. Auch würde die Gesamtzahl der Däninnen, Schwedinnen und Norwegerinnen für die ungeheuer vielen deutschen Männer nicht ausreichen. Außerdem noch eine Kleinigkeit — wo blieben da all die deutschen Frauen, von denen ohnehin eine Million nicht unter die Haube kommt, und wo blieben, was uns freilich einerlei sein kann, die vielen Dänen, Schweden, und Norweger? Andere Verbesserer wollen die Rassenzucht dadurch heben, daß alle Juden getötet oder kastriert oder vertrieben werden. Das ist auch nicht ganz leicht zu machen. Dritte erblicken das Heil und die Zukunft der Rasse darin, daß die dunkeln Elemente Deutschlands, die in den Augen jener Propheten nicht nur von Haut und Haaren, sondern auch moralisch dunkel sind, möglichst zurückgedrängt und dafür die Blonden und Blauäugigen möglichst gefördert würden. Wie das freilich anzustellen, darüber ist nichts Verläßliches zu erfahren. Die meisten Rassenzuchttheoretiker begnügen sich denn auch damit, nach dem Muster Gobineaus den Verfall des reinen Blutes zu bejammern, ohne Gegenmittel zu empfehlen. Nur zwei Bewegungen haben in der jüngsten Zeit praktische Bedeutung gewonnen, eine Bewegung, die die colour line schärfer betont, die vor Verbindungen mit Farbigen warnt oder solche geradezu gesetzlich verbietet, und eine zweite, die den hygienischen Schutz des zu zeugenden Geschlechtes der Zukunft bezweckt. Der Schutz wird dadurch ausgeübt, daß Geisteskranken und Leuten, die sonst mit einem unheilbaren Übel belastet sind, die Zeugungs- oder Empfängnis-

möglichkeit versagt wird. Namentlich in Nordamerika haben schon mehrere Staaten des Westens Gesetze erlassen, kraft deren die Fortpflanzungsfähigkeit sogar von Staatswegen geraubt werden kann. So wurde — ich glaube, es war in Dakota, — eine bestimmte Verbrecherin gefragt, ob sie lebenslängliches Zuchthaus oder Sterilisation und Freilassung vorziehe? Gemäß seinem eigenen Wunsche wurde dann das Weib elektrisch sterilisiert, eine Vorgang, der kaum schmerzhaft sein soll. In einem anderen Staate — es war wohl in Kansas — wurde ein Gesetz eingebracht, demzufolge Neuzuvermählende sich von einem Arzt und einer Ärztin untersuchen lassen müßten. Ich weiß jedoch nicht, ob das Gesetz wirklich durchgedrungen ist.

Es liegt auf der Hand, und es ist denn auch schon sehr oft darauf hingewiesen worden, daß es ein Widersinn ist, bei Rindvieh- und Schafzucht mit größter Sorgfalt, bei Menschenzucht dagegen leichtfertig ins Blaue hinein zu verfahren. Jedermann weiß, daß häufig Menschenehen nicht nach Grundsätzen der Zucht, sondern nach solchen des Geldbeutels, gesellschaftlichen oder beruflichen Vorteils und noch aus anderen unsachlichen Erwägungen, geschlossen werden.

Jene beiden Bewegungen, die gegen die Farbigen und die gegen Entarteten, sind durchaus löblich. Immerhin wird es nicht ganz an Einwänden fehlen. Sind Schwächlinge Entartete? Sind sie auszumerzen? Prinz Eugen und Derfflinger, die großen Feldherrn, wären sicherlich von der spartanischen Kinderprüfungskommission im Taygetos ausgesetzt worden. Und ein anderer großer Feldherr, Narses, war gar ein Eunuch; ebenso der berühmteste chinesische Admiral (um 1410). Wie steht es ferner mit Zwergen? Diefenbach, der ein verschrobener Kopf, aber zweifellos einer unserer ersten Maler ist, ist der Sohn eines Verwachsenen. Ich kenne einen deutschen Zwergen von höchstens 1,35 m Höhe, der sechs allerliebste und kluge Kinder sein eigen nennt. Die schon im Märchen gerühmte Findigkeit, Klugheit und Kunstfertigkeit der Zwerge sollte eben doch nicht ganz verloren gehen. So kenne ich einen anderen Zwergen aus einem deutschen Alpenlande, der übrigens auch sechs, allerdings nicht sonderlich anmutige Kinder hat; das ist ein Männchen, das nicht weniger als sechs Handwerke versteht. Sollte man Toulouse-Lautrec und Queri wegen ihrer Gebrechen totschlagen? Überhaupt aber

ist der Mensch mit dem Tier nicht so ohne weiteres gleichzustellen. Schließlich kommt es beim Menschen doch nicht nur auf physische Eigenschaften an. Deshalb sind auch von vornherein sämtliche Nahrungsreformen der Naturfanatiker unrettbarer Unsinn. Wenn wir nicht mehr als das Tier zu leisten hätten, so könnten wir uns ja ganz leidlich, schlecht und recht, mit Pflanzenkost und kalter Küche begnügen — denn die folgerichtigen Vegetarianer kochen nicht, nehmen nur rohe Speisen zu sich und verdammen daher auch Tee, Kaffee und Schokolade, von Milch und Eiern natürlich gar nicht zu reden. Ich räume zwar ein, daß ich sehr intelligente Vollabstinenten, die nur Wasser tranken, kennen gelernt habe, wie den Präsidentenden von Stanford University, Jordan, und eine ganze Anzahl Vollvegetarianer, die zwar meist einen Sparren hatten, aber doch immerhin den ganzen Tag geistig arbeiteten. Das sind jedoch Ausnahmen. Für das praktische Leben, für den Durchschnitt wird man daran festhalten können, daß die so sehr gesteigerte Gehirntätigkeit des Menschen auch einer gesteigerten Nahrung bedarf, die von der „naturgemäßen" Verpflegung abweicht. Dabei kann es füglich unentschieden bleiben, ob der Mensch durch sein Zahnwerk ursprünglich zum Pflanzenesser oder Fleischesser, oder zu beidem vorausbestimmt war. Das Eine ist jedenfalls unumstritten, daß kein Tier — mit alleiniger Ausnahme derer, die sehr lange unter menschlichem Einfluß standen — Alkohol zu sich nimmt. Wir, an deren Nerven ganz andere Ansprüche gestellt werden, täten jedoch Unrecht, die von dem Schöpfer gespendeten Reizmittel: Wein, Tee, Kaffee und Kakao undankbar zu verschmähen. Ein jeder kann sehr leicht an sich selbst die Erfahrung machen, ob und wann er des Fleisches und anderer Reizmittel bedarf. Wenn einer den ganzen Tag in den Alpen herumklettert, oder vierzehn Stunden geritten ist, so fühlt er trotz der beträchtlichen Anstrengung keinen Hunger nach Fleisch, und er wird eine gute Milch einem alkoholhaltigen Getränke vorziehen. Nur wenn die Anstrengung übermäßig war, dann wird er nach Kolapastillen, nach Kaffee oder nach Alkohol greifen. Die oberbayrischen Holzhacker sind es gewöhnt, die ganze Woche draußen im Walde ohne Bier zu verbringen. Der Grund ist freilich oft der, daß sie am Samstag und Sonntag ihren ganzen Wochenlohn vertrinken und sonst vertun, und

so für die nächsten sechs Tage nur wenig Geld mehr übrig haben, und dies für Brot und Käse und vielleicht etwas Speck anlegen müssen. Das tut jedoch nichts zur Sache; ich will hier bloß beweisen, daß schwere körperliche Arbeit ohne Zufuhr von Alkohol und ohne erhebliche Menge von Fleisch geleistet werden kann. Das gleiche gilt von der Arbeit auf der Alm, von den Käsereien hoch über den Wohnstätten der Dörfler und Städter. Fleisch ist dort ein seltener Gast. Ebenso schafft der Bauer meist die ganze Woche ohne Fleischnahrung. Vielen geht es sogar besser von der Hand bei Pflanzennahrung. Bälz erzählt da eine lehrreiche Geschichte. Er glaubte seinen Rischka-Kulis ein Gutes anzutun, da sie einmal eine besonders lange Strecke zurückzulegen hatten, und sie ausnehmend zu kräftigen dadurch, daß er ihnen Fleisch spendete. Allein siehe da! nach einiger Zeit kamen die Kuli zu ihm und ersuchten, statt des Fleisches ihnen doch wieder Reis zu geben, da sie dann das Laufen besser ertrügen. Sobald dagegen jemand stark und lange geistig zu arbeiten hat, so wird er sehr bald die Erfahrung machen, daß er sich nach Fleisch und anderen Reizmitteln sehnt. Dazu kann auch Tabak gehören. Goethe hat allerdings den Tabak verabscheut und hat trotzdem ganz annehmbare Sachen geschrieben. Die Geschmäcker sind eben verschieden. Mark Twain berichtet, daß er einmal, durch irgend einen Apostel erweckt, sich des Rauchens enthielt. Nach anderthalb Jahren fiel ihm jedoch plötzlich ein, daß er während dieser ganzen langen Zeit keine Zeile verfaßt. Das war, bevor er sein Vermögen verlor, und wieder arbeiten mußte. Als die besagte Erkenntnis ihm aufgedämmert war, ging er stehenden Fußes hin, fischte sein Pfeifchen aus der Rumpelkammer auf und setzte es in Brand. Kaum hatte Mark Twain mit dem Rauchen begonnen, da strömten ihm die Gedanken wieder. Er setzte sich an den Tisch und begann sofort unaufhaltsam zu schreiben. Auch Bismarck war von seiner Pfeife unzertrennlich. Wenn daher Rassenhygieniker gegen jeden Gebrauch von Tabak und Alkohol wettern, so kann sich der Empiriker dem nicht anschließen.

Von Äschylus behaupteten seine Biographen schlankweg: *μεθύων τὰς τραγῳδίας ἔγραφεν*, wie denn überhaupt Dichter von jeher, auch im fernen und so nüchternen China, ein besonders inniges Ver-

hältnis zur Flasche pflegten. Ich weiß aber auch keinen einzigen großen Feldherren, der nicht getrunken hätte, freilich nach der Schlacht, und wenige der Neuzeit, die nicht geraucht hätten, und zwar nicht immer mit demselben Vorbehalt. Roberts enthielt sich vor der Schlacht von Tel el Kebir (dem großen Hügel) fast ganz des Rauchens, aber nach gewonnener Schlacht erledigte er gleich sechs schwere Zigarren auf einmal. Andererseits hat Moltke, wie aus mancherlei Geschichtchen bekannt ist, nicht einmal während der Schlacht, so bei der von Königgrätz, das Rauchen ausgesetzt. Dafür übrigens, daß heftiges Rauchen nicht daran hindert, sehr alt zu werden, braucht man bloß den verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern anzuführen, der tagtäglich zwölf schwere Glimmstengel verbrauchte und sogar mit der Zigarre im Munde einschlief. Ein Lakai hatte Auftrag, ihm in dem Augenblicke, da er zu schlafen beginne, die noch glühende Zigarre wegzunehmen, und wehe dem Diener, der es zu früh tat. Ich möchte sogar glauben, daß man im Altertum und Mittelalter nicht nur trank, sondern auch rauchte. Man wird dazu Hanf oder Mohn oder sonst irgend ein betäubendes Kraut verwandt haben. Vielleicht untersucht einmal ein Kulturhistoriker die Sache näher, wenn es nicht gar — ich weiß es nicht — darüber schon belehrende Abhandlungen gibt.

Wie man sieht, ist die Frage der Rassenhygiene nicht leicht zu entscheiden. Der eine raucht und trinkt, der andere nicht. Daß natürlich Übermaß von Übel, das wissen wir auch ohne Nahrungsreformer; das ist eine Wissenschaft, die wir an den Fußsohlen abgelaufen haben. Immerhin sind die Lehren gedachter Hygieniker nicht schlankweg zu verwerfen. Sehr beachtenswert in der Richtung ist, was Röse über die Zähne und ihre rassenhafte Bedeutung geschrieben hat. Wenn ein naturgemäßes Leben in der Art der Tiere wenig Anziehung ausüben kann, so ist andrerseits ein andauerndes Hausen in den Großstädten so naturwidrig wie möglich. „Der Mensch ist doch der Mensch eigentlich nur im Freien", so sprach Goethe und so handelte er und ebenso Bismarck, von dem der noch deutlichere Ausspruch herrührt: „Der Mensch fühlt sich erst richtig als Jäger". Der Schrei nach Gartenstädten, die Sehnsucht nach Licht und Luft, das gesteigerte Bedürfnis unserer Zeit nach Sport und Wandern ist durchaus berechtigt. Nur durch viel Wandern,

Radeln, Klettern, Schwimmen, Rodeln, Skien und Turnen, durch möglichst ausgiebigen Landaufenthalt kann das überaus notwendige Gegengewicht zu dem aufreibenden, zermürbenden Stadtleben geschaffen werden. Es ist das zugleich ein Beweis dafür, daß die Rasse selbst sich gegen die Lehre Gobineaus sträubt, daß sie gar keine Lust zeigt, zu erlöschen, daß sie nicht an den Rassentod glaubt. Sie bäumt sich auf gegen das blinde Schicksal. Sie fügt sich nicht dem einseitigen Spruche des Kismet.

Eine ganz andere Richtung haben in der Rassenzucht die eingeschlagen, die im Okzident wieder die Vielehe einführen wollen. Der mehr als sechzigjährige Hentschel will im Mitgart einen praktischen Versuch dazu machen. Ein Universitätsprofessor, Christian von Ehrenfels, dessen Worten man sein ernstes, ehrenhaftes Bestreben anmerkt, empfiehlt die Polygamie als einzigen Schutz gegen die drohende Überflutung durch die gelbe Rasse. In mancher Hinsicht würde die Vielheit der Frauen von Vorteil sein. In Marokko tadeln die Berberinnen einen Europäer aufs heftigste, wenn sie hören, daß er mehr als zwei Kinder von einer Frau habe, und beklagen die arme Frau aufs innigste. Bei ihnen, den Berberinnen, werde die Zweizahl nie überschritten. Wolle der Mann mehr Kinder haben, so müsse er sich gefälligst nach mehr Frauen umsehen. Der Standpunkt läßt sich verteidigen und leuchtet beinahe jeder Europäerin ein, die von den Erfahrungen in der Berberei hört. Wer weiterhin im Orient Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, wie die Vielehe sich praktisch gestaltet, der wird bezeugen, daß das System ganz zufriedenstellend wirkt. Neid und Klatsch kommt auch im Abendlande vor. Nur die Mängel des Haremslebens hervorzuheben, wäre durchaus einseitig. In Japan, wo bis vor kurzem die Vielehe noch gesetzlich war (beim Mikado ist sie es noch) und bei vielen Daimio und Samurai noch stillschweigend als rechtmäßig geduldet wird, bestand doch die Abtrennung des Harems nie. Reibungen zu begegnen, haben polygamische Länder zweierlei ersonnen. Sie lassen entweder die Frauen getrennt hausen; das braucht gar nicht besonders große Mittel zu erfordern; zum Beispiel bei den Negern, die sehr geringe Ansprüche an Wohnung stellen, können sich auch Ärmere den Luxus verschiedener Hütten, die rasch hergestellt sind, leisten. Oder aber, die jüngere Frau

muß der älteren oder den älteren unbedingt gehorchen; das fällt ihr nicht so schwer, weil sie von zartester Jugend an gewöhnt ist (ähnlich übrigens, wie bei vielen Schwestern in Norddeutschland), sich der älteren ohne weiteres zu fügen. Außerdem hat sie ja als Entgelt die Liebe des Mannes. Streit ist zwischen japanischen Gattinnen fast unbekannt.

Die politische Seite der Frage verdient ebenfalls aufmerksame Beachtung. Im Zeitalter des Nationalitätenhaders ist das wichtigste und das meist umstrittene die Seelenzahl. In jedem Jahresüberblick von den Sprachgrenzen oder sonst umfochtenen Gebieten wird ängstlich verrechnet, wie sich das Verhältnis etwa zwischen Italienern und Slaven in Dalmatien, zwischen Deutschen, Polen und Portugiesen in Brasilien, stelle, und wie es sich, ob zugunsten oder zuungunsten, in dem Berichtsjahre verschoben habe. In dieser aufgeregten Zeit gewaltiger Völkerverschiebungen mitten im Frieden, in der Zeit des Ostmarkenkampfes gegen die Polen, und des elsäßischen und lothringischen Kampfes gegen die Franzosen und Französierende, endlich vlamischen Ringens mit den Wallonen, kann es mit leisem Neide erfüllen, wenn wir aus afrikanischen Chroniken erfahren, daß ein einziger Araber von Berberfrauen 180 Kinder bekam, Kinder, die sämtlich die Sprache des Eroberers, des Vaters redeten, oder wenn wir hören, daß ganz geringe Haufen von Zulu weite Gebiete Südostafrikas, größer als ganz Deutschland, in zwei Generationen zuluisierten. Auf diese Weise wäre es leicht, im Nationalitätenstreite zu obsiegen; freilich wäre es eine zweischneidige Maßregel; es wäre ein Spiel, das beide Gegner verstünden. Sintemalen jedoch in dem Spiele Gelb gegen Weiß, wie Ehrenfels betont, nur die Gelben sich der Vielehe bedienen, so wäre das in der Tat ein erklecklicher Gewinn, wenn die Weißen mit dem gleichen Gegenzuge antworten könnten. Rein häuslich betrachtet, hätte die Vielehe ebenfalls gewisse Vorteile: während die eine Frau ausgeht, kann die andre Frau die Kinder hüten; während die eine Frau im Kindbett liegt, kann die andere sie pflegen.

Die Einwände, die man gegen die Polygamie im allgemeinen und gegen Mitgart im besonderen machen kann, sind wohl alle, und zwar zu unzähligen Malen schon gemacht worden und können als

bekannt vorausgesetzt werden. Hier soll nur eine Seite des Problems etwas genauer behandelt werden. Es scheint nämlich nicht, daß die Einehe auf die Dauer der Vielehe an Fruchtbarkeit nachsteht. Einzelfälle beweisen da wenig. Wenn man erwähnen wollte, daß Feth Ali, der Perserschah, den man den „zweiten Adam" nannte, an dreitausend zweihundert lebende Nachkommen, Kinder, Enkel und Urenkel, hinterließ, und daß die Türkensultane immer sehr viele Söhne und Töchter hatten, so könnte man dem entgegensetzen, daß der verstorbene Mikado trotz seiner zwölf oder vierzehn Frauen, soviel ich weiß, nur einen Sohn hatte, und daß in Marakesch ein reicher Mann lebt, dem seine siebzig Gattinnen kein einziges Kind schenkten.

Entscheidend kann hier nur eine Gesamtaufrechnung der Rassen sein. Da finden wir aber, daß die Weißen im Laufe der Jahrtausende den Gelben gegenüber bedeutend an Zahl gewonnen haben. Zur Zeit des Augustus hatte Europa, nach leidlich genauen Schätzungen, ungefähr 30 bis 35 Millionen Seelen. China beherbergte zur selben Zeit 60 bis 65 Millionen, mithin ganz Ostasien mit Japan vielleicht 80 oder 90 Millionen. Dergestalt war das Verhältnis von Europa zu Ostasien wie 1:2½ oder 1:3. Heutigen Tages besitzt Europa 455 Millionen Einwohner gegenüber beiläufig 540 Millionen Ostasiaten. Mithin ist Europa seit zwei Jahrtausenden um das 13 bis 15fache an Bevölkerung gewachsen, Ostasien nur um das 6fache. Dabei muß allerdings unberücksichtigt bleiben, inwieweit der Zuwachs Europas nicht durch Geburtenüberschuß, sondern durch Einwanderung entstanden sei.

Volksvermehrung und Geburtenrückgang.

Zur Zeit Christi betrug die Kopfzahl aller Menschen ungefähr 280 Millionen. Begreiflicherweise ist man dabei vielfach auf Schätzungen angewiesen; nur für das römische und das chinesische Imperium stehen die Zahlen annähernd fest. Die Zunahme der Bevölkerung hat gerade noch in den letzten hundert Jahren ein besonders rasches Tempo angeschlagen, und da wiederum in dem letzten Menschenalter geradezu auf ein presto furioso sich gesteigert. Das hängt einmal mit dem Aufhören der Kriege zusammen. Das mag verwunderlich klingen.

Denn es vergeht doch kein Jahr und häufig sogar kaum ein Monat, daß wir nicht von blutigen Kämpfen in der Zeitung lesen. Wenn man aber näher zusieht, so muß man erkennen, daß es sich doch ganz überwiegend um Kämpfe an der Peripherie, um Kolonialkriege handelt, durch die Leben und Wohlstand der Bevölkerung in den Hauptländern der Erde gar nicht berührt werden. Auch waren selbst bei den größeren Kriegen der Gegenwart die Verluste häufig nur sehr gering. Im Jahre 1894/95 verloren die Japaner in Korea und Mandschurei nur 960 Leute in der Schlacht und etwas über 3000 an Krankheiten. Die Einbuße der Amerikaner bei dem Kriege um Kuba war nur verschwindend klein. Selbst bei dem mehrjährigen Ringen in Südafrika haben die Engländer einen nicht größeren Abgang von Truppen durch Schlacht und Krankheit zu verzeichnen gehabt als höchstens 40000. Was wollen solche Ziffern besagen gegen die zwei Millionen Menschenleben, die die Napoleonischen Kriege gekostet haben, und die zwölf Millionen, die man dem Konto Dschingis-Khans zu Lasten schreibt? Während der langen Friedenszeit konnte die Wirtschaft eine hohe Blüte erreichen. Vor allem entwickelte sich die Industrie. Das wurde wiederum dadurch möglich, daß in der Gegenwart mehr Erze aus dem Boden der Erde erschürft wurden als zu irgendeiner Epoche der Weltgeschichte. Nehmen wir das Gold! Um das Jahr 1810 betrug die jährliche Ausbeute nicht mehr als 50 Millionen Mark. Im Jahre 1883 war sie auf annähernd 300 Millionen gestiegen. Im Jahre 1912 hat sie 1950 Millionen Mark, im Jahre darauf 2 Milliarden überschritten. Also noch in dem letzten Menschenalter eine fast siebenfache Zunahme! Nur natürlich, daß auf Grund so gewaltiger Mittel auch die Vermehrung des Menschengeschlechts viel rascher zunimmt als in irgendeiner früheren Zeit. Hierdurch aber wird wiederum etwas anderes bedingt, nämlich das Steigen der Preise. Der Überschuß der Bevölkerung wird heutzutage nicht mehr überwiegend auf neuem Ackerland untergebracht, sondern in der Industrie. Wer aber muß für die immer anwachsende Industriebevölkerung aufkommen, um ihr die nötige Nahrung zuzuführen? Die landwirtschaftliche Bevölkerung, die zum mindesten in Deutschland nicht nur nicht zu-, sondern sogar abgenommen hat, und die auch in Amerika seit zehn Jahren keine weitere Zunahme

erlebt hat. Die verfügbaren Räume, die bis jetzt noch dem Ackerbau und der Viehzucht freistanden, werden durch das siegreiche Vordringen der Fabriken fortwährend verringert und beengt. Wir haben also auf der einen Seite mehr Münder, die nach Nahrung schreien, und auf der anderen Seite weniger Arme, die imstande sind, jenes Nahrungsbedürfnis zu befriedigen. So kommt es, daß ganz naturgemäß die Preise für die Lebensmittel steigen, zumal infolge der ungeheueren Goldfunde die Kaufkraft des Geldes gesunken ist. Und nicht nur die Lebensmittel! Auch Holz, Kohle, auch Baumwolle und Kleidung aller Art hat jetzt höhere Preise zu verzeichnen als zuvor, in Ostasien wie in Europa und Amerika.

Der Vorgang ist keineswegs bloß schädlich, so peinlich er auch von der großen Masse der Konsumenten empfunden wird. Schließlich ist der Standpunkt der Produzenten auch ins Auge zu fassen. Die landwirtschaftliche Bevölkerung war in Gefahr, durch die Landflucht und Stadtsucht, durch die um sich greifende Industrialisierung der Gegenwart zerrieben zu werden. Nun aber erhalten die Landwirte viel bessere Preise für ihre Produkte. Sie werden dadurch in ihrer Lebenshaltung gehoben und kommen so in die Lage, sich besser gegen die Gefahren der Industrie zu wehren, sich in dem modernen Kampfe ums Dasein leichter zu behaupten. Des einen Tod, des anderen Brot. Die Schädigung der städtischen Konsumenten kommt den ländlichen Produzenten zugute. So gleicht sich beständig das Leben aus. Im übrigen wird durch höheren Gewinn der Landwirt in Stand gesetzt, seinen Betrieb zu verbessern und womöglich Maschinen einzuführen. Dadurch nützt er wiederum der Industrie.

Daß die vermehrten Möglichkeiten des Erwerbes, daß Handel und Industrie an der gewaltigen Zunahme der Menschheit schuld, ist unschwer zu belegen.

* * *

Die Bevölkerung des Deutschen Reiches, das schon nach Napoleon eine sehr lange Friedenszeit genoß, befindet sich in beständig gesteigertem Wachstum.

Auf dem jetzigen Reichsgebiet lebten
im Jahre 1820 . . . . . 26,3 Millionen
in dem Menschenalter bis 1850 vermehrte sich die Bevölkerung um . 9,1 „
auf 35,4 Millionen
in dem nächsten Menschenalter um etwa denselben absoluten Betrag, nämlich um . . . . . 9,8 „
auf 45,2 Millionen
im letzten Menschenalter dagegen um mehr als in den beiden vorhergehenden Menschenaltern zusammengenommen, nämlich um . . 19,7 „
auf 64,9 Millionen

In den 48 Jahren von 1816 bis 1864 wuchs die Bevölkerung von 24,8 auf 39,4 Millionen, also um 14,6 Millionen, in den 46 Jahren von 1864 bis 1910 dagegen um 25,4 Millionen. Mithin war das Wachstum weit schneller, seitdem die Industrie erstarkte und der Handel sich ausdehnte.

In den einzelnen Zählungsjahren seit der Reichsgründung zeigen sich folgende Ergebnisse:

Zählungsjahr	Einwohnerzahl Millionen	Zunahme in Millionen	Zählungsjahr	Einwohnerzahl Millionen	Zunahme in Millionen
1870	40,8	1,2	1895	52,3	2,9
1875	42,7	1,9	1900	56,4	4,1
1880	45,2	2,5	1905	60,6	4,3
1885	46,9	1,7	1910	64,9	4,3
1890	49,4	2,5	1913	67	

Während in den ersten Jahrzehnten die Schnelligkeit des Wachstums großen Schwankungen unterworfen ist, zeigt sich von 1890 bis 1905 von Jahrfünft zu Jahrfünft eine stärkere Zunahme; von 1905

bis 1910 wird dieser Hochstand behauptet: die Gesamtzunahme seit der Reichsgründung beträgt 24,1 Millionen = 59 Prozent, hiervon entfallen auf die Jahre 1870 bis 1890 8,6 Millionen, auf die Jahre 1890 bis 1910 dagegen 15,5 Millionen.

Die natürliche Bevölkerungsvermehrung stellt die Differenz der Geburten und Sterbefälle dar.

Im Deutschen Reiche gab es im Durchschnitt der letzten drei Jahrzehnte und in jedem der letzten 10 Jahre:

	Geborene		Gestorbene		Geburtenüberschuß	
	überhaupt	pro Tausend	überhaupt	pro Tausend	überhaupt	pro Tausend
1881/1890	1 798 778	38,2	1 247 470	26,5	551 308	11,7
1891/1900	1 964 108	37,4	1 233 843	23,5	760 265	13,9
1901/1910	2 061 482	33,9	1 195 144	19,7	866 338	14,3
1900	2 060 657	36,8	1 300 900	23,2	759 757	13,6
1901	2 097 838	36,9	1 240 014	21,8	857 824	15,1
1902	2 089 414	36,2	1 187 171	20,6	902 243	15,6
1903	2 046 206	34,9	1 234 033	21,1	812 173	13,9
1904	2 089 347	35,2	1 226 683	20,7	862 684	14,5
1905	2 048 453	34,0	1 255 614	20,8	792 839	13,2
1906	2 084 739	34,1	1 174 464	19,2	910 275	14,9
1907	2 060 973	33,2	1 178 349	19,0	882 624	14,2
1908	2 076 660	33,0	1 197 098	19,0	879 562	14,0
1909	2 038 357	31,9	1 154 296	18,1	884 061	13,8
1910	1 982 836	30,7	1 103 723	17,1	873 113	13,6

In dem dreißigjährigen Zeitraum von 1880 bis 1910 ist ein Sinken der Geburtenziffer, aber ein noch weiteres Sinken der Sterbeziffer eingetreten, so daß der Geburtenüberschuß erheblich gewachsen ist. Innerhalb des letzten Jahrzehntes dagegen ist der Rückgang der Geburtenziffer durch den Rückgang der Sterbeziffer nur gerade noch ausgeglichen worden, so daß der relative Geburtenüberschuß in den Jahren 1900 und 1910 genau der gleiche ist; infolge der gestiegenen Bevölkerungszahl ist freilich der absolute Geburtenüberschuß 1910 erheblich größer als 1900.

Zum Vergleich seien einige Zahlen aus anderen Großstaaten angeführt:

	Jahr	Geborene	Gestorbene	Geburtenüberschuß	Geburtenüberschuß
		pro Tausend			absolut
Deutschland	1909	31,9	18,1	13,8	884 061
Frankreich	1909	19,6	19,3	0,3	13 424
Italien	1909	32,4	21,4	11,0	377 263
Österreich-Ungarn	1909				544 602
Rußland	1907	48,0	29,5	13,5	1 968 705
Großbritannien und Irland .	1909	25,7	15,0	10,7	478 320

Besonders auffallend ist die Abnahme nicht der Eheschließungen, aber der Geburten in den Großstädten. In Berlin ist der Tausendsatz der Geburten auf ungefähr 20 gesunken (gegenüber 29 im Reiche). Es kamen dort Kinder zur Welt:

1909	1910	1911	1912	1913
47 700	46 000	44 000	44 000	42 492

Demnach ein nicht nur unaufhaltsames, sondern auch sehr schnelles Abwärtssteigen.

Zur Zeit Christi besaß Europa ungefähr 35, Asien 190, Afrika vielleicht 35, Amerika und Australien 20 Millionen Einwohner, zusammen höchstens 280 Millionen. Jetzt hat die Erde 1700 Millionen Menschen. Auf dem ganzen Globus also hat sich die Zahl des Menschengeschlechtes beiläufig versechsfacht. Die Hauptzunahme ist erst seit Napoleon erfolgt. Die Menge der Europäer hat sich seitdem mehr als verdoppelt, ebenso die Kopfzahl der Japaner. Die weiten Gefilde Nordamerikas haben gegenwärtig eine zwölffach, die Australiens eine vierzigfach größere Bevölkerung. Nur in wenigen Ländern: in Irland, in der Mandschurei, in Südwestafrika, in Island, am Kongo, ist durch Krieg, Epidemie oder besonders starke Auswanderung die Kopfzahl während der letzten Jahrzehnte zurückgegangen.

Es fragt sich nun: was mit dem Überschuß der Volkskraft machen, wie die Überzähligen ernähren? Drei Mittel bieten sich dar. Zunächst eine Verbesserung des Ackerbaues. Er kann erfolgreicher, einträglicher betrieben werden. Wüsteneien im Innern des Landes, Heide und Wälder können sich dem Ackerbau erschließen. Moore, deren z. B. Deutschland noch 400 Millionen Quadratmeter besitzt, können trockengelegt werden. Das zweite Auskunftsmittel ist die Auswanderung. Es wird noch immer benutzt, ist aber ein zweischneidiges Schwert. Es hat den peinlichen Nachteil, das Mutterland zu schwächen überall da, wo der Abstrom von Menschen nicht in die heimischen Kolonien gelenkt werden kann, sondern in das Ausland fließt. Daher sagte Caprivi: „Wir müssen entweder Menschen oder Waren exportieren!" und schloß, um die Industrie zu stärken, die Handelsverträge. So ist die Übervölkerung unmittelbar eine Ursache der Industrialisierung. In der Tat hat denn in Deutschland wenigstens und auch in England die Auswanderung merklich nachgelassen. Und die Folgen?

Malthus (schrieb 1798) hielt große Vermehrung für ein Unglück; andere haben dagegen richtig erkannt, daß die Volksvermehrung die Quelle der Herrschaft sei. Sagt doch schon die Bibel: „Seid fruchtbar und mehret euch, und herrschet über die Erde!" Gerade auch die, so sich als Herren fühlen, müssen darauf bedacht sein, sich von dem Pöbel hierin nicht den Rang ablaufen zu lassen. Zahl gegen Zahl! Victor Hugo entwickelte eine fast lächerliche Fruchtbarkeit. August der Starke hatte 356 Kinder; Feth Ali, der Perserschah, hatte an 3000, Mulai Ismail von Marokko (dem 1200 Kinder von 800 Frauen erblühten) gar 3200 lebende Nachkommen. So wird am erfolgreichsten das Übergewicht einer Nationalität begründet. Deshalb werden angelsächsische Schriftsteller, bei denen der imperialistische Instinkt am entwickelsten ist, nicht müde, das Wachstum ihres Volkstums zu preisen. Nicht selten freilich schießen sie dabei über das Ziel hinaus. Mit offensichtlicher Genugtuung schwelgen sie in grandiosen Zahlen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts haben sie des öfteren die künftige Bevölkerung Australiens oder der Union berechnet und für das Jahr 1950 eine Kopfzahl von 50 Millionen und 250 Millionen prophezeit. Wider Erwarten ist, bei sinkender Konjunktur, die Bevölkerung Australiens

zeitweilig sogar zurückgegangen und erreicht heute noch nicht 5 Millionen, während in den Vereinigten Staaten von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Hundertsatz der Vermehrung sinkt. Im ganzen von 35 auf 20 1/2 vom Hundert. Dabei nimmt die Flut der Einwanderung nicht ab, im Gegenteil: sie hat 1904 den Pegel der Million überschritten und 1912 sogar 5/4 Million erreicht; aber die Kraft der einheimischen Familien sinkt. In 45 Häusern der Fifth Avenue von New York fand eine Kommission nur 17 Kinder. Roosevelt hat sich denn auch scharf gegen die Gebärunwilligkeit der Yankeefrauen ausgesprochen, hat sie für den Beginn von Verderb und Verfall erklärt. Ein Herrenvolk müsse vor allem zahlreich sein!

Von den Bevölkerungen der Weltstaaten haben Russen und Angelsachsen die besten Aussichten auf weitere Vermehrung. Die Möglichkeiten der Industrie können durch schlechte Konjunktur verringert, Auswanderung kann durch Abwehrmaßregeln seitens überseeischer Regierungen, wie der australischen, erschwert werden. Dagegen braucht so lange keine Nahrungssorge für den Überschuß von Geburten zu bestehen, solange eigenes Neuland zum Roden, zum Bebauen vorhanden ist. Nun haben die Russen noch ungeheure verfügbare Flächen guten Landes in Sibirien und Turkestan, die Briten in Kanada. Dagegen bieten sich den andern keineswegs mehr unbeschränkte Möglichkeiten. Selbst die Union ist jetzt aufgeteilt und in allen Strichen besiedelt, wenn auch natürlich noch viel Raum da ist. Am schlimmsten sind Deutsche, Japaner und Franzosen dran; sie wissen schlechterdings nicht, wohin mit neuen Bauern. Wissen auch kaum mehr, wohin mit ihren Gelehrten, Kaufleuten, Ingenieuren und Handwerkern. Ihnen bleibt häufig nur die Auswanderung . . .

Ein großartiges Phänomen, diese Völkerwanderung der Neuzeit! Die Vandalen waren 80 000 Mann stark. In der Mitte des 18. Jahrhunderts erregte ein Mongolenstamm Aufsehen, der, 60 000 Köpfe zählend, von der Wolga nach dem Ili zog. Jetzt verlassen alljährlich 1 3/4 Millionen Männer, Frauen und Kinder Europa, um das Weltmeer oder den Ural zu überschreiten. Und auch Asien ist in Bewegung. Man darf z. B. acht Millionen Chinesen (mit Formosa) rechnen, die außerhalb der Reichsgrenzen wohnen. Man spricht von der Inderplage in Ostafrika und Natal.

Der Überschuß der Geburten stärkt die Staaten, wo er im Lande bleibt; er schwächt die im Gegenteil, die ihn zwar ausstatten und erziehen, dann aber nicht halten, sondern an das Ausland abliefern. Alljährlich gehen letzthin 600 000 Russen nach Sibirien. Die slavische Macht im Osten wird dadurch fortwährend fester. Alljährlich gibt Italien Hunderttausende seiner Kinder an Argentinien, Brasilien, die Union und Nordafrika ab und bereichert dadurch fremde Staaten. Deutschland hat gut sechs Millionen seiner Söhne und Töchter allein an die Union verloren. Der Abfluß ist seit einem Jahrzehnt bedeutend kleiner geworden — nicht viel über jährlich 25 000 im Durchschnitte — allein jetzt, da die Erwerbsmöglichkeiten daheim neuerdings ungünstiger werden, mag sehr wohl unsere Auswanderung wieder anschwellen.

Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr. Das ist in der Tat das Urproblem des Lebens. Es ist auch die Quintessenz der Volkswirtschaft. In Frankreich hat man zu der Tätigkeit, die Wilhelm Busch an erster Stelle erwähnt, ganz besondere Neigung, zu der zweiten Übung dagegen eine verschwindend geringe. Die Folge davon? Frankreich geht im Kreise der Völker zurück. So gibt der Gegensatz zwischen Werden und Sein, den der große Humorist trotz einem Fichte und Hegel aufs schärfste erkannt und formuliert hat, den Schlüssel zu der politischen Gesamtlage bei unseren Nachbarn. Rothschild äußerte, es sei leichter, ein gewaltiges Vermögen zu erwerben als zu bewahren. Daß es leichter sei, Kinder zu bekommen als sie aufzuziehen, merken vor allem die Ägypterinnen. Die Geburt vollzieht sich bei ihnen mit der größten Leichtigkeit, aber es gibt Distrikte am Nil, wo von der durchschnittlichen Kinderzahl einer Familie, nämlich von 15, vor Ablauf des ersten Lebensjahres nicht weniger als 10 sterben. Da jedoch, wo die Hygiene hoch, ja raffiniert entwickelt ist, bei den Amerikanerinnen, hat sich zugleich infolge von Vergnügungssucht, Emanzipation, Scheu vor Unannehmlichkeiten jeder Art, nicht zuletzt wegen des Dienstbotenelendes eine auffallende Abneigung vor Kinderreichtum entfaltet.

In den letzten Jahren haben verschiedene wichtige Volkszählungen stattgefunden. Die voraufgehenden waren zum Teil schon vor 5, zum Teil sogar vor 10 Jahren. Rußland, Nordamerika, Österreich, Deutsch-

land haben lehrreiche Zahlen geliefert. Enttäuscht ist Amerika gewesen, das nur alle Dezennien die Häupter seiner Lieben überblickt. Die Yankees haben ja in Zahlendingen den riesigsten Ehrgeiz. Namentlich sind sie sehr erpicht darauf, daß ihre Volksmenge stärker steige als bei allen anderen Nationen. Natürlich! So kommen sie der Erfüllung ihrer Sehnsucht, ihrem Anspruch an das Geschick, das größte Volk der Erde zu sein, immer näher. Begreiflicherweise wurmt es sie dann ungemein, wenn die herrlichen Prophezeiungen von „unparalleled increase" durch den Erfolg Lügen gestraft werden. Es ist sogar tatsächlich vorgekommen, daß ein Einwanderungsinspektor deshalb seines Amtes entsetzt wurde, weil die Ziffern der Europamüden den Erwartungen nicht entsprachen. Wo aber sollte der Inspektor die fehlende halbe Million herschaffen und nicht stehlen? So wurden auch für den letzten Zensus, der im November 1910 abgehalten wurde, 95 Millionen erhofft. In meiner „Weltgeschichte der Gegenwart", die kurz vorher erschien, hatte ich bloß 92 Millionen als die wahrscheinlichere Ziffer vorausgesagt: die Wirklichkeit förderte 92 1/4 Millionen zutage. Das hat zwei Ursachen. Die eine davon ist in der berührten Gebärunwilligkeit der Weiber zu suchen, die andere in der sehr beträchtlichen Rückwanderung, die infolge des Krachs von 1907 eintrat. In dem einzigen Jahre, das auf den Krach folgte, sind 560000 Leute zurückgewandert.

In Deutschland hat die Zählung ungefähr das gebracht, was man sich so schon dachte. Dagegen hat sie in Rußland durch einen gewaltigen Überschuß überrascht. Man stelle sich vor: 160 Millionen 1910 gegen nur 127 Millionen im Jahre 1897! Und Krieg und Revolution und Auswanderung und Epidemien? Ja, die haben alle nichts gegen die Naturgewalt des russischen Vermehrungseifers genützt. Man hat schon öfters die Beobachtung gemacht, daß in Kriegszeiten, wo eben der Lebenstrieb am jähesten sich aufbäumt, die Geburten zunehmen. Ich möchte indes noch einen anderen Grund hier ins Gefecht führen, das ist die bummelige Art, mit der 1897 die Zählung ausgeführt wurde. Vermutlich spielte Drückebergerei, Angst vor Steuern und Bequemlichkeit der zu Zählenden mit. Auch gab es tatsächlich ganze zusammenhängende Niederlassungen in Sibirien, die erst jüngst von der Regierung überhaupt entdeckt wurden. Auf eigene Tatkraft vertrauend, hatten so

manche Russen und Deutsche den Ural überschritten, ohne den Behörden etwas zu sagen, hatten sich geräuschlos ein hübsches Land ausgesucht und dort in aller Behaglichkeit niedergelassen. Glückliche Menschen, die weder Einkommen- noch Reichszuwachssteuer zu zahlen hatten, und die von keiner Polizeiverordnung geplagt waren. Um also die Schnelligkeit der Vermehrung im Zarenstaate herauszufinden, darf man nicht so ohne weiteres die Angaben der beiden letzten Zählungen einander gegenüberstellen. Infolgedessen kann auch kein zuverlässiger Hundertsatz der Volkszunahme verrechnet werden. Eine jüngste Mitteilung, deren Grundlagen ich nicht kenne, von seiten des statistischen Amtes in Petersburg behauptet inzwischen, daß in den letzten 5 Jahren die Bevölkerung des russischen Reiches um 1,7 Prozent im Jahre gestiegen sei. Möglich. Dieses Tempo angenommen, müßten wir jetzt dem Zarenreiche 171 Millionen Seelen zubilligen.

Über die Bevölkerungsbewegung in Deutschland sind wir leidlich[1]) unterrichtet. Sie zeigt, daß seit Jahrzehnten die Geburtenziffer bei uns unaufhaltsam sinkt. Es entfielen nämlich auf 1000 Einwohner

Geburten:

1876	1881	1891	1901	1905	1907	1908	1909	1910	1912
42,63	38,50	38,25	36,89	34,00	33,20	32,97	31,91	30,7	29

In einem Menschenalter haben wir demnach einen Rückgang der Geburten um ein Drittel. Das ist eine bedenkliche, das ist schon eine katastrophale Erscheinung. Auch kann uns da wenig trösten, wenn die Häufigkeit der Todesfälle ebenfalls nachgelassen hat; denn auch durch die hygienischste Hygiene und durch die diätetischste Diät kann man den Tod zwar aufhalten, aber doch bis jetzt nicht ganz aus der Welt schaffen, geschweige denn, daß man dadurch Millionen aus der Erde stampfen könnte. Man erreicht da schließlich einen Punkt, über den man nur ebenso schwer hinauskommt, wie das heutige Rennpferd über den Zweiminutenrekord. Auch das schnellste Roß kann die englische Meile nicht in null Sekunden durchfliegen, und den Rekord bloß um

[1]) Ganz gleich sind die Angaben durchaus nicht. Obige (S. 170), die ich der Schrift „Deutschland, sei wach!" entnahm, weichen ab.

eine halbe Sekunde zu drücken, ist ganz unmenschlich oder ganz unpferdlich schwer. Ähnlich ist in der heutigen Welt die Abwehr gegen Krankheiten und die Ausschaltung der Gefahr in jeder Gestalt soweit gediehen, daß der Rekord des Sterbens nicht gut noch viel weiter gedrückt werden kann.

Ich setze hier nur zwei Daten her. Von 29,32 auf tausend im Jahre 1876 ist die Sterblichkeit bei uns auf 18,07 gesunken. Man wird keineswegs erwarten, daß im gleichen Schritte auch in Zukunft das Sinken noch fortgehen werde. Dagegen sind dem Fallen der Geburtenziffer sozusagen keine Schranken gesetzt. In Frankreich ist schon in manchem Jahre eine tatsächliche Abnahme der Bevölkerung eingetreten; nur kam sie nicht recht zum Bewußtsein, da durch den Zustrom und die Französierung von Fremden der Mangel an eigener Zeugungskraft mehr oder weniger wettgemacht wurde.

Eigentlich hätte ich nicht sagen sollen „Zeugungskraft". Denn daß die Franzosen es auch heute noch auf eine größere Zahl von Kindern bringen können, das zeigen sie in den Kolonien, wo eben noch die Möglichkeiten zum Fortkommen besser sind. Die Beschränkung der Kinderzahl erklärt sich ökonomisch, wenn man will; moralisch oder unmoralisch, aber nicht physisch.

Ehe ich weitergehe, möchte ich auf die recht beträchtlichen und meist gar nicht geahnten Steine hinweisen, die dem Statistiker in den Weg geworfen werden. Ein Laie meint vielleicht, in unserer rechnenden, registrierenden, wissenschaftlichen Zeit sei nichts einfacher, als zuverlässige Angaben über alle nur denkbaren Formen der Bevölkerungsbewegung zu erlangen. Weit gefehlt! Die Statistik liegt im Gegenteil nur zu oft im argen. Ich will nicht davon reden, daß die Russen keinen greifbaren Anhalt für die Bestimmung ihres nationalen Bestandes, ihres Volkstums besitzen, daß bei der Berechnung oder vielmehr Schätzung des russischen Volkstums die Meinungen um volle 20 Millionen schwanken, nein! Auch bei wohlgeordneter Verwaltung und systematischer Aufzeichnung, wie in den Vereinigten Staaten von Amerika, herrscht mitunter ein betrübender Wirrwarr. Noch ist darüber kein Gewohnheitsrecht entstanden, wer eigentlich als Einwanderer zu betrachten sei, ob nicht auch Passagiere der zweiten Klasse usw. Am peinlichsten wirkt jedoch,

daß die Rückwanderer in der amtlichen Statistik überhaupt keine Berücksichtigung finden. Nur durch freiwillige Äußerungen von Reedereien kann gelegentlich ein Aufschluß gewonnen werden. Daß ein solcher von ausschlaggebender Bedeutung sei, ist klar: Nur wenn ich die Menge der Rückwanderer kenne, und dadurch, indem ich sie von der Menge der Einwanderer abzähle, in die Lage gesetzt werde, die einheimische Vermehrung genau festzulegen, kann ich den einheimischen Geburtenkoeffizienten bestimmen. Beispielsweise wird für das letzte Jahrzehnt eine italienische Angabe von Nutzen sein. Die Italiener kümmern sich viel mehr um ihre Brüder in der Fremde als wir. Sie führen deshalb auch genauer Buch über deren Ab- und Zustrom. So haben sie denn herausgebracht, daß in sieben Jahren allein von Amerika über 1,3 Millionen Italiener nach der Heimat zurückgekommen sind. Wie viele von dieser gewaltigen Menge auf den Rückstrom aus den Vereinigten Staaten entfallen, ist leider nicht gesagt. Man wird jedoch, angesichts jenes Weltkrachs, der in Nordamerika besonders heftig auftrat, annehmen dürfen, daß wohl zwei Drittel auf die Nordamerika-Müden entfielen. Mit zwei Millionen ist die Gesamtzahl der Rückwanderer aus der Union während des verflossenen Jahrzehntes wohl nicht zu hoch angesetzt. Ganz gewöhnlich begeben sich nämlich auch englische und schottische Arbeiter nach Pennsylvanien oder Massachusetts, wenn dort die Löhne und überhaupt die Wirtschaftslage günstig erscheint, und fahren dann, häufig noch im selben Jahre, wenn ihr Beutel einigermaßen gefüllt, nach Großbritannien zurück. In der jüngsten Zeit handelt es sich eben vielfach nicht mehr um das, was die Engländer eine „bona fide"-Auswanderung nennen, sondern handelt es sich lediglich um eine zeitweilige Verschiebung des Schauplatzes der wirtschaftlichen Tätigkeit. Bei den Italienern kann man geradezu sagen, daß alle, auch die dauernd jenseits des Ozeans Verbliebenen, wenigstens die in dem großen angelsächsischen Freistaate, doch in der Hauptsache nach Italien gravitieren. Nicht weniger als eine halbe Milliarde Lire wird alljährlich von den Italienern der Union an die Angehörigen in der Heimat übersandt.

Vergleicht man nun die europäischen Prozentsätze, so findet man eine Volksvermehrung in Rußland von 1,7 Prozent im Jahre, Nor-

wegen, Niederlanden und Deutschland von 1,5, Schottland 1,25, Nordamerika 1,2, England, Österreich, Schweden und Italien 1,17, Belgien 1,1, Ungarn 1,08, Schweiz 1,06, Irland 0,5, Frankreich 0,13.

Zum Geburtenrückgang schreibt Seefried Gulgowski:[1]) „In unserem landwirtschaftlichen Osten ist von einem Geburtenrückgang noch wenig zu spüren. Vier bis acht Kinder in einer Familie sind keine Seltenheit. Der Osten ist also bis dahin nicht nur die Korn-, sondern auch die ‚Kinderkammer'. In keiner Gegend werden aber die Geburten verhältnismäßig mit so hohen ‚indirekten' Steuern belastet wie gerade im Osten. Der Kulturmensch kann sich kaum einen Begriff von den primitiven Verhältnissen machen, die hier vielfach noch auf dem Lande herrschen. Es sind gewiß jetzt überall staatlich geprüfte Hebammen angestellt. Die Bezirke sind aber meist so groß, daß der Zweck zum Teil verfehlt wird. Die privaten Geburtshelferinnen, die es noch in jedem Dorfe gibt, werden mehr, als vom gesundheitlichen Standpunkt wünschenswert ist, in Anspruch genommen. Sie machen sich in jedem Falle strafbar, werden auch meist gerichtlich zur Verantwortung gezogen, aber trotzdem kommen immer wieder und wieder Übertretungen vor.

Der Bezirk der Hebamme umfaßt einen Umkreis von acht bis zehn Kilometern. Die an der Peripherie Wohnenden kommen gar oft in arge Verlegenheit, da die Geburten sich nicht nach der Reihe anordnen lassen und die Hebamme an zwei Stellen zugleich nicht sein kann. Die einfachen Dorfleute suchen sich alsdann selbst zu helfen. Aber geradezu trostlos ist es für die auf den einsamen Dörfern wohnenden Beamtenfamilien, Lehrer, Förster, Postboten usw., zumal der Arzt in der zwei bis drei Meilen entfernten Kreisstadt wohnt.

Nun zu der Kostenfrage. Es ist hier noch Tatsache, daß gerade die ärmsten Leute die meisten Kinder haben.

Die Landarbeiter, Häusler, auch Kleinbauern zahlen meist keine Einkommensteuer, sind vielmehr mit dem niedrigsten Steuersatz von 60 Pf. bis 2,40 Mk. fingierter Steuer eingeschätzt. Man kann sich

[1]) Tag, 28. V. 1913.

also ungefähr einen Begriff von ihrem Reichtum machen. Die Kosten einer Geburt belaufen sich hier unter normalen Umständen — wenn also der Arzt nicht zugezogen werden zu braucht — etwa wie folgt: Fuhrwerk nach der Hebamme bei 8 bis 10 Kilometer Entfernung, Hin- und Rückfahrt 8 Mk., Honorar für die Hebamme durchschnittlich 10 Mk. bis 15 Mk. Meist wird es aber höher, wenn es Nachtzeit ist, oder sie lange warten muß. — Taufgeld 1,40 Mk., Fuhrwerk nach der Kirche, 1 bis $1\frac{1}{2}$ Meilen, 5 Mk., sonstige Unkosten, Bewirtung der Paten usw. 10 Mk. Das ist eine Ausgabe von 34 Mk. bis 39 Mk., die den kindergesegneten Vater etwa jedes zweite Jahr erwartet. Muß aber nur in einem Falle der Arzt zugezogen werden, so erhöht sich der Betrag je nach der Entfernung und der geleisteten Dienste um 30 bis 60 Mk.

Diese kurze Zusammenstellung zeigt zur Genüge, wie enorm der Kindersegen indirekt besteuert wird. Je aufgeklärter und geistig entwickelter das Volk wird, desto mehr beginnt es die Belastung zu empfinden. Man sollte über eine Besserung der Verhältnisse nicht erst nachdenken, wenn wir auch hier beim Zweikindersystem angelangt sind, sondern frühzeitig Abhilfe schaffen.

Vor allem müßten: 1. das Taufgeld abgelöst sein; 2. die Zahl der Hebammen vergrößert und staatlich so besoldet werden, daß sie bei armen, kinderreichen Leuten unentgeltlich Geburtshilfe zu leisten verpflichtet wären; 3. in jedem Dorfe, das über drei Kilometer von dem Orte der Hebamme entfernt liegt, eine geeignete ortsangesessene Frau mit den einfachsten Hilfeleistungen vertraut gemacht werden, um bis zur Ankunft der Hebamme erforderlichenfalls Hilfe bringen zu können; 4. bei Leuten mit weniger als 900 Mk. Jahreseinkommen, auch in selbständigen kleinbürgerlichen Betrieben, die einer Versicherungspflicht nicht unterliegen, die ärztliche Hilfe kostenlos sein. Das wäre auch ein sicheres Mittel, um mit dem Vorurteil, das auf dem Lande noch vielfach gegen die Ärzte herrscht, allmählich aufzuräumen. Bei ansteckenden Krankheiten, die das menschliche Leben bedrohen, ist der Kreisarzt zu unentgeltlichen Maßregeln verpflichtet. Ja sogar bei Maul- und Klauenseuche hat der Viehbesitzer den Kreistierarzt kostenlos zur Verfügung.

Aber dem Geburtenrückgang sieht man nur ‚mit Besorgnis entgegen', sucht ihn statistisch nachzuweisen, seine unheilvollen Folgen für den Staat zu begründen und sich mit den Tatsachen — abzufinden."

Wirtschaftliche Fragen, insbesondere auch Steuern, haben in der Tat gar mancherlei mit der Abnahme des Kindersegens zu tun. In Bayern hat jemand, der drei oder mehr Kinder besitzt, solange Anspruch auf Verminderung, auf einen Nachlaß an Steuern, solange sein Einkommen nicht fünftausend Mark übersteigt. Nun aber fängt die Möglichkeit, mehreren Kindern eine höhere Erziehung angedeihen zu lassen, erst an, wenigstens in einer größeren Stadt, falls er mehr als fünftausend Mark im Jahre verdient. Infolgedessen wirkt diese Art der Besteuerung unmittelbar segenverhindernd, wirkt proletarisierend, treibt die höheren Stände nach unten. Ähnlich wie die andere, eigentumsfeindliche Steuer in Bayern, kraft deren jeder Grund- und Hausbesitzer zweieinhalbmal soviel an Steuern zu zahlen hat, wie Leute, die zur Miete wohnen. A man who does not live in his own house, is a tramp, sagt der Amerikaner.

Zum Geburtenrückgang trägt auch der Feminismus bei. Dieser ist eine Begleiterscheinung des Pazifismus (und ebenso des Antialkoholismus, den manche Arierschwärmer loben). Die Entwöhnung des Mannes vom Krug läßt die Frau stärker werden. Der Feminismus fordert Zulassung der Frau zu Manneswerken. Er fordert ferner Abstinenz, geschlechtliche „purity",[1]) und wirkt so für den Geburtenrückgang.

---

[1]) Ein Akademiker schreibt mir dazu:

„Irgendwelche Gefahren würde die Erfüllung des wahrlich nicht unberechtigten Verlangens nach purity des Jünglings vor der Ehe keineswegs nach sich ziehen". Ob man eine blasse Vorstellung hat von der Tragweite dieses monströsen Ausspruchs, womit uns immer so gerne aufgewartet wird gerade von solchen Leuten, die ihr Leben lang Kompromisse geschlossen haben?

Um wieviel länger muß ein Mann auf die Ehe warten als im allgemeinen das Mädchen! Im großen und ganzen ist doch bei einem Mädchen mit 26 bis 28 Jahren die Kampagne entschieden! Aber bei wie vielen Männern fängt dann erst recht die hübsche runde Wartezeit an! Und sind das etwa die schlechtesten Männer, die so lange warten müssen? Sind das nicht die besten und fortgeschrittensten, die gebildetsten, denen ein langwieriges Studium und besonders lange Ausbildungszeit zugemutet wird? Und wenn eine Besserung sexueller

Gewohnheiten eintritt, so sollte man sie doch gerade bei den Fortgeschrittensten, also den Männern mit der langen Wartezeit, zuerst erwarten. Vielleicht sagt man: „Je größer das Verlangen nach Heirat, desto mehr wird der Mann sich rühren, desto eher also zum Ziel gelangen. Er wird um so mehr leisten". Alles bis zu einem gewissen Punkte, ja! Aber jeder weiß, daß es in der Mehrzahl unserer heutigen, staatlich geregelten Berufe keine nennenswerte Abkürzung gibt und geben kann.

Eine zu intensiv betriebene, besonders geistige, Berufsarbeit ist überdies geeignet, den Mann feminin zu machen, die rezeptive Seite seines Charakters zur Hypertrophie zu bringen, das Streben nach der Frau in langer Wartezeit zu verdumpfen, und ohne es zum Verschwinden zu bringen, ungesund zu machen, notabene, wenn der Mann wirklich „rein" bleibt. Gestattet er sich von Zeit zu Zeit irgendwelche natürliche oder auch abnorme Freiheiten, so bleibt er im Gleichgewicht und scheint mir nachher besonders geeignet, solche Forderungen aufzustellen wie Herr B. Nie wird, so glaube ich, ein Mann das verlangen, der am eigenen Leibe die maßlose Strenge dieser Forderung in jahrelanger absoluter „Reinheit" hat erdulden müssen. Wenn er gesund ist, und nicht etwa ein Genie, das von einer einzigen Flamme erleuchtet und verzehrt wird, so daß für nichts anderes Raum bleibt, dann muß er zugrunde gehen, dann ist ihm der geistige, seelische und leibliche Tod gewiß und der zuletzt genannte eine Erlösung. Nicht umsonst hat „lieben" und „leben" denselben Stamm.

Dann aber: Viele Männer und, wie ich glaube, nicht die schlechtesten, leisten sehr bald auch geistig und beruflich nichts mehr, wenn sie in der Liebe zu lange fasten müssen. Und sehen mit Verzweiflung, wie das, worin sie einen Entgelt für ihre Abstinenz zu finden suchten, ihre Taten und Leistungen, immer schwächlicher und kraftloser werden. Wie sie, anstatt ihrem Ziel näher zu kommen, immer weiter abtreiben, besten Falles in genau gleicher Entfernung davon bleiben. Wirklich, sie scheint so unmöglich und unnatürlich, die „purity" vor der Ehe, daß ich allein aus diesem Grunde zu behaupten wage: Nehmet eine völlig reine, edle und natürlich fühlende Frau: sie wird das vom Manne nicht verlangen.

Und wie steht der „reine" Jüngling vor der Frau und gerade vor der, die er liebt! Ein Schauspiel für Götter! Unfähig, sein Ideal zu erringen, zitternd und bebend, hilflos und verschmachtend in seinem Liebeswahnsinn. Denn dazu wächst sich nur zu bald die Liebe des „reinen" wie erlösten Jünglings aus. Machtlos ist er in die Hand des Mädchens gegeben, auf das er gewiß keinen kraftvollen und männlich imponierenden Eindruck machen kann. Und sie, die Donna? La donna è mobile und zumal, wenn ein fremdes Schicksal so völlig in ihre Hand gegeben ist, wenn sie sich im sicheren Besitz und überlegener Stellung fühlt. Erst leise, dann offene Abkehr ist nur zu leicht die Folge; sogar wenn „sie" „ihn" lieben sollte. Aber eine solche Liebe kommt schwerlich zustande.

Und wenn nun der „reine" Jüngling seine Kräfte und nicht zuletzt seine Zeugungskraft schwinden fühlt infolge der langen Reinheit? Soll er sich genügen lassen an dem „ethischen Werte" seines Verhaltens, an dem Bewußtsein, das „gesamte sittliche Empfinden der Männerwelt" und „das ganze Verhältnis der Geschlechter zueinander unendlich zu veredeln"?

Wie anders das Mädchen. Es hat seine Entschuldigung. Es wartet, wie die Natur es ihm auferlegt. Es trägt nicht die Verantwortlichkeit der Initiative, bleibt also frei von Unterlassungssünden. Für den Mann aber gibt es diesen Begriff. Nie ist die Fortpflanzungsfähigkeit der Frau ernstlich gefährdet. Das lehrt die Medizin. Aber der Mann, die Quelle des Lebens, wie soll er sich vor sich selbst entschuldigen, wenn er seine Kräfte schwinden fühlt! (Denn wirklich „reine" Jünglinge welken hin. Das leugnen nur Leute, die es nie gewesen sind. Sogar die Natur vergißt ihre natürliche Aushilfe mit der Zeit bei abstinenten und absolut lasterfrei lebenden Männern. Denn um so zu leben, dazu gehört strengste Zügelung der Phantasie, die sogar schließlich den Traum beeinflußt.) Soll also der Mann ruhig zusehen seinem Untergange, vielleicht im Hinblick auf seine Zukünftige? Ja, die wird immer zukünftig bleiben!

Warum bleibt ferner ein Mädchen rein und treu? Es verläßt sich auf die Treue des Mannes und baut dabei auf einen nicht ganz so lockeren Boden wie der Mann, der auf weibliche Treue hofft. Denn eine vorteilhafte Partie macht noch allemale auf ein Mädchen, die ihr ganzes Heil auf die Heirat zu setzen gewohnt ist, einen bestimmenderen Eindruck als auf den Mann, obschon Geld- oder Mitgiftjäger oder -jägerinnen auf beiden Seiten zu finden sind. Auch die Sitte gestattet ja einem Mädchen viel eher den Rücktritt von einer Verlobung. Beim Manne ist es schon ehrenrührig, ohne die allertriftigste Entschuldigung das Verlöbnis aufzuheben. Also: Bessere Aussicht für den Lohn ihrer Reinheit und Treue bei dem Mädchen — denn sie rechnen mit einem beständigeren Geschlecht — und dazu kürzere Probezeit. Wenn der Mann vom Mädchen Reinheit fordert, so macht er andererseits auch die größten Anstrengungen, um ihm eine möglichst frühzeitige Heirat zu ermöglichen.

Wie sieht es beim Manne aus? Er ist abhängig von der sozialen Lage. Man rede nicht davon, die Männer seien überhaupt heiratsscheu und suchten außerehelich ihr Recht. Faute de mieux, unter dem Zwang der Lage tun sie das; manche grade im Hinblick auf ihre spätere Frau, der sie keinen impotenten Gemahl bescheren wollen. Was sagt denn die Frau, der das Schicksal bei ihrer Heirat wirklich auferlegen würde, die Konsequenzen der „purity" in dieser Weise zu tragen?

Daß tatsächlich der Trieb zur Heirat jedem gesunden Manne in Fleisch und Blut liegt, ergibt doch die Statistik, nach welcher von 100 Männern durchschnittlich 95 heiraten. Die andern werden wohl wissen, warum sie es nicht tun. Und sondiert man seine Bekannten, auch die angeblich — sogar nach ihren eigenen Worten — eingefleischten Junggesellen, wie bald merkt man da — ja, wenn sie in der Lage wären, keinen Augenblick würden sie sich bedenken zu heiraten.

Und nun die soziale Lage! Viele Mädchen, von der Heirat alles Heil erwartend, treten mit in ihren Augen ganz selbstverständlichen Ansprüchen in die Ehe. So gut und schön eine gewisse Anspruchslosigkeit ist — die Entwicklung geht auf das Stellen von Ansprüchen hinaus und auf deren Befriedigung.

Andererseits aber stellt die Frau dem Manne nicht mehr das früher in ihrer häuslich industriellen Betätigung liegende Wirtschaftskapitel dar. Die „ideale" — in Wirklichkeit früher mindestens so „reale" — Liebe läßt sich also heute schwerer verwirklichen. Die Frau macht heute nicht mehr das Leinen und die Kerzen, die Seife, den Essig, die Kleider. Sie besorgt nicht mehr den Wirtschaftsbetrieb in der primitiveren, aber auch produktiveren Weise wie früher. Der Mann macht heute die Kleider und die Kerzen, das Öl und den Essig, das Leinen und die Konserven, d. h. er kauft sie mit dem von ihm zu beschaffenden Gelde. Wo bleibt der Ersatz für die Leistungen der Frau? Die sparsame Verwaltung und Wirtschaftung? Die hatte sie früher auch neben ihrer Produktivität. Mitgift, Kapital, so heißt heute der Ausdruck der im Gelde zusammengedrängten wirtschaftlichen und produktiven Fähigkeiten der Frau.

Immer mehr und mehr werden der Frau alle produktiven Fähigkeiten abgenommen zugunsten der einen wichtigsten: des Kindergebärens. Das liegt im Ziele der Natur, das ist die Vervollkommnung der Arbeitsteilung. Immer mehr wird die Verschiedenheit der Geschlechter ausgebildet, immer stärker die zeugende Polspannung der Entwicklung. Diese Entwicklung aber scheint den Mann in immer geringere Vergleichbarkeit mit der Frau zu bringen. Und je anspruchsvoller in materieller Beziehung das Weib, desto schwieriger die „purity" des Mannes vor der Ehe.

Noch eines möchte ich kurz berühren. Der Mann ist in Liebesangelegenheiten von der Natur offenbar als der initiative Teil gedacht, auf dessen Aktivität schließlich einzig und allein das Leben basiert ist. Daher sucht die Natur mit allen Mitteln sich dieser Aktivität zu bemächtigen, sie beständig anzureizen.

Und daher ist das Weib so gestaltet, daß ihr Beruf, Kinder zu haben, dem Manne sofort bei ihrem Anblick in die Erinnerung gebracht wird. Der Busen des Weibes fragt: Wo sind meine Kinder? Und der tausendfach sich wiederholende Anblick dazu noch bewußt feminin modellierter Frauen- und Mädchengestalten muß auf den Mann allmählich eine mächtige suggestive Kraft ausüben. Diese Kraft — das liegt in der Natur der Sache — wird auf das Weib vom Manne nicht in dieser Weise ausgeübt.

Das Weib soll und muß warten können. Dazu hat die Natur sie ausersehen. Das männliche Prinzip ist das der Aktualität, d. h. also streng genommen des Nichtwartens. Und nur der Umstand, daß von mütterlicher Seite her ihm eine feminine Dosis immanent ist, befähigt den Mann, eine gewisse Zeitlang, aber auch nur eine Zeitlang, abstinent zu bleiben. Über diese Zeit hinaus — und ein gewissenhafter Mann wird schon fühlen, ob er bloß seinen animalischen Leidenschaften folgt oder ob er seine Natur ruiniert — kann er es nicht. Dann kann sich kein Mann mehr darüber täuschen, daß er, dem Buchstaben der Sitte gehorchend, an der Natur frevelt, daß er „sittlich", aber unnatürlich lebt. Sitte aber, das erleben wir alle Tage, hat ein wechselndes Gewand. Was man uns in unserer Jugend sagte, was wir treu beachtend für ein Evangelium hielten — das existiert plötzlich nicht mehr. Früher hat man durch ängstliche Bekleidung des Körpers uns direkt eine Psychose gegenüber allem Nackten anerzogen, uns in schwüle, die Bewahrung der „Reinheit" nur mit den schwersten nervösen und

schließlich gar psychischen Störungen erkaufende, unnatürliche Spannung versetzt, die natürliche suggestive Kraft der Frau, von der ich oben sprach, in unnatürlicher Weise gesteigert. Verschoben und verschroben an Geist und Seele sehen die treuen Gefolgschafter der Sittenstrengen — denn nur um die handelt es sich, die es wirklich treu und ernst nahmen mit dem, was man ihnen sagte — daß sie für ein Nichts, für eine fixe Idee ihre Gesundheit, ihr frisches männliches Empfinden unterdrückten. Folge deinen Lehrern und lerne sie verachten! müssen sie sich eingestehen, wenn sie nicht Zeit ihres Lebens Kompromißmenschen waren, so daß sie die Lehren ihrer Erzieher nicht so sehr am eigenen Fleische spürten.

So sieht es also mit dem aus, was „die entsprechende Gegenforderung" der Frau darstellen soll für die von Männern verlangte Reinheit der Frau.

Gewiß, es klingt immer großartig, wenn die Reinheitsapostel ihren Mund auftun. Aber die wissen am besten, was an solchen Forderungen ist, die sich ein Dezennium streng ohne Seitensprünge wirklich daran gehalten haben. Solche Menschen lesen Artikel wie die des Herrn Bödewaldt (im „Tag") mit einer sprachlosen Wut und Empörung.

Politik.

Volksseele und Diplomatie.

Chamberlain meint, ein Grieche hätte sich eher den Kopf eingerannt, ehe er sich zu $\sqrt{-1}$, zu irrationalen Zahlen verstanden hätte. Ebenso wäre das Halbdunkel eines Rembrandt griechischen Malern höchst zuwider gewesen. Das Harakiri ist echt japanisch, der zeugenlose Zweikampf der Sizilianer und Mexikaner wenigstens nicht germanisch. Welcher Kontrast zwischen deutschem und französischem Duell! Die Russen haben überhaupt so gut wie keinen Zweikampf, während die Engländer und Yankees ihn abgeschafft haben. Die Frömmigkeit der Italiener ist gundverschieden von der der Deutschen und die wieder von der der Angelsachsen. Abgründe trennen die gesellschaftliche Stellung der Frau bei den Germanen von der in Süditalien und Kastilien, von dem Haremsleben des Orients. Frei bewegt sich die Frau bei den Japanern, hundertfach behindert bei den Koreanern und Chinesen. Es ist also nicht unmöglich eine Volksseele zu erfassen, es ist sogar notwendig, sowohl für das Alltagsleben, als auch für Wissenschaft und Politik. Nichts straft sich mehr in der Diplomatie als der Mangel an individueller Menschenkenntnis, nichts mehr in der Politik als die Verkennung eines Volkes durch ein anderes Volk. Die verhängnisvollsten Fehler der Geschichte, der Zug des Xerxes, des Varus, der Kosaken nach der Mandschurei, die Kriege Barbarossas in der Lombardei, der Verlust der nordamerikanischen Kolonien, sind auf Verkennung der fremden Volksseele, gleich wie Revolutionen auf die Verkennung des einheimischen Geistes zurückzuführen. Der Zusammenbruch des Osmanenreiches ist durch den völligen Mangel an Psychologie bei den Jungtürken veranlaßt worden. Den Burenkrieg verschuldete die Verkennung der Buren-

seele seitens der Engländer. Ähnliche Irrtümer lagen den Mißgriffen Napoleons III. in Mexiko und der Katastrophe von 1870 zugrunde. Wer nicht in eigene und fremde Volksseele einzutauchen vermag, verliert Reich und Leben. Bei der Völkerpsychologie geht es um Länder und Milliarden.

Es handelt sich freilich in der Politik nicht darum, daß einer im allgemeinen klug sei. Sondern es kommt darauf an, ob ich in einem gegebenen Augenblicke dem Manne überlegen bin, mit dem ich gerade spreche. Ähnlich ist es mit der Völkerpsychologie. Das schafft noch keinen politischen Nutzen, eine Volksseele in ihren Gesamtäußerungen historisch-philosophisch zu erfassen, sondern herauszubringen, wie gerade im gegebenen Augenblicke diese Seele beschaffen sei und zu was für Äußerungen sie neige — das ist einzig und allein von Wert. Da aber handelt es sich um die Seelenkunde, um den Blick. Der kann durch keine Ausland-Hochschule anerzogen werden, wie sie im März 1914 Mitglieder der deutschen Budgetkommission forderten. Der ist angeboren, ist eine Gabe, die vom Himmel fällt. Ein gutes Beispiel liefert dafür die Beobachtung, daß häufig Männer, die ein Land gar nicht oder nur ganz kurz bereist haben, ein richtigeres politisches Urteil über dessen Möglichkeiten fällen und treffender dessen Zukunft voraussagen, als Leute, die jahrelang jenes Land bewohnten und womöglich mit allen maßgebenden Männern daselbst verkehrten. Die jüngste Entwicklung Mexikos, Japans und der Türkei hat derartige Fälle gezeitigt. Freilich muß eine ziemliche Kenntnis der Entwicklung dazu kommen, um aus der Vergangenheit Analogien, Schlüsse auf gegenwärtige und zukünftige Ereignisse ziehen zu können. Und noch etwas! Die Gabe, einzelne Menschen zu durchschauen, ist von der Fähigkeit, ganze Völker zu beurteilen, verschieden. Aus der Frosch- und der Zaunkönigperspektive sieht man die Dinge anders, als der Adler; das Nächstliegende wahrscheinlich schärfer, jedoch ohne sich zu einem Überblick aufzuschwingen. Von Cleveland, dem Präsidenten, sagte man: He dealt more effectively with masses, than with individuals. So brachte einmal ein Senator zu ihm einen Schützling, der als Rechtsanwalt gescheitert war, und empfahl ihn in überschwänglichen Worten. Cleveland ernannte sofort, zum nicht geringen Erstaunen des par nobile fratum, den bankerotten

jungen Mann zum Generalkonsul auf einer der wichtigsten Stellen des ganzen Dienstes. Solche Mißgriffe können vorkommen. Auch Goethe und Bismarck sind ihnen nicht entgangen. Allein es ist eben wichtiger, daß ein Minister und ein Präsident, der mit Millionen zu tun hat, die Massen richtig behandelt, wenn er sich schon bei untergeordneten Individuen manchmal versieht. Woran es unseren Staatsmännern und Diplomaten oft fehlt, das ist die Massenpsychologie, und daß sie die Mittel scheuen, um sich in einer solchen auszubilden. Ob hochgeborener Graf, ob ein nouveau riche vom Grünadel, unsere Gesandten halten darauf, ein wohlreguliertes Haus zu haben, auf feinem Porzellan zu speisen und mit der Hofgesellschaft oder den ersten Würdenträgern der Republiken einen korrekten Verkehr zu pflegen. Ein solcher Grandseigneur erweitert nicht gern den Kreis seiner Bekanntschaften. „Journalisten scheucht er durch Leutseligkeit", wie Adolf Stein bemerkte. Diese Vornehmheit hat manchmal nicht zu unterschätzende Vorzüge, namentlich in Petersburg und Tokio. Dagegen wird sie oft von der plebejischen Betriebsamkeit rühriger Nebenbuhler um viele Hauptesländen geschlagen. Ein Mann wie Barrère und Gesinnungsgenossen — dazu gehören aber die meisten Vertreter Frankreichs im Auslande — waren einst mit den Journalisten Roms, Athens und Madrids auf Du und mit denen anderer Häuptstädte zum mindesten auf freundschaftlichem Fuße. Nun sind die Kumpane und Spießgesellen von ehedem Minister, Staatssekretäre oder sonst einflußreiche Würdenträger geworden, während sie selbst, Barrère und Genossen, zu Gesandten avancierten. Ohne weiteres wird der vertrauliche Verkehr von früher wieder angeknüpft. Der einzige Unterschied ist der, daß man sich nicht mehr in einer Dachstube des fünften Stockes besucht, sondern aus einem Palaste in den anderen fährt. Sollte übrigens einem einstigen Kollegen das Glück nicht günstig gewesen und sollte er Journalist geblieben sein, so scheut sich auch der jetzige Gesandte nicht im mindestens, dennoch zu dessen Kämmerlein im fünften Stock hinaufzuklettern. Ähnlich in anderen gesellschaftlichen Dingen. Bei uns sind derartige Mittel, sich wichtige Informationen zu verschaffen, beinahe ausgeschlossen. Auch habe ich noch nie von einem deutschen Konsul (außer Reinhardt) oder Gesandten gehört, der wie Lord Kitchener oder Richard Burton verfahren wäre.

Der Engländer (oder Ire?) Burton, der berühmte Entdecker der Nilquellen und Übersetzer von Tausend und einer Nacht, war in die Tochter eines irischen Grafen verliebt. Isabella erwiderte seine Gefühle und sann sich einen abenteuerlichen Plan aus, um den von ihr Bevorzugten auch ihrem Vater annehmbar zu machen. „Du mußt nach Mekka gehen, das bisher noch jedem Europäer verschlossen war, und so noch mehr Ruhm gewinnen." Burton verkleidete sich als Muselmann und führte die überaus gefahrvolle Reise nach Mekka als erster Europäer aus, (Seitdem sind vier oder fünf andere nachgefolgt.) Die Regierung verwertete dann Burtons orientalische Kenntnisse und Erfahrungen, indem sie ihn zum Konsul, ich glaube in Beirut und Bagdad, machte. Dort ahmte Burton gar nicht selten den Kalifen Harun al Raschid nach, verkleidete sich als Bettler, als Hamal (Lastträger), als Maultiertreiber oder Kleinkrämer, und setzte sich in irgend ein Kaffeehaus. Dort plauderte er mit den Arabern, Syrern, Persern und Kurden, die er da antraf, wie einer ihresgleichen und unterrichtete sich dabei mühelos über Strömungen und Pläne der islamischen Welt. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß auf die Dauer gerade Burton sich doch nicht als übermäßig geeignet für den auswärtigen Dienst erwies, da er zu sprunghaft und leidenschaftlich, dazu durch lange Jahre des Abenteuerns für die ewig gleich gestellte Uhr des Konsulatswesens verdorben war. Es ist nicht gerade leicht, mit der geschilderten Methode, sich zu unterrichten, Vornehmheit, die wir gewiß nicht im Werte herabsetzen wollen, zu vereinigen. Möglich ist es durchaus. Ein Mann der an imponierender Würde keinem Zeitgenossen nachsteht, Lord Kitchener, hat es nicht verschmäht, auf seine Kunde des Arabischen gestützt, persönlich, als Muselmann verkleidet, ägyptische Verschwörungen auszuspionieren. Das Altertum liebte es nicht minder, von Feldherrn zu erzählen, die selber in Verkleidung das feindliche Lager besuchten, um es auszukundschaften. Von Mithradat wissen wir, daß er jahrelang unerkannt die meisten Länder Vorderasiens durchzog, um deren Beschaffenheit und die Art ihrer Völker für seine militärischen und politischen Zwecke zu ergründen.

Nichts wäre jedoch unangebrachter, als in einer solchen Frage bestimmte Vorschläge zu machen, wie sie so gerne von Parteiführern

und politischen Weltverbesserern gemacht werden. Ich würde es durchaus ablehnen, etwa das Lernen orientalischer Sprachen als eine unumgängliche Bedingung für diplomatischen Erfolg hinstellen. Es ist zwar richtig, daß Ernest Satow, der in Bangkok Siamesisch, in Peking Chinesisch, in Tokio Japanisch sprechen konnte, einen recht guten Gesandten und Botschafter abgegeben hat. Es ist aber ebenso sicher, daß Sir Robert Hart durch seine allzu genaue Kenntnis der Sprache und Verhältnisse in China zuletzt förmlich zu einem Chinesen und nahezu sogar zu einem Europäerfeinde geworden war. Bismarck gestand lustig zu, daß er bei seiner Versetzung nach Petersburg von russisch-europäischen Verhältnissen nur geringe und von russisch-asiatischen so gut wie gar keine Ahnung gehabt habe. Trotzdem hat er doch ganz leidlich in Petersburg abgeschnitten! Kenntnisse allein bedeuten noch nicht viel; vor allen Dingen gehört zum Erfolg Rückgrat. Ein Diplomat darf sich von seinen Gegnern nicht imponieren lassen und muß die Kraft haben, einen bestimmten Plan auszuführen. Der Wille ist die Hauptsache. Aber auch auf dem Gebiete der Psychologie stehen Kenntnisse erst in zweiter Linie. In erster steht die Erkenntnis, steht der Blick. Denn was hülfe es, wenn jemand sämtliche frühere Phasen im Seelenleben des Volkes, bei dem er akkreditiert ist, studiert hätte, allein gerade die letzte Phase, die der Gegenwart, die Phase, mit der er selbst zu tun hat, und auf die er selbst einwirken soll, nicht zutreffend zu beurteilen verstünde? Jedes Volk besitzt latente Kräfte, die durch einen besonders heftigen Anstoß, durch den Märzsturm einer Revolution und den Frühlingsregen eines siegreichen Krieges zur Oberfläche und zur Entfaltung gebracht werden, während sichtbare Kräfte durch den Orkan einer Wirtschaftskrise oder auch umgekehrt durch die Überschwemmung mit allzugroßem Reichtum geknickt, gelähmt und verschüttet werden können.

Der Balkankrieg und die Bagdadfrage hat neuerdings über die Unzulänglichkeit unserer Völkerkunde ein grelles Licht gegossen. Was wurde nicht über die Hammeldiebe und Schweinezüchter, die Tagediebe und Bankerotteure da unten gespottet! Die Anschauungswelt der „Lustigen Witwe“ entsprach lediglich dem Urteil der Gesamtheit. Jetzt muß Kultureuropa umlernen. Die Blamierten sind jetzt nicht die einst

über die Achsel angesehenen Griechlein und Balkanbanditen, sondern die hochwohlweisen Mitteleuropäer. Niemand aber hat kümmerlicher abgeschnitten als die hohe Diplomatie. Ein Hauptgrund des falschen Urteils ist teils sicher im Snobtum zu finden. Wer keine Bügelfalten und keinen hohen Stehkragen hat, ist einfach ein Lump und verdient nichts anderes als Spott und Verachtung. Mit Bügelfalten aber werden Reiche weder erobert noch erhalten. Ein japanischer General, Oyama, sagte einmal ausdrücklich seinen Soldaten, für einen Krieger zieme es sich nicht, allzu sorgfältig gekleidet zu gehen. Unsere Größten, der alte Fritz, Wilhelm I., Bismarck, kümmerten sich verflucht wenig um ihre Kleidung. Was in dem Gewande steckt, ob gewaschen oder ungewaschen, darauf kommt es an. Jeder aber, der Augen im Kopfe hatte, konnte doch in Montenegro sehen, welch tüchtige Heldenrasse dort emporwächst. Tursenföhne, sehnig, unermüdlich, stets furchtlos und schlachtbereit, so sind die Söhne der Zrnagora. Eine andere Äußerung des Snobismus besteht darin, alle Völker, die keine oder wenig Eisenbahnen und Maschinen haben, von vornherein für minderwertig zu halten. Da aber im Balkan für die Technik noch nicht viel getan ist, in ganz Albanien z. B. noch keine Bahn, kein Bergwerk, kein elektrisches Licht ist, so hielt man nichts vom Balkan. Der Hammer von 1. Februar 1912 bringt hierzu noch einige Ergänzungen. Er sagt:

„Der eine Grund ist der, daß man in den europäischen Kulturstaaten die südslavische Volksseele zu wenig kennt und darum einen falschen Faktor in die Rechnung einsetzt. Man legte seinem Urteil westeuropäische Verhältnisse zugrunde, und hatte auf die südslavische Eigenart nicht hinlänglich Bedacht genommen. Der Südslave ist kraftvoller in seinen Entschlüssen, als wir und unsere Nachbarvölker es sind. Das hat wiederum seinen Grund darin, daß er körperlich unverbrauchter ist. Die Langlebigkeit der Bulgaren und die Riesenleiber der Montenegriner sind bekannte Tatsachen. Der Südslave ist eben dem kräftigen Nährboden des gesunden Landlebens und bescheidener Lebensverhältnisse noch nicht so entzogen worden.

Auch kommt in Betracht, daß die ethische Kultur der Südslaven noch eine geringe ist, und sie infolgedessen in ihrem Begehrungsvermögen noch nicht die Hemmungen erfahren, wie unsere Völker. Ein

Eroberungskrieg wird am Balkan mit anderen Augen angesehen als bei uns, und die Gefühle, die sich daran knüpfen, sind auch völlig verschieden. Diese ungebrochene Jugendkraft, in der sich ursprüngliche, naivere Kulturzustände widerspiegeln, bekommen auch die Grenzmark-Deutschen zu verspüren, und zwar äußert sie sich in Rücksichtslosigkeit, zügelloser Eroberungslust und schamlosem Mißbrauch der Gewalt.

Ferner sind die Südslaven samt und sonders leidenschaftliche Politiker. Es ist erstaunlich, welche Verbreitung politische Zeitschriften unter den doch wahrlich nicht mit Glücksgütern gesegneten südslavischen Völkern finden. Selbst der Bauer kannegießert, und schon die Mittelschüler machen frühzeitig eine politische Schulung durch, sind Mitarbeiter an den politischen Blättern und besitzen sogar ihre eigenen Organe. Auch hier äußert sich das vorerwähnte Seelen-Dynamit, das an und für sich eine Tugend ist; denn Kraft ist Tugend, soweit hat Nietzsche recht. Hier aber äußert sie sich in abstoßender Form, in einer unsäglich rohen Schreibweise, die viele verwandte Züge mit dem Sauhirtenton der sozialdemokratischen Presse aufweist. Auf den nationalen Gegner münzt man die gemeinsten Schimpfworte, wie: Gauner, Lump, Straßenräuber nud dgl.

Das Nationalgefühl ist ein hochgespanntes und wesentlich verschieden von dem ‚Patriotismus' anderer Völker. Es haftet nicht an der Dynastie und auch nicht so sehr an dem, was der Deutsche das ‚Vaterland' nennt; sondern es ist ein mehr rassisches, völkisches Gefühl in des Wortes wahrster Bedeutung, vergleichbar dem Zusammengehörigkeitsgefühl der Juden. Das südslavische Selbstgefühl, das in Prinz Georg von Serbien typischen Ausdruck genommen hat, steigert sich zuweilen zu wahnwitziger Vermessenheit. So hat sich, um nur ein Beispiel zu erwähnen, ein serbischer Politiker dieser Tage dahin geäußert: es verschlage nichts, wenn sich auch Österreich einmischen wolle; man werde dann einfach auch gegen dieses Front machen.

Dieses starke Nationalgefühl durchdringt alle Schichten des Volkes, so daß selbst die wenigen Sozialdemokraten, die allerdings nicht Juden zu Führern haben, national fühlen. Das erklärt sich daraus, daß sowohl die Schule als auch die Geistlichkeit und die Presse

an der Nationalisierung arbeiten. Es gibt nur sehr wenige Zeitungen, die von Juden geleitet werden, und auch diese wenigen jüdischen Blätter dürfen es nicht wagen, antinationale Politik zu machen. So kommt es denn, daß ein Wille das ganze Volk erfüllt und machtvoll zum Ausdruck kommt. Das Denken des Volkes wird nicht wie bei uns durch die sogenannte große Presse zersplittert und krank gemacht.

Es ist klar, daß ein so kraftvoll geartetes Volk, mit einem so robusten Gewissen und einem einheitlichen Nationalwillen, ein unruhiges Element darstellt, jederzeit bereit, wagemutig wie der Glücksspieler, seine nationalen Träume in die Tat umzusetzen. Hätte man den Südslaven so gesehen, so würde auch der Ausbruch des Krieges nichts überraschendes gehabt haben, aber man hat ebenden völkerpsychologischen Faktor nicht in Rechnung gestellt.

Der zweite Grund dafür, daß die Öffentlichkeit von der Entwicklung der Dinge überrascht wurde, ist der, daß die jüdische Presse gewaltig am Werke war, im Volke den Glauben an einen guten, friedlichen Ausgang der Wirren zu erzeugen und möglichst lange zu erhalten. Es galt, Frist zu gewinnen, damit die Börsianer ihrer Papiere mit geringen Verlusten erledigen konnten. Der Kurssturz mußte nach Möglichkeit hinausgeschoben werden. Daher der unentwegte, krampfhaft zur Schau gestellte Optimismus Preß-Israels!"

Soweit der Hammer.

Wie wichtig Psychologie, zeigten auch die Reichslande.

Ein Fehler war es, Elsaß und Lothringen zu Reichslanden zu machen; viel richtiger, sie unter Bayern nud Baden aufzuteilen, mit etwa dem Nordweststück an Preußen. Ein doppelter Fehler war es, Elsaß und Lothringen zusammenzuschweißen, denn es sind, wie Albert Ritter sagt: „zwei ganz verschiedene Länder, die nie organisch vereinigt waren als zu den Zeiten der Karolinger, die sich ganz ungleichartig entwickelten und zu ganz verschiedenen Zeiten unter die Gewalt Frankreichs kamen. Das Elsaß hat alemanische Bevölkerung bis zum Hagenauer Forste, Lothringen, soweit es deutsch ist, fränkisch-pfälzische; die Dialekte sind grundverschieden, ebenso wie Trachten, Sitten, Überlieferungen und politischer Charakter der Stämme."

Wie wenig Seelenkunde verriet ganz Deutschland kürzlich gegenüber den Italienern!

Es war höchst eigen, wie Tripolis unsere Ansichten über die Italiener umgewandelt, ja ins Gegenteil verkehrt hatte. Die sympathischen und geistvollen Enkel der Renaissance, die Neuschöpfer römischer Herrschaft von 1882[1]), jene Angehörigen einer Schwesternation, die zu gleicher Zeit unter denselben Schwierigkeiten wie wir die nationale Einheit errungen hatten, waren die zuchtlosen Räuber, die schmierigen Barbaren, die treulosen Bastarde von 1911 bis 1912 geworden. So wollte es der im übrigen ausgezeichnet unterrichtete Spectator Germanicus, so erklärte die größere Zahl unserer Führer der öffentlichen Meinung. Es ist fürwahr etwas Eigenes um die Beurteilung ganzer Völker.

Leibnitz schrieb ein berühmtes Buch darüber, daß unsere Welt die beste aller denkbaren Welten sei. Schopenhauer behauptete und trat den Beweis an dafür, daß sie gewißlich die schlechteste aller Welten sei. Wer hat nun recht? Es kommt hier alles auf das Temperament an. Tatsachen sind gar nichts, die können wahr sein oder nicht wahr sein: es handelt sich lediglich darum, was für Folgerungen daraus beliebt werden.

Mir scheint, die Indogermanen haben kein Organ, keinen Sinn für die Erkenntnis fremder Eigenart. Das ist zum Teil für die Indogermanen von Nutzen gewesen; denn ihre strenge Abgeschlossenheit gegen fremdes Wesen, ihr Eigensinn, wie er sich am härtesten bei den Engländern ausgeprägt hat, war mit ein Grund dafür, daß sie, die Arier, alle anderen verdrängten und selbst zu Herren erwuchsen. So will noch heute der Brite im Ausland keine fremde Sprache lernen — und siehe da, in der Regel drückt er seine durch. Dieser Mangel an Erkenntnis fremder Art hat indes auch seine Nachteile. Weil der Russe maßlos die Japaner unterschätzte und sie den Affen glich — Makaki war das gewöhnliche Spottwort für sie, auch noch im Kriege — ließ er sich unvorbereitet überrumpeln. Bessere Einsicht in die Seele der Herero und Hottentotten hätte uns manche

[1]) Dem Dreibundsjahre.

unangenehme Stunde und ein sorgfältigeres Studium der Araber und Berber hätte den Italienern viel peinliche Überraschungen erspart. Der Arier, dieser Hyperboräer, dem in seiner kalten nordischen Heimat die Kleider überaus wichtig waren, sieht auch heute noch zu viel das Gewand, blickt auf die Schuhe und den Kragen; die Afrikaner und Japaner schauen mehr auf den Menschen. Eine Äußerung, wie sie der Feldmarschall Oyama getan hat, und die geflissentliche Vernachlässigung des Anzuges bei den tapfersten aller Clane des Morgensonnenlandes, bei den Satsuma, wäre für ein preußisches Gemüt eine Entsetzlichkeit. Daher denn auch gerade bei den Kindern der Morgensonne sich das ethnologische Urteil gar nicht bewährt hat. Für einen großen Teil der westlichen Besucher war Japan ein Puppenland, ein Schaukasten, ein heiterer Jahrmarkt, ein Theater mit bunten Lustspielen und Tänzen, ein blühender Garten, die Heimat der Geishas — als jäh und plötzlich mit grimmer Gebärde der Samurai den Schwertarm erhob. Allein auch noch nach dem Kriege von 1894 wurde das Urteil nicht richtiger. Das sei keine große Kunst gewesen, so rückständige Truppen wie die des verknöcherten mittelalterlichen Chinas über den Haufen zu rennen. Unbeschadet einiger soldatischer Eigenschaften seien die Leute des Mikado doch ein höchst minderwertiges Volk, sie lögen und betrögen, die Bildung sei bei ihnen nur skindeep, nur auf der Oberfläche; nicht selten beobachte man Tücke und Feigheit bei ihnen, kurz, im Grunde seien es doch noch üble Barbaren. Eine derartige Kritik findet nicht vollständig darin ihre Erklärung, daß die Kritiker fast nur mit Kaufleuten, die in Japan eine niedere Stufe einnehmen, und mit dem Abschaum der Hafenstädte in Berührung kamen, sondern sie war ohne Zweifel auch der Ausfluß einer bestimmten Rassenanlage, eines Temperamentes. In diesem Zusammenhange ist die Beobachtung nicht ohne Reiz, daß die Japaner regelmäßig von Süddeutschen günstiger beurteilt wurden und noch werden als von Norddeutschen.

Wenden wir diese Bemerkungen auf die Italiener an, so muß man sich davor hüten, Abneigungen des Temperaments politisch auszumünzen. Diese kümmerlichen und elenden Italiener entfalten im Ostbecken des Mittelmeeres eine größere Unternehmungslust, als eine

solche in Deutschland seit mehr als einem Jahrzehnt in die Erscheinung getreten ist. Und schließlich kam doch von den schmutzigen Räubern Korsikas ein Bonaparte!

Die politische Bedeutung der Rassenmischung.

Der alte Nestor, der erste Geschichtsschreiber der Slaven, erzählt: Die Obri (Avaren) waren so übermütig, daß sie überall in Böhmen die Weiber zu ihrem Willen zwangen. Die Söhne aber erhoben sich gegen die Väter, und die Obri wurden von Gott vertilgt. Dieser Vorgang ist typisch für viele Aufstände. Ein Mischvolk, das aus Buren und Hottentotten mit einem Guß von Bantublut entstanden war und das gemeinhin die „Bastarde" oder Griqua heißt, wollte von der weißen Herrschaft nichts mehr wissen, fiel von ihr ab und zog nach Norden, jenseits des Oranje. Die Griqua haben in der weiteren Geschichte Südafrikas noch eine beträchtliche Rolle gespielt. In großem Maßstabe griff der gleiche Vorgang bei allen romanisierten Germanen Platz. Germanische Eroberer unterwarfen Gallien, Italien, Spanien und die Alpenländer. Was war die Folge? Durch den Zustrom germanischen Blutes wurden Frankreich und Italien so stark, daß sie von dem Reiche, das die germanischen Franken gegründet, sich abzweigen konnten. Gerade die Gegenden, wo das fremde Erobererblut am reichlichsten eingeströmt war, Nordfrankreich und Norditalien, sie haben jetzt in jenen Nachbarländern die Führung. Das gleiche in Rußland. Dort haben die Germanen sich selbst ihren größten Feind gezüchtet. Rußland ist ein von Normannen und Deutschen organisiertes Slavenreich, das heute den Skandinaviern und den Deutschen, wie auch den Engländern ein Dorn im Auge ist. Ebenso wurde Böhmen von dem Franken Samo erstmalig zu einem Staate erhoben und dann von kolonisierenden Deutschen unter dem Schutze der Habsburger seiner jetzigen Blüte entgegengeführt. Den Nutzen von der Erstarkung des Landes aber hatten die Tschechen, von denen viele Führer einen deutschen Namen tragen. Genau so haben die Szulz und Bjederman und Wolflegier zur Festigung des Polentums beigetragen. Nach Irland kamen seit Ende des 12. Jahrhunderts die Engländer, aber nur, um in der keltischen Flut nach wenigen Geschlechtern zu versinken. Das

normannische und angelsächsische Blut hat lediglich den Iren genützt. Und noch in der neuesten Zeit war es ein protestantischer Angelsachse Parnell, der politisch das Irentum einte und es ermöglichte, daß eine starke irische Fraktion mehrfach schon bei den wichtigsten Fragen im Parlament den Ausschlag gab. So wandten sich die Nachfahren angelsächsischer Siedler gegen ihre eigenen Vettern. Das gleiche Bild in Ostasien. Die Chinesen drangen vor zweitausend Jahren über die Grenzen und gliederten Korea, Mandschurei, Mongolei, Tarimbecken, Tonkin, Annam und Indochina an. Chinesische Rasse und Bildung verbreitete sich jenseits der ehemaligen Grenzen. Unzufriedene Kaisersöhne, die vertrieben wurden, oder ehrgeizige Feldherrn flohen zu den Nachbarländern und stachelten sie zum Widerstande gegen das Reich der Mitte an. So wurden Korea und die anderen Grenzlande, nach einigen Gewährsmännern sogar Japan, von Chinesen gegen China organisiert.

Umgekehrt fließt in den Adern der Herrscher nicht selten das Blut des niederen Adels oder Angehöriger des Volkes. Modeste von Unruh, die dem kleinen Adel entstammte, ist die Stammutter vieler heutiger Dynasten geworden; ebenso die d'Olbreuse. Der alte Dessauer heiratete eine Apothekerstochter. Sowohl die Bernadottes als auch Ena von Battenberg zählen zu ihren Ahnherrn einen kleinen jüdischen Handelsmann. Die Romanow, die selbst keiner adligen Familie entstammen, haben außerdem noch so manches bürgerliches Blut aufgenommen. Nur die Mikado haben sich vollkommen rein erhalten und haben sich lediglich mit Töchtern des höchsten Adels verbunden. Bei den Sultanen war es dagegen von jeher Sitte, Sklavinnen, selbst solche aus dem Negerlande zu heiraten, deren Söhne gegebenenfalles zur Erbfolge berechtigt waren und tatsächlich auch mehr als einmal den Thron bestiegen. Die Reuß sind gar aus Ministerialen, also von ursprünglich Unfreien, ausgegangen. So ziemlich alle heutigen Souveräne, außer den slavischen, haben unter ihren Ahnfrauen irgendeine Medicäerin; nun aber waren die Medici doch nichts anderes als Kaufleute, die sich durch Usurpation zu Fürsten emporschwangen.

Die Mischung, die im Auslande zum Abfall führt, bringt im Inlande friedliche und kriegerische Umwälzungen, Evolutionen und

Revolutionen hervor. Denn worauf beruht die Unzufriedenheit, aus der die Revolutionen erwachsen? Auf dem Klassenhaß. Die Verschiedenheit der Klassen aber ist ursprünglich aus der Verschiedenheit des Blutes entstanden. Am deutlichsten sieht man das an Indien. Der Brahmane, der hellhäutige Arier steht himmelhoch über dem dunkelhäutigen Sudra und Tschandala. Der Helote Spartas wird der Welser, der Wälsche sein.[1]) Ebenso ist schon längst vermutet worden, daß die Minoia Kretas und die Plebejer Roms anderen Blutes waren als die herrschende Klasse. Bei den Römern hatten ganz gewöhnlich Sklaven irgendeinen Völkernamen, wie Syrus, Thrax oder Davus (gleich Daker). Das Wort Sklave geht, wie männiglich bekannt, auf einen Völkernamen, auf die Slaven zurück, wahrscheinlich auch Lite (Höriger) auf Litauer oder Letten. Auch das ahd. Wort für Kebsweib zielt häufig, worauf man bisher noch nicht aufmerksam geworden ist, auf die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Volke.

Die Zeit verwischt die gesellschaftlichen Unterschiede. Die Sklaven, die Hörigen, die Plebejer, stiegen allmählich empor, wurden wohlhabend und machten sich gesellschaftlich und politisch geltend. Das kann rein durch äußere Entwicklung, durch Verbesserung der Erwerbsverhältnisse, durch Änderung des Zeitgeistes erfolgen. Die Freien verarmen, zunächst weil sie fortwährend die Kriegslast zu tragen haben, immer neue empfindliche Aufwendungen machen müssen, und außerdem, andauernd auswärts, sich nicht um ihre eigene Wirtschaft kümmern können; später aber, da die Kriege seltener werden, weil sie in den Künsten des Friedens mit den niederen Ständen nicht gleichen Schritt halten können. Etwas tut auch der Zeitgeist. In der Spätzeit der römischen Republik und in der Kaiserzeit griff die Sitte immer mehr um sich, Sklaven freizulassen; heute werden Dienstboten fast wie Herrschaften behandelt. Die Freigelassenen eines Claudius und Nero wurden Millionäre und rissen die Zügel der Staatsregierung an sich. Entsprechend sinken die Vorrechte des Adels. Am Vorabend der französischen Revolution legte der für Menschenrechte begeisterte, das heißt vom Zeitgeist verwirrte Adel freiwillig seine Privilegien nieder.

---

[1]) Zwischenform ist *Ἑλίσυκες* = Volsci.

Genau so wie jetzt Besitzende von sich aus soziale Politik, die unausstehliche Invalidenkartenkleberei und wachsende Staffel der Besitzsteuern anempfehlen. Neben und vor diesen Umgestaltungen der Vermögensverhältnisse war jedoch die Blutmischung. Nach dem Kriegsrechte der Edlen durfte ein jeder ein gefangen genommenes Weib zwingen, ihm Kinder zu gebären. In der Tat war Vergewaltigung der Weiber durch siegreiche Truppen bis zum Dreißigjährigen Kriege üblich und wird heute noch von Kurden, Türken und Balkaniern geübt. Von den Ros, den Normannen, die in Rußland einfielen, erzählt ein arabischer Reisender, Ibn Fodhlan, wie der Verkehr mit einheimischen Weibern einen großen Teil ihrer Zeit ausfüllte, und wie offen sie diesen Verkehr betrieben. Auch das jus primae noctis (das Recht der ersten Nacht für Priester und Adlige) ist gewiß nicht ohne Folgen geblieben.

Wer kennt nicht Arthur von Walpachs berühmtes

Jus primae noctis.

Maid, du bist mein nach ewiger Kraft Gesetzen!
Mein Ahne war's, der deinen Vorfahr schlug,
Mein ist das Recht, den Bär, den Wolf zu hetzen,
Ich zähm' das Roß, das nie den Sattel trug.

Und so will deinen jungen Trotz ich zähmen.
Jetzt rollt dein Aug' — bald glüht's mir Liebe zu;
Denn deine Art ist Dulden, meine Nehmen,
Vergeudung bin ich, die Beschenkte du!

In deinem Erstgebornen lebt mein Leben,
Es ist mein Adel, der in ihm erglimmt.
Dann magst du dich dem niedern Gatten geben,
Dem dich dein Los und mein Gebot bestimmt.

Und tritt dein Enkel meinem Sproß entgegen,
So ist's mein Blut, das würdigen Gegner fand.
Und wer da siegt, ich segne seinen Degen,
Und wer da falle, fällt von tüchtiger Hand.

Bis zu Anfang des vorigen Jahrhunders war es Sitte an russischen Edelhöfen, nach jedem brausenden Festgelage eine Anzahl von Dorfschönen in das Herrenhaus auf das Schloß zu befehlen, zur „Kurzweil" der Gäste. In Florenz nannten die Patrizier die Bürger spottend „Schwager", weil sie mit deren Schwestern zu verkehren pflegten. Ohne sonderlichen Widerstand befürchten zu müssen, wählten sich die Offiziere bis zur Zeit Napoleons in den meisten Städten die Bürgermädchen und Frauen aus, die ihnen gefielen. „Schau einmal", sagte der häßliche kleine Herzog von Gevres beim Anblick eines trefflich gewachsenen Lakaien, „wie wir diese Kerle machen und wie sie uns machen". „Das will heißen", setzt Lanz-Liebenfels hinzu, der diese Anekdote aus Balzac hat, „die jungen Männer der vornehmsten Geschlechter hatten mit Mädchen aus niederem Stande gezeugt, — wofür die Natur sich grausam rächte, indem wieder die Männer der unteren Stände die Weiber des Adels schwängerten". Nach und neben den ungesetzlichen Verbindungen die legitimen. Nach langen erbitterten Kämpfen setzten die Plebejer das jus connubii (Eherecht) mit den Patriziern durch. Seit ein bis zwei Jahrhunderten finden Heiraten in Deutschland zwischen Adel und Bürgerschaft statt; seit Friedrich Wilhelm I. ist die Leibeigenschaft in Preußen aufgehoben; seit 1848 sind die Arbeiter im Aufsteigen, und in zunehmendem Maße dringen Kinder von Arbeitern und Bauern in die höheren Stände ein. General Yorck von Wartenburg, der Schicksalsmann von Tauroggen, war der Sohn einer Bäuerin, Bismarck der Sohn einer Bürgerlichen. Der Sohn eines Arbeiters, ja mitunter der Arbeiter selbst wird ein reicher Fabrikherr, dessen Tochter einen Gardeoffizier ehelicht und dessen Enkel sich vielleicht schon mit einer Prinzessin verbindet.

Die geschilderte Mischung erzeugt die Vorbedingung für eine Revolution: die durch edleres Blut gestärkten Volksschichten ringen zum Lichte empor; sie erstreben zunächst die Freiheit, dann die Herrschaft. Nichts ist falscher als von Unterdrückung zu reden. Im Gegenteil! Den unzufriedenen Elementen wächst die Eßlust beim Essen. Um immer noch mehr zu wachsen und schließlich, um die anderen, namentlich die früheren Herren zu unterdrücken, deshalb erhebt man sich. Die Mischung des Adels und der Bürger brachte die Revolution hervor, die Mischung zwischen Bürgertum und Bauerntum mit der Arbeiterschaft die General-

streik-Gegenwart und den Wunsch einer sozialen Revolution. Wie der Abfall ganzer Länder durch abtrünnige Söhne des herrschenden Volkes, durch Renegaten ermöglicht oder beschleunigt wurde, so sind auch die Umwälzungen im Innern ganz regelmäßig durch Söhne der oberen Klassen in die Wege geleitet worden. Bei der deutschen Sozialdemokratie wirken die Herren von Vollmar und von Elm, während Herr von Gerlach und der frühere Oberst Gädke ihr nicht mehr fernstehen. Es wirkten da weiterhin mehrere Pfarrer und Söhne von Universitäts-professoren. Wie in Deutschland, so sind in Italien, Frankreich, England und Amerika so manche der klügsten Köpfe im Dienste der Arbeiter tätig. Eine besondere Stellung nehmen hierbei die Bauern ein. Sie wurden einst, gleich den Bürgern, durch die Einsprengung edlen Blutes gehoben. Jetzt aber sind sie ihrerseits am Werk, den Arbeitern auf die Beine zu helfen, denen gegenüber sie das bessere Blut darstellen. Der Bauer hat eine Überlieferung und ist daher meist konservativ; er ist verhältnismäßig rein gezüchtet, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß von den Tagelöhnern und den einstigen Leibeigenen des preußischen Ostens bis zu dem knorrigen, auf seine Selbständigkeit stolzen Dithmarschen und westfälischen Bauern ein weiter Schritt ist. Nun ist doch eine ausgedehnte Landflucht im Gange. Zahlreiche Scharen von Bauernsöhnen streben nach der Stadt und tauchen dort in der Arbeiterschaft unter. Das überlieferungslose, von der Scholle losgelöste, lockere und oft fremdblütige Element der Arbeiter wird von der ausdauernden, zielstrebigen und eigensinnigen Art der Bauernrenegaten gestärkt.

Der Herabminderung der oberen Klassen steht demgemäß eine Verbesserung und Aufhöhung der unteren Schichten gegenüber, wodurch dann für den Nationalstaat der Gegenwart die Grundlage geschaffen ist.

Nationalismus.

Im Leben, sowohl im privaten als auch im politischen, ist der Unterschied zwischen Rasse und Volkstum ungeheuer. Alle Untersuchungen und Betrachtungen über Rasse sind Wissenschaft, sind Theorie. Alles, was das Volkstum angeht, ist Praxis, die nicht selten der Theorie geradezu feindlich gegenübersteht. Um dies zu verdeutlichen, stelle man sich etwa eine Begegnung mit einem Löwen vor. Man kann sich ganz

gut in die Gefühle des Raubtieres, das ein Säugetier ist wie der Mensch, hineindenken. Es hat Hunger, es hat zu Hause sozusagen Frau und Kinder, die ebenfalls hungern, daher ist es für den Löwen das natürlichste von der Welt, dich aufzufressen. Aber ein Narr wärest du, wenn du dich auffressen ließest. Ebenso kann man sich leicht in die Gefühle eines Engländers oder eines Tschechen hineinversetzen. Beide sind Arier wie der Deutsche. Der Engländer sogar Germane. Beide haben das natürliche Bestreben, sich auszudehnen und wollen zu dem Ende ihre Nachbarn, die anderen Völker, auffressen. Narren aber wären die Deutschen, wenn sie sich von diesen ihren Feinden, bloß weil sie Rasseverwandte sind, auffressen ließen. Es kann in der Tat auch für die Hausratte nur ein geringer Trost sein, wenn sie von ihrer Base, der Wanderratte, vertilgt wird, statt von einem Fuchs oder einem Geier. Dergestalt ist also Volkstum der Rasse in seinen Lebensbedürfnissen schroff entgegengesetzt. Dennoch gab es Leute bei uns, die den Pangermanismus bei uns predigten, die einen Zusammenschluß aller germanischen Staaten forderten, und andere, in noch viel größerer Zahl, die ein Bündnis mit Rußland empfahlen. Das war namentlich 1894 und 1904. Den Slaven, die uns so hart bedrängen, sollten wir gegen die fernen Japaner helfen! Dabei konnten wir schon längst von den Slaven aufgegessen sein, ehe die gelbe Gefahr bedrohlich und greifbar an uns heranrückte. Hat indes nicht selbst der Deutsche Kaiser alle Völker Europas zum Kampfe gegen die Gelben aufgerufen? Man versteht es schon eher, weshalb die Russen in ihrer Not den Beistand Deutschlands anflehten und nicht müde wurden, zu beweisen, daß der Zar in dem Kampfe mit dem Mikado ganz Europa vertrete und verteidige. Was aber haben wir nur wenige Jahre darauf erlebt? Ein Bündnis zwischen den Russen und eben jenen Japanern, die doch die Feinde ganz Europas sein sollten. Außerdem hat sich schon lange vorher, im Jahre 1902, das indogermanische England mit Japan verbündet, gleichwie wir selbst eine enge Freundschaft mit den Türken pflegten. Die naturnotwendige Schlußfolgerung aus alledem ist die: ein Volk hat nichts anderes zu tun, als sich selbst zu verteidigen, sei es auch gegen Rasseverwandte. Es hieße jedoch, das Kind mit dem Bade ausschütten, wenn man nun hieraus folgerte, daß mit dem Rassenbegriff überhaupt nichts anzufangen

sei. Eine Untermalung ist vorhanden, auch wenn man sie nicht sieht, auch wenn sie von der zeichnenden, der eigentlich handelnden und für das Auge zunächst wirksamen Übermalung verdeckt ist. Ebenso ist eine Unterströmung da und macht sich zuletzt geltend, wenn man sie auch nicht gleich entdeckt. Für staatsmännische Taten ist Rasse allein kein hinreichender Beweggrund. Aber ohne diesen Ballast würde das Schiff stampfen und schlingern. Allgemeine Ideen befähigen noch keineswegs zu politischer Aktion, aber letzten Endes sind diese Ideen mächtiger als jede Einzelhandlung. Die großen Kriege der Neuzeit, sagt Nietzsche, sind der Ausfluß der historischen Studien des 19. Jahrhunderts.

Ein sehr starkes Element bildet der Rassenstolz und die Rassenforschung bei dem Imperialismus Englands und Japans. Die fortwährende Berührung mit Menschen dunkler Haut mußte die Engländer ganz von selbst auf den himmelweiten Unterschied der Rassen stoßen, längst bevor ein solcher die Aufmerksamkeit der Wissenschaft erregt hatte. Namentlich Kipling ist der Prophet der weißen Rasse in Weltbritannien geworden, er, der in Indien groß geworden und gerade den schärfsten Blick und das feinste Verständnis auch für die Dunkelvölker besaß. Von Staatsmännern neuester Zeit, die über den erwähnten Unterschied nachgedacht haben und ihn politisch zu verwerten suchten, nenne ich Salisbury. Er stellte 1896 in einer großen Parlamentsrede, die den Geschicken Südeuropas und der Türkei galt (bei Gelegenheit des kretischen Aufstandes) eine Theorie auf, die beträchtliches Aufsehen erregte. Er sprach von rising nations — darunter verstand er augenscheinlich die Nordvölker — und decaying nations: damit zielte er auf die Romanen, insonderheit auf die Spanier, die begreiflicherweise von diesem freundlichen Urteil nicht sonderlich erbaut waren. Auf das Urteil haben sich bei den Zeitungskämpfen, die dem Kriege von Kuba voraufgingen und ihn begleiteten, die Yankees oft und gern berufen. Richtig ist ja das Urteil nicht, denn die Spanier sind noch lange nicht auf dem absteigenden Aste, sind vielmehr im Aufschwunge begriffen, wie nicht minder die Italiener, und übertreffen gleich diesen die Engländer in einem wichtigen Punkte: sie vermehren sich nämlich rascher als die Inselleute. Wie man sieht, beschränkt sich die Verachtung des Engländers nicht auf die Farbigen, gegen die streng die colour line eingehalten wird, sondern

erstreckt sich auch auf Europäer. Und zwar nicht nur auf die fremden Romanen, sondern auch auf verwandte germanische Völker, namentlich Holländer und Deutsche. Sogar der man in the street hat a proper contempt for „furriners“ (foreigners). Das stärkste Stück in der Art erzählt Alexander von Peez. Auf einem Donauboote fiel im Gespräch mit einer Engländerin das Wort Fremde. Da rief die Engländerin empört „We are English, you are the foreigners!“ Also selbst im Ausland betrachten sich die Briten als die eigentlichen Herren und die wirklichen Besitzer als lediglich geduldet. Dieser ungemessene Stolz hinderte jedoch die Briten keineswegs, ihr Blut ausgiebig mit fremdem zu vermischen, in der neuesten Zeit namentlich mit deutschem, jüdischem und amerikanischem. Lord Milner, ein Haupturheber des Burenkrieges und Statthalter (high commissioner) am Kap, stammt von deutsch-jüdischen Eltern und ist in Tübingen geboren. Goschen, der erste Lord der Admiralität, der allerdings so wenig seetüchtig war, daß er bei dem ersten Betreten eines Kriegsschiffes krank wurde und die Spottverse aufkamen:

Mister Goschen
Has a notion
Of the motion
Of the ocean —

auch Goschen war ein Deutscher, ein Verwandter des Leipziger Buchhändlers Goschen. Wie einflußreich das jüdische Element, geht daraus hervor, daß schon sechs Lordmayors von London, der General Postmaster und der Generalstaatsanwalt (Atorney General) diesem Element entnommen wurden. Beit und Cassel, wie der Nachfahr portugiesischer Juden, Barnay Barnato, waren nicht nur auf der Börse maßgebend, sondern verkehrten auch mit dem englischen Adel. Rosebery ehelichte eine Rothschild. Der geschilderte Verkehr wuchs sogar so bedrohlich an, daß neuerdings ein Rückschlag eintrat und ein deutlicher Antisemitismus in den hohen englischen Kreisen sich bemerkbar macht. Eine andere Umbildung des englischen Blutes und der englischen Gesellschaft geschah durch die zahlreichen Heiraten mit Amerikanerinnen. Deren beweglicher, leidenschaftlicher Geist — emotional nennen sie es drüben —,

der auf keltisches, französisches, spanisches und vielleicht noch sonstiges Blut zurückgeht, machte sich, zumal bei der angeborenen Herrschsucht der Amerikanerinnen, recht bald geltend. Dergestalt ist Winston Churchill, der unruhigste und abenteuerlichste, freilich zugleich the most magnetic der jetzigen Staatsmänner, der Sohn einer Amerikanerin.

Auch der Nationalismus kann überwunden werden. Über dem rauschendem Wasserfall der Ereignisse schwebt ein schimmernder Regenbogen. Das ist die Zeitstimmung, die Weltanschauung, die der Fall erzeugt. Am farbigen Abglanz haben wir das Leben. Aber die Farbe wechselt und der Glanz gleichfalls, und selbst der Wasserfall ist bald klein, bald groß, bald klar, bald trübe. Fast jedes Jahrhundert hat seine eigenen Hochziele, hat einen anderen Gedanken bei der Aufgabe der Menschheit als das voraufgehende. Finstere Askese und Weltuntergangssorge um 1000, hinaus zum Kreuzzug dann unter Gottfried von Bouillon, auf zu fröhlicher Minne unter der Leitung der Troubadoure und des Vogelweiders! Oder in der Neuzeit: Religionskriege mit dem Leitwort Cujus regio, ejus religio; hierauf im schroffen Wechsel die Humanität eines Leibniz, Herder und Goethe; wieder ein Schwung des Rades, und der Spruch lautet: Cujus regio, ejus natio. Nach weltumspannendem und in die Welt zerfließendem Kosmopolitismus abweisender, ausschließender, bewußt sich verengender Nationalismus. Unter diesem Zeichen, dem des erwachenden Nationalbewußtseins, steht denn seit Napoleon die ganze neuzeitliche Entwicklung. Aber schon sind Spuren und Merkmale dafür da, daß auch das Zeitalter des Volksgedankens nicht ewig dauern wird. Vermutlich zwar wird der Gedanke noch weitere Zugkraft entfalten, wird schärfer und spitzer werden, bis dann endlich die Spitze umbricht. Auch hat der Gedanke bei weitem noch nicht überall seine erziehliche Wirkung voll ausgeübt Es sind noch Nachzügler des Nationalismus im Ansturm: Chinesen, Inder, Siamesen, Afghanen, Kurden, Serben, Albaner, Araber. Was jedoch an dem Gedanken abstößt, ist das Übergewicht der Masse. Denn darüber muß man sich klar sein, daß mit dem Sozialismus, den doch die feineren Geister verabscheuen, der Nationalismus jene eine Wurzel gemeinsam hat: das Aufsteigen der unteren Schichten. Es ist das fast wie bei den Religionen, die auch in der Regel sich zunächst auf das niedere Volk

stützen, wie überhaupt bei Kulturbewegungen, z. B. akademischen Forderungen, die von der unruhigen Menge der sozusagen besitzlosen, deklassierten, d. h. couleurlosen Studenten getragen werden. Ein Generalstreik und ein tschechischer Volksauflauf, wie ein irredentistischer Rummel haben gefährliche Vergleichspunkte. Auch in der Politik ist nur zu häufig die Masse blind und geht auch nur zu häufig das Nationalbewußtsein in die Irre. Philosophen haben weidlich über den gesunden Menschenverstand gespottet, der oft weder gesund noch vernünftig sei, allein besagter Verstand ist einmal der Gott des Gemeingefühls, der Konvention, der gedankenlosen Menge. Auch der Nationalismus geht keineswegs immer den richtigen Weg. Man sah das in Österreich 1879 und 1908/09, als die dortigen Alldeutschen gegen die Großmachtstellung Österreichs und damit gegen die Lebensinteressen des Deutschtums selbst auftraten. Man sah dies in China 1900, als die Boxer, voll nationalen Grimmes über das Verhalten der Fremden, sich auf die Gesandtschaften stürzten und dadurch eine noch viel empfindlichere Einmischung der Fremden herbeiführten. Man sieht es seit einem Menschenalter bei den Magyaren, die durch überspannte Forderung ebenfalls zuletzt, wie der Ausfall der jüngsten Wahlen beweist, das Gegenteil von ihren Absichten erreicht haben.

Vor allem muß sich der Nationalismus mit dem erfolgreich aufstrebenden Imperialismus auseinandersetzen. Volkstum gegen Weltmacht! Reinheit gegen Größe! Der Imperialismus aber kann, was auch Seillière sagen möge, nur immer von einigen wenigen ausgehen und geleitet werden.

Antisemitismus.

Da heißt es im Buche Josua 11, 19: Es war aber keine Stadt, die sich mit Frieden ergäbe den Kindern Israel, ausgenommen die Heviter, die zu Hebron wohneten. Und gleich darauf Vers 22: Und ließ keine Enakiter überbleiben — außer zu Gaza, zu Gath, zu Asdod, da blieben ihrer über. Ähnlich heißt es im Buch der Richter 1, 21: Aber die Kinder Benjamin vertrieben die Jebusiter nicht, die zu Jerusalem wohneten, sondern die Jebusiter wohneten bei den Kindern Benjamin zu Jerusalem bis auf diesen Tag. Gleichermaßen übten die

Kinder Josef „Barmherzigkeit“ an einem Mann aus Luhs, dem späteren Bethel, und (Vers 26) da zog derselbe Mann ins Land der Hetiter und bauete eine Stadt und hieß sie Luhs; die heißt noch heutigentages also (27—35) und Manasse vertrieb nicht Beth-Sean mit ihren Töchtern, noch Thaanach mit ihren Töchtern, noch die Einwohner zu Dor mit ihren Töchtern, noch die Einwohner zu Jibleam mit ihren Töchtern, noch die Einwohner zu Megiddo mit ihren Töchtern; und die Kanaaniter beharreten, zu wohnen in demselben Lande. Da aber Israel mächtig ward, machte er die Kanaaniter zinsbar und vertrieb sie nicht. Desgleichen vertrieb auch Ephraim die Kanaaniter nicht, die zu Geser wohneten, sondern die Kanaaniter wohneten unter ihnen zu Geser. Sebulon vertrieb auch nicht die Einwohner von Kitron und Nahalol, sondern die Kanaaniter wohneten unter ihnen und waren zinsbar. Asser vertrieb die Einwohner aus Akko nicht, noch die Einwohner zu Sidon, zu Ahelab, zu Achsib, zu Helba, zu Aphik und zu Rehob, sondern die Asseriter wohneten unter den Kanaanitern, die im Lande wohneten, denn sie vertrieben sie nicht. Naphthali vertrieb die Einwohner nicht zu Beth-Semes, noch zu Beth-Anath, sondern wohnte unter den Kanaanitern, die im Lande wohneten. Aber die zu Beth-Semes und zu Beth-Anath wurden zinsbar. Und die Amoriter drangen die Kinder Dan aufs Gebirge und ließen nicht zu, daß sie herunter in den Grund kämen. Und die Amoriter beharreten, zu wohnen auf dem Gebirge Heres, zu Ajalon und Saalbim. Doch ward ihnen die Hand des Hauses Joseph zu schwer, und wurden zinsbar.

Schon allein daraus, daß des öfteren der Zorn des Herrn über Israel ergrimmte und gab sie in die Hand derer, die sie raubten, daß diese sie beraubten, und verkaufte sie in die Hände ihrer Feinde umher (Richter 2, 14) zeigt, daß noch viele Fremde im Lande geblieben waren. Von den Fremden entlehnten sie denn auch deren Götzendienst. Richter 2, 17: Sie hureten andern Göttern nach und beteten sie an. Ganz deutlich heißt es hierauf Richter 3, 5: Da nun die Kinder Israel also wohneten unter den Kanaanitern, Hetitern, Amoritern, Pheresitern, Hevitern und Jebusitern, nahmen sie jener Töchter zu Weibern und gaben ihre Töchter jener Söhnen und dieneten jener Göttern. Klar wird hier wie auch sonst unterschieden zwischen den Mitbewohnern

Israels und ihren weiter entfernten Nachbarn, den Ammonitern, Moabitern und Amalekitern, mit denen ebenfalls die Juden fortwährend in Berührung kamen, oder gar den noch ferneren Mesopotamiern. Daß mit den Philistern nicht nur feindliche, sondern auch freundliche Berührungen waren, geht aus vielen Stellen hervor. Über den Götzendienst der Juden hat Richter 10, 6 viel zu sagen: Sie dieneten den Baalim und den Astharoth und den Göttern zu Syrien und den Göttern zu Sidon und den Göttern Moabs und den Göttern der Kinder Ammon und den Göttern der Philister und verließen den Herrn.

Josua kam nach Gilgal, wo noch zur Richterzeit „die Götzen von Gilgal" standen (Richter 3, 19). Dorthin kamen die Bürger von Gibeon und fanden Israel bereit, mit ihnen einen Bund zu machen. Als später der Bund scheiterte, schlugen die Obersten noch vor: Laßt sie leben, daß sie Holzhauer und Wasserträger seien der ganzen Gemeine. So geschah es denn auch. Mit anderen Worten: Die Heviter wurden Heloten, wurden Hörige. Im späteren Verlaufe des Josua-Zuges heißt es dann (Josua 9, 13): Doch verbrannten die Kinder Israel keine Städte, die auf Hügeln stunden, sondern Hazor allein verbrannte Josua. Sehr häufig ist von Einzelheiraten mit fremden Weibern die Rede oder von freien Verbindungen, so mit einer Midijanitin (Moses 4, 25). Gelegentlich wird ganz treuherzig erzählt: Sie konnten aber die Feinde nicht ganz vertilgen, so sehr sie sich auch müheten. Die Kinder Benjamin nahmen Weiber von den Reigen, die sie raubten.

Also Mischung mit Hetitern! Nach schier allen Ländern der Erde sollen die verlorenen zehn Stämme Israels gekommen sein. Wie verfiel man auf diesen Glauben? Weil tatsächlich in allen Ländern, besonders in Italien, aber auch in Deutschland, judenähnliche Typen auftauchen, die aber dennoch mit Juden nichts zu tun haben. Die Ähnlichkeit erklärt sich auf Grund der kasisch-hetitisch-kanaanäischen Unterschicht, der die Urbevölkerung Europas größtenteils angehört. Das äußert sich noch in den Namen, besonders Ortsnamen. Die Ebene von Saron erinnert an den saronischen Busen Thessaliens, Basan an den illyrischen Basanius; der syrische Ort Masreko ist Masreko beim albanischen Skutari, die Pheresiter sind die illyrischen Pirustae und die Gründer Perusias, fossae Philistinorum sind in

Etrurien, Saulios heißt ein Skythe und der Name des Tabor kehrt in den Tauern wieder und die Levi sind ein Stamm der Nordalpen. Die Verwandtschaft hindert nicht eine scharfe Abneigung, gleichwie auf der anderen Seite die semitischen Araber schroffe Judenfeinde sind.

Daher war auch immer der Kampf gegen die Juden. Ihn führen, außer den Assyrern, Ägyptern und Persern wie dem amtlichen Rom die Literaten: Cicero, Apias, Celsus und Numantius, danach die Kirchenväter, im Mittelalter die Scholastiker, in der Neuzeit Luther, Eisenmenger, der 1700 die bald unterdrückte, dann aber vom König Friedrich I. neugedruckte Schrift „Das entdeckte Judentum" veröffentlichte, fernerhin Goethe, Fichte und der junge Moltke. Schon im Mittelalter hatten die Kinder Israel einen erklecklichen Einfluß. In Spanien wurden sie Minister. Dem Erzbischof von Trier verschaffte ein Sohn Jakobs das Geld für seine Söldner, um die ketzerischen Bauern niederzuwerfen. Bekannt ist aus der späteren Zeit „Jud Süß". König Friedrich Wilhelm IV. sagte von den Hugenotten Meyerbeers: Protestanten und Katholiken streiten und töten sich, und der Jud macht die Musik dazu. Von der Rasse ist jedoch dabei niemals die Rede. Am nächsten kommt der Sache Fichte, der da sagte: „Ich glaube nicht, daß das Judentum dadurch, daß es einen abgesonderten, festen Staat bildet, sondern dadurch, daß dieser Staat auf den Haß des ganzen Menschengeschlechts aufgebaut ist, fürchterlich werde". Sicherlich ist auch für die Juden in der Gegenwart die Beharrungskraft ihrer Rasse viel wichtiger als das Festhalten an ihrer Religion. Die liberalen Juden, die doch eigentlich ihrem Volke zur Geltung in der Welt verholfen haben, gehen nur der Form nach noch in die Synagoge.

Die Juden gehen in den Kulturländern stark an Zahl zurück. Das hat Theilhaber erwiesen. Die Abnahme wäre absolut, wenn nicht ein ausgiebiger, beständiger Zuzug von Ostjuden erfolgte. Sobald daher der Zuzug durch Regierungsmaßregeln abgesperrt würde, so, behaupten einige, wäre das mitteleuropäische und westeuropäische Judentum dem Aussterben verfallen. Krankheiten, namentlich Syphilis, verringern nach Theilhaber unaufhörlich ihre Zahl.

Eine Frucht des wachsenden Nationalismus ist die in allen Landen seit rund 1880 aufsprossende Abneigung gegen die Juden.

Meist seit 1848 emanzipiert und zur bürgerlichen Gleichberechtigung gelangt, benutzten die Juden ihre neuen Rechte, um in die höheren Berufe, namentlich akademische, vorzudringen und, sowie vermöge ihrer wachsenden Geldmacht, die Nationen in früher unbekanntem Maße zu beeinflussen. Da auch die Juden der Neuzeit nur insoweit den Bedingungen der Nation, in der sie lebten, Rechnung trugen, daß sie die betreffenden Sprachen, Italienisch, Französisch, Magyarisch, häufig als ihre Muttersprachen adoptierten, während früher fast ausschließlich Spanisch oder Deutsch bei ihnen üblich gewesen war, im übrigen aber zäh an ihren Eigentümlichkeiten festhielten, so mußte ganz naturgemäß das Eindringen eines so auffällig aufstrebenden Fremdenelements in den nationalen Körper Besorgnis und Feindschaft erwecken. Am meisten aber störte die Kreise der Patrioten in den einzelnen Ländern, daß ein Volk, dessen Schwerpunkt außerhalb der modernen Nationen liegt und das sich lediglich nach der Partei des sie aufnehmenden Staates richtet, die gerade die Oberhand hat — wie denn von 13000 Juden, die noch vor 15 Jahren in Böhmen deutsch wählten, jetzt 8000 ins tschechische Lager übergegangen sind —, daß ein Volk, dem es nicht um die Herrschaft einer anderen Nation, sondern lediglich um die eigene zu tun sein kann, neuerdings durch seinen Einfluß bei der Börse und der Presse, von der ein großer Teil, in manchen Ländern bis $^3/_4$ ja $^9/_{10}$ des Bestandes in jüdische Hände überging, auch auf die politischen Geschicke der Völker Macht erlangen sollte. In Berlin soll die Hälfte der Rechtsanwälte, an der Wiener Hochschule gar 70 % der Privatdozenten orientalischen Blutes sein, während die Wiener Professoren, also das ältere Geschlecht, nur zu 3 % aus Semiten bestünden.

Die antisemitische Bewegung begann schon in den siebziger Jahren, ist aber erst in dem folgenden Jahrzehnt stärker angeschwollen, um dann in jüngster Zeit, jedoch nicht ohne bedeutsame Früchte getragen zu haben, in ruhigere Bahnen einzulenken. Am heftigsten war die Bewegung in Frankreich, wo zu dem Haß gegen die Juden auch noch der Haß gegen die auf sie gepfropften Deutschen dazukam. Drumonts „La France juive“ war der Ausgangspunkt eines erbitterten Kampfes, der in dem Dreyfußprozeß seinen Höhepunkt erreichte. In Deutschland brachte es der Antisemitismus zu einer parlamentarischen Partei, die

indes keine sonderliche Kraft erlangte. Wichtiger ist wohl die gesellschaftliche Absonderung und der Kampf in der Literatur. Einen hervorragenden Anteil hat indes in der ganzen inneren Politik Österreichs der Antisemitismus beansprucht. Er hat den christlich-sozialen Lueger zum Bürgermeister Wiens gemacht und hat die Alldeutschen von der judenfreundlichen Volkspartei getrennt. Er hat sogar in das Lager der Tschechen die Fackel der Zwietracht geworfen. Die größten äußeren Wirkungen hatte die antisemitische Strömung in Rußland. Es wurde dort seit 1881 eine Verfolgung großen Stils organisiert, die bis in die Regierung Nikolais andauerte, und die über eine Million Juden nach Amerika und Südafrika warf. Die russische Verfolgung regte bei dem österreichischen Baron Hirsch den Entschluß an, in Argentinien und Palästina jüdische Ackerbaukolonien zu gründen. Das brachte wiederum die Israeliten der ganzen Welt auf den Gedanken, in Palästina ein staatliches Asyl für alle ausgewiesenen Volksgenossen zu schaffen, woran sich der Traum eines jüdischen Königreiches in dem Lande der Verheißung knüpfte. Der Zionismus entstand und alljährlich ward ein internationaler Zionistenkongreß abgehalten, zuerst unter dem Präsidium des Österreichers Herzl, hierauf dem Zangwills und Nordaus. Der Kongreß wird selbst von Rußland, Amerika und Südafrika in alljährlich stark steigender Zahl beschickt. Den christlichen Nationen würde es nicht unerwünscht sein, wenn die geplagten Juden sämtlich in Palästina eine Heimstätte fänden. Inzwischen ist nicht zu verwundern, daß die größte Hitze der Verfolgung in Rußland entfacht wurde, da dort der bei weitem größte Herd des Judentums sich gebildet hat, nämlich in Polen, wo über fünf Millionen Israeliten zusammenwohnen. Der Rassenhaß beim Volke machte sich in den Ausbrüchen von Kischinew 1903 und dann einige Jahre später, während und nach der Revolution, in einer großen Reihe von „Progromen“ Luft.

Da die russische Regierung in allen inneren Fragen scharf anzupacken gewohnt ist, so kamen die Juden aus ihrer umklammernden Faust auch jammernd und schreiend weg. In keinem modernen Staat der Welt verloren die Juden so viel ihrer Bürger- und persönlichen Rechte, wie in Rußland. In keinem Reichsteil wurden die Juden geschont. Auch in Sibirien nicht. Jenes Riesengebiet, das um

2 1/2 Millionen Quadratkilometer größer ist, als das eigentliche Rußland mit Kaukasien, Transkaspien und Zentralasien zusammen, schien der Regierung, auch wenn sie sonst allerhand Verbrecher dort ansiedelt und Übersiedler zum Zwecke der Bevölkerungsvermehrung einziehen läßt, doch zu schade für Juden. Aus ganz Sibirien wurden die Juden Knall und Fall hinausbeordert. Ohne jeden Erfolg. Die Vertriebenen sollten sich nach dem jüdischen Ansiedlungsgebiet wenden. Dieses 1890 gesetzlich festgesetzte Ansiedlungsgebiet umfaßt die ehemaligen polnischen Gouvernements sowie ferner die Gouvernements Poltawa, Taurien, Cherson, Tschernigow und Kiew. Es unterlag keiner Frage, daß die ohnehin dicht bevölkerten Gouvernements einem Bevölkerungszuwachs nicht genügend Raum zum Leben boten. Dies gab denn auch den Hauptgrund zu der vom Baron Hirsch in Wien eingerichteten Massenauswanderung der Juden nach Argentinien. Die Juden träumten von Argentinien wie von einem neuen Lande Kanaan, wo Milch und Honig fließen. Tausende von Juden wurden tatsächlich nach der neuen Welt ausgeschifft, wobei ein jeder Auswanderer der Behörde einen Schein darauf ausstellen mußte, daß er nie wieder nach Rußland zurückkehren werde. Trotzdem kehrten Haufen elender, zerlumpter, hungernder Juden wieder an die Gestade Rußlands, die sie unter grimmigen Flüchen verlassen hatten, zurück und mußten schon dankbar sein, wenn man ihre schriftlichen Zusicherungen, niemals wiederzukehren, vergaß und ihnen unter drückendsten Bedingungen erlaubte, an Land zu kommen.

Neben der amerikanischen die europäische Reise. Von Rußland ergoß sich ein Strom von wenig beliebten und selbst bei ihren Glaubensgenossen schief angesehenen Wanderern zu Lande nach Westen, dergestalt, daß in den dortigen Staaten Ausschlußmaßregeln notwendig wurden oder doch wenigstens von starken Parteien als nötig empfohlen wurden. Die Abwanderung polnischer Juden nach Deutschland, die sich bis an dessen Westgrenze fühlbar macht, hat mit besonderer Wucht seit dem Anfang der 90er Jahre eingesetzt. In Galizien vermehrten sich die Kinder Abrahams von 1/4 Million bis auf 600 000. In Rumänien stieg ihre Zahl auf das dreifache, und es brach im Jahre 1899 eine Verfolgung aus, deren Leiden, wie gewöhnlich, von der Presse sehr

übertrieben wurden, die jedoch sich dadurch verschärften, daß kein Mensch in der Nachbarschaft die Vertriebenen aufnehmen wollte. Selbst die Türkei schloß ihre Tore. So gingen die meisten wiederum nach Nordamerika. In der Türkei, wo viele Tausende spanischer Juden leben, scheint außer vereinzelten Ausbrüchen in Saloniki kein ausgeprägter Antisemitismus vorhanden zu sein. Um so lebhafter ist derselbe bei den Arabern. In Algerien brachte derselbe, unter der Führung von Regis, am Ende des 19. Jahrhunderts eine Reihe gewalttätiger Ausschreitungen, die gegen die Juden gerichtet waren, hervor, und auch Marokko, wo seit Jahrhunderten der Judenhaß latent ist, erlebte ähnliche Ausbrüche, bis unter französischem Schutz die einst so verachteten Insassen des Mellach (Guetto) sofort übermütig wurden. In den Vereinigten Staaten ist zwar theoretisch allen gleiches Recht zugebilligt, in der Praxis aber macht sich, besonders seitdem die Union zu einer Kolonialmacht erwachsen ist, die Ungleichheit immer mehr geltend. So hat sich auch dort die Abneigung gegen die Semiten entfaltet und hat in verschiedener Weise greifbare Gestalt angenommen. Zunächst allerdings überwiegend in der Literatur; Hauptwerk ist „Judas Ischarioth", das seltsamerweise von einem griechischen Unionsbürger geschrieben ward. In der Stadt New York gibt es schon dreiviertel Millionen Juden, und selbst in dem Geschäftsleben der pazifischen Küste spielen die Juden schon eine nicht zu übersehende Rolle. Daß in Deutschland viele Adelsgeschlechter sich mit Juden verschwägert haben, ist zu bekannt, als daß es näherer Ausführung bedürfte. Auch in England, dem auf seine Nationalität so stolzen England, hat die herrschende Klasse das Eindringen jüdischen Blutes sich gefallen lassen. Disraeli! In den letzten zehn Jahren allein hat es vier Lord Mayor mosaischen Bekenntnisses gegeben: Lord Rothschild, die Baronets Lawson, Philipps, Cawston. Der Baron Salomon Worms, später Lord Pirbright, war Sekretär des Kolonialamts! Beit war Direktor der mächtigen De Beers Chartered Compagnie. Sir Ernest Cassel, der Freund Eduards VII., finanzierte die Türkei und eine halbe Welt. Lord Northcliffe, der englische Scherl, und Moses Montefiore, Solomon und die Isaacs, die kürzlich den Marconiprozeß hatten, schließen den Reigen. In Italien ist Sonnino halb, Luzatti und Nathan ganz jüdischen Blutes.

Die welthistorische Stellung der Juden im heutigen Staatsleben beruht erstlich auf dem Einfluß, den dieses Fremdvolk auf die öffentliche Meinung seiner Adoptivvaterländer ausübt, und zweitens in der Macht seines Geldes, durch das es öfters Krieg und Frieden schon bestimmt hat. Wenn schon Friedrich der Große sich jüdischer Lieferanten bei seinen Kriegen bediente, so ist deren Tätigkeit in den modernen Kriegen, vom siebziger bis zum südafrikanischen und mandschurischen, immer stärker hervorgetreten. Wenn ferner die Börse einem Lande nicht wohl will, wie dem des Zaren, so kann sie durch Erschwerung des Geldmarktes geradezu einen von einer solchen Weltmacht geplanten Krieg verhindern, oder aber sie versucht, wenn ihren Interessen das nützlich erscheint, den Ausbruch oder auch die Beendigung eines Krieges, wenn nicht herbeizuführen, so doch anzustacheln und zu beschleunigen. Zwar ist weder in dem Ausbruche des Krieges um Kuba, noch bei dem in Südafrika, der Börse die ausschlaggebende Initiative zugefallen, während der Kampagnen aber, und besonders bei den Friedensschlüssen trat sie und ihr Interesse am meisten in den Vordergrund. Am sichtbarsten ist die jüdische Finanzmacht in drei Dingen verkörpert: in der Beherrschung der Banken, der Goldminen, der Presse und des Weltmarktes. So geschehen die Geldverschiffungen von Amerika, auch die für Rechnung des Staates, ausschließlich durch israelitische Firmen. In der amerikanischen Politik sind die Schiff, Strauß, Speyer und Guggenheimer mächtig. Die deutsche Politik wird von Ballin, Mendelssohn, Ruthenau Grimmer, Friedländer, Fürstenberg, Fuld beeinflußt. Auf der internationalen Börse sind in der Gegenwart den Juden allerdings ebenbürtige Firmen in der Gestalt von Yankeemillionären zur Seite getreten. Auch der Hochadel, und selbst noch höhere Kreise verschmähen es nicht, durch Börsenspekulation und Industrie sich zu bereichern. Der Adel hat in England und Rußland mehr Erfolg als in Deutschland, wo der Fürstenkonzern, zum Teil durch eine Verschwörung des Gegners, zum Teil durch eigene Unfähigkeit und übergroße Gerissenheit, kläglich zugrunde ging.

In der Türkei, in Frankreich, in Italien, in Österreich gelangen Juden neuerdings in Offizierstellen. Es war wohl nicht zufällig, daß Redl, der Spion und Verräter, Enkel eines polnischen Juden war.

Ein Bruder hatte wegen Unterschleifs verschwinden müssen. Der Selbstmord Redls war der dritte in der Familie. Ebensowenig zufällig wird es gewesen sein, daß beim Panama wie der Franzosen, so der Engländer — ich meine die Marconi-Angelegenheit (1912/13) — hervorragende Israeliten beteiligt waren.

Die Zersetzung der Völker durch die Anwesenheit und Wirksamkeit der Juden ist am auffälligsten in Ungarn und Frankreich. Durch ausgedehnten Landkauf und chauvinistische Treibereien sind sie in Ungarn mächtig geworden, durch Börsenpolitik in Frankreich, das namentlich durch die Dreyfußsache von Grund aus erschüttert wurde. Aber selbst in Frankreich sind letzthin die Juden an finanzieller und politischer Macht durch den klerikal-bonapartistischen Kreis von Schneider-Creuzot in den Schatten gestellt worden.

Ziffern.

Gelbe und Schwarze.

Im Zeitalter des Panslavismus, Weltbritanniens, der gelben und der schwarzen Frage wird es ganz nützlich sein, einmal die Zahlen der einzelnen Rassen und Völker, Zahlen, die keineswegs überall feststehen und die sich zudem von Jahr zu Jahr beständig ändern, genauer zu erforschen. Beginnen wir mit den Gelben. Dazu gehören nach der Ansicht der einen nur die Ostasiaten, nach den anderen auch Malaien und Altaier, ja sogar die Drawida. Am umstrittensten ist gerade die wichtigste Zahl, nämlich die der Chinesen. Laut der jüngsten Erhebungen betrüge die Bevölkerung des eigentlichen China, von dem ja jetzt die Mongolei und Tibet tatsächlich abgetrennt ist, 364 Millionen. Man darf 20 Millionen Fremdvölker anweisen, besonders den Lolo, Miaotse und Hakka. Zweifelhaft ist, ob die 21 Millionen Punti zu den Chinesen gehören oder nicht. Setzen wir einmal 344 Millionen für die Chinesen der Republik an, dazu ungefähr 10 Millionen außerhalb des Reiches, in Siam, Australasien, Formosa. Dazu kämen die Bewohner Tonkins, Annams und Hinterindiens, ziemlich nahe Verwandte, mit beiläufig 40 Millionen. Zu den tibeto-barmarischen Hinterindiern gehören die Assameser, die Araukaner und viele andere Stämme Britisch-Indiens.

Ich halte es jedoch für ungerechtfertigt, die Türken und Finnen, die schon sehr viel abendländisches Blut aufgenommen haben, zugunsten der Gelben zu buchen. Sehr gute Unterlagen haben wir für die Inder, nämlich eine amtliche Zählung vom Jahre 1911. Die Gesamtbevölkerung Indiens erhob sich damals auf 316 Millionen. Sie war trotz der Pest und der viele wegraffenden Hungersnöte im letzten Menschenalter noch stark gestiegen. Davon gehen die genannten Drawida ab, ferner 12 Millionen Indochinesen, mindestens 10 Millionen Schwarze, zumeist Kol genannt, und andere. Von Indern, die sich arischer Sprachen bedienen, und die zugleich irgendeiner Form des Brahmanismus huldigen, bleiben 221 Millionen übrig.

Die Gelben zählen:

Völklich:			Staatlich:		
Chinesen	354	Mill.	Chinesisches Reich	378	Mill.
Indochinesen[1]) usw.	70	„	Japanisches Reich	69	„
Tibeter und Mongolen	5—10	„	Niederl. Besitzungen	38	„
Koreaner	13	„	Französ. Besitzungen	19,5	„
Japaner	52	„	Britische Besitzungen	30	„
Dazu			Philippinen	8,3	„
Malaien usw.	48	„	Siam	4,6	„
	542—547	Mill.		547,4	Mill.
Altaier (außer eigentl. Mongol.)	40	„			
Drawida	58	„			
	640	Mill.			

Mißlich ist eine Schätzung der Afrikaner. Noch immer sind weite Gebiete, wie ganz Tebesti, unerforscht; auch sind andere geräumige Striche im Kongobecken, nördlich vom oberen Sambesi, zwar von europäischen Forschern flüchtig durchstreift, aber nicht entfernt auf ihre Volks-

[1]) In Ostasien, Hinterindien, Borneo und tibeto-barmanischen Gebieten Indiens.

dichtigkeit hin untersucht worden. Nicht ohne ausdrücklich auf die Möglichkeit zahlreicher Fehlerquellen aufmerksam zu machen, nehmen wir da 105 Millionen Schwarze, 30 Millionen Nuba und Hamiten, 3 Millionen Malaien (auf Madagaskar, an. Die Europäer dort wird man, nebst den Levantinern, auf weniger als 3 Millionen zu schätzen haben, während in ganz Asien, mit Einschluß der Inseln, das weiße Element wohl mehr als 9 Millionen betragen dürfte, von denen reichlich drei Viertel auf Sibirien kommen. In Asien steht demgemäß ein Europäer gegen die Einheimischen wie 1:100, in Afrika wie 1:45.

Ostarier.

Gehen wir jetzt zu den Ariern und Arisierten über. Sie zerspalten sich in Ostarier, die man praktisch den Orientalen zugesellen wird, und die auf Europa, Amerika und Australien verteilten Westarier. Begreiflicherweise kann man hier nicht nach der Rasse gehen, denn in Indien allein ist von 20 Bewohnern nur ein Hindu reinen Blutes. Und auch in Europa wird das Verhältnis nicht gar so viel anders sein. Indes, eine Statistik, die nicht allzu viel mit Mutmaßungen arbeiten will, kann sich hier lediglich auf die Muttersprache stützen. Immerhin muß darauf aufmersam gemacht werden, daß Sprache und Rasse nicht dasselbe ist, und daß dieser Unterschied auch politisch ins Gewicht fallen kann, insofern die Inder und auch die meisten Perser sich als Orientalen fühlen und als solche sämtlichen Weißen feindlich gesinnt sind. Dies berücksichtigt, hätten wir:

Hindu	221	Mill.
Iranier	13	„
Armenier	3	„
Mit „Turariern" untermischte Ostarier	237	Mill.

Hierzu ist zu bemerken, daß zu den Iraniern nicht nur die Perser, sondern auch Kurden, Afghanen, Belutschen und die Tadschik und Sarten, welch letztere beide zu einem großen Teil unter russischer Flagge leben, zu rechnen sind.

Die Zahl der Slaven.[1])

Bei den Slaven darf man 3 Millionen, die in Amerika und sonst über See leben, nicht vergessen.

Die Zahl der Slaven habe ich in mehrfachen Einzeluntersuchungen behandelt, deren Ergebnis vielfach von den bisherigen Annahmen abweicht. Ich darf mich begnügen, hier einfach das Ergebnis mitzuteilen. Im einzelnen zerfallen die Slaven in

86	Millionen	Großrussen,
27	„	Ruthenen oder Kleinrussen,
21	„	Polen (wovon 3—4 Mill. in Amerika und Russisch-Asien),
9,6	„	Serbokroaten,
7	„	Tschechen und Hanaken,
$4^1/_2$	„	Bulgaren,
$2^1/_2$	„	Slowaken,
$1^1/_2$	„	Slowenen,
$1^1/_2$	„	Wenden, Kasuben, Masuren, Huzulen usw.
161	Millionen	Slaven.

Die Zahl der Germanen.

In unserem wohlgeordneten Deutschland ist die Sache am leichtesten. Wir haben jetzt 67 Millionen Einwohner, und davon 63 Millionen Deutsche und Dänen. Die Schweiz beherbergt an Deutschen 2,6 Millionen, die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn 12 Millionen. Schwieriger ist schon Rußland; der Graf Bobrinsky verstieg sich zu $5^1/_2$ Millionen, wir werden jedoch guttun, an der amtlichen Ziffer festzuhalten, die für das Jahr 1897 1,8 Millionen verzeichnet. Ob inzwischen unsere Landsleute sich vermehrt haben oder aber, infolge der Metzeleien der Revolution, der Auswanderung danach, endlich etwaiger seitdem erfolgter Verrussung, eine Abnahme erfahren haben, wollen wir dahingestellt sein lassen. Weiterhin leben Hunderttausende unserer Volksgenossen in den Niederlanden,

[1]) Die Zahl der Slaven in Deutsch-Österreich 1913.

in Belgien, in Frankreich, in England, Rumänien, Italien usw. Für ganz Europa werden wir ein Gesamt-Deutschtum von gerade 80 Millionen annehmen dürfen. Ich gehöre nämlich nicht zu denjenigen, die auch die widerwilligen Holländer und Buren unserem Kreise einfügen. Gewiß eine Expansion unsererseits auch über jene Völker wäre durchaus möglich gewesen, ähnlich wie im 15. Jahrhundert Dänemark von deutschem Wesen überschwemmt war; wenn man jedoch die geringen Erfolge deutscher Ausdehnung in den letzten Jahrzenten erwägt, so kann man nicht anders, als die Einschmelzung der Holländer und Buren für sehr unwahrscheinlich halten. Wir dürfen aber nicht mit Hoffnungen und Zukunftsplänen, sondern müssen mit den gegebenen harten Tatsachen der Gegenwart rechnen. Holländer, Flamen und Buren werden zusammen nahezu jetzt 10 Millionen Seelen ausmachen. Gehen wir nun zu den Skandinaviern über. Es wird sich empfehlen, hier nicht nach Maßgabe des Volkstums, das ja auch in Amerika stark verbreitet ist, sondern lediglich nach Territorien zu verfahren. Demgemäß hätten wir 11 Millionen Skandinavier in Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland zu verzeichnen. In derselben Weise werden wir wohl am besten diesmal in den angelsächsischen Ländern vorgehen. Das Vereinigte Königreich wird man auf 43 Millionen Germanen anzusehen haben; der Rest von 3 Millionen gehört den Kelten, von denen freilich viele zweisprachig sind. In Kanada leben 5 Millionen Germanen, nämlich Briten, Deutsche und Skandinavier. Am mißlichsten gestaltet sich die Scheidung, wie immer, in den Vereinigten Staaten von Amerika. Wer darf dort als Germane gelten? Vor allem, tut es die Sprache allein? Nun ich kann schlechterdings nicht einsehen, weshalb der Statistiker in der Neuen Welt eine andere Methode verfolgen soll als in der Alten. Es gibt eine ganze Reihe von Forschern, die den heutigen Deutschen nur ein Zehntel germanischen Blutes zubilligen, und es gibt verschiedene Leute, die diesen Satz noch viel geringer annehmen. Schädelform und Haare können bei unserer Untersuchung unter keinen Umständen maßgebend sein; uns darf einzig und allein, außer bei den Negern, die Sprache leiten. Freilich ist auch so der Weg, den wir einzuschlagen haben, nicht ohne weiteres

klar vorgezeichnet. Gar viele Unionsbürger sind doppelsprachig: manche reden Englisch auch innerhalb, manche nur außerhalb des Hauses. In der Union werden 25 Millionen Menschen sein, die deutschen Blutes teilhaftig sind, aber noch keine 4 Millionen, die sich rein deutsch oder dreiviertels deutsch erhalten haben. Wenn man erwägt, daß allein in dem verflossenen Jahrzehnte beiläufig $7\frac{1}{2}$ und seit 1911 weitere 2 — 3 Millionen Romanen, Slaven, Griechen, Syrer und andere Nichtgermanen eingewandert sind, dazu Iren, und daß ganze Scharen dieser Ankömmlinge sich streng von der Umwelt abschließen und manchmal auch nach einem Jahrzehnte noch kein Englisch verstehen oder es nur kümmerlich radebrechen, so wird man sich nur schwer dazu entschließen, diese jüngste Welle amerikanischer Einwanderung den Germanen zuzuteilen. Auf der anderen Seite ist wahrscheinlich, daß im zweiten Geschlechte die Mehrzahl selbst dieser Einwanderer wenigstens einigermaßen anglisiert werde. Fassen wir also einen kurzen Entschluß und schätzen wir die heutige Ziffer in der Union, deren Gesamtbevölkerung augenblicklich (1914) sich auf genau 100 Millionen belaufen wird, auf 77 Millionen Germanen, denn die Neger dürfen wir doch nicht wohl berücksichtigen. Immerhin müssen wir auch einer zweiten Ansicht ein Hintertürchen offen lassen, derzufolge die Ziffer der Englischsprechenden voraussichtlich baldiger Germanisierung verfallenden Bevölkerung auf 83 — 84 Millionen steigt. Bliebe noch Südafrika — die Buren wurden schon berücksichtigt — und Ägypten mit $\frac{1}{3}$ Million Engländern und Deutschen, Australien nebst Neuseeland mit 6 Millionen Germanen, dazu noch etwa 3 Millionen in anderen Ländern, Summa summarum: 235 (242) Millionen. Dementsprechend kämen, grob gerechnet, je 3 Germanen (aber freilich nur ein Deutscher) auf je 2 Slaven.

Angelsachsen	128 Mill. [1])
Deutsche (80 europäische + 5 außereuropäische)	85 „
Holländer	10 „
Skandinavier	$11\frac{1}{2}$ (12) Mill.
	rund 235 Mill. Germanen.

Die Zahl der Romanen.

Die Zahl der Romanen zu erraten, ist durchaus kein leichtes Beginnen, denn Amerika wirft abermals dem Statistiker die schwersten Klötze an die Schienbeine. Ein Neger, der in Brasilien Portugiesisch spricht, und sonst nichts, gilt nicht als Arier, aber wie steht es mit dem Mulatten, oder gar mit dem Oktoronen, in dessen Adern das schwarze Blut doch nur dünn fließt? Wie steht es ferner mit den Vollblutindianern und mit den Mestizen, die sich den Weißen angeähnelt haben? Juarez, eine reine Rothaut, und Porfirio Diaz, der wenigstens zur Hälfte der Nachfahr von Azteken oder Chibchua ist, werden allgemein schlankweg zu den spanischen Mexikanern gerechnet, und so mancher zweisprachige Yaqui und Guaimteke würde aufschäumen, wenn man ihm nicht die gleiche Ehre erwiese. Aber selbst zugegeben, daß man diejenigen Indianer den Romanen zuweise, die eine romanische Sprache als Mutter- oder wenigstens Verkehrssprache reden, wo wäre denn die Statistik, die uns über den Gebrauch der Sprachen belehrte? Infolgdessen strotzt Lateinisch-Amerika von Fehlerquellen des Zensus, da eben eine Statistik wie gefordert so gut wie nirgends vorhanden ist und auch die Scheidung der Rassen recht viel zu wünschen läßt. Was soll man mit einer Angabe machen, wie in der wohlgeordneten Republik Chile, daß „Kreolen und andere Weiße" 30—40 v. H., Mischlinge 60 v. H. ausmachen? Das einzige Land, das in dieser Beziehung befriedigt, ist Argentinien, aber aus dem einfachen Grunde, weil es eben dort überhaupt keine Nichtarier von Belang gibt, denn alle Indianer daselbst belaufen sich nur auf $^1/_3$ Million. Wenn wir mit den geschilderten Vorbehalten uns ans Werk machten, so erzielten wir für die am meisten europäisch gefärbten Staaten des Lateinischen Amerika, für Chile, Argentinien, Uruguai, nicht ganz elf Millionen Romanen. Brasilien ist mit ungefähr — aber sehr ungefähr — 15 Millionen Romanen einzustellen. Bei allen übrigen Freistaaten ist die Zahl der Weißen überaus gering. Am höchsten noch in Peru, wo sie sich bis 12 v. H. erhebt, während Venezuela mit 99 v. H. Mulatten und Sambos und nur einem Prozent Kreolen prangt. Jene Staaten mit spärlichem europäischen Blute, die da am Nordrande des

südamerikanischen Kontinentes liegen, dürften zusammen außer den Schwarzen 6 Millionen Menschen, die Spanisch reden, beherbergen. Mittelamerika einschließlich Mexikos hat deren beiläufig 15. Eine schwierige Nuß zu knacken gibt wiederum Westindien. Auf Haiti sind nur romanische Sprachen im Schwange, allein die europäischen Romanen würden sich bedanken, in den Leuten von Haiti ihre Brüder sehen zu müssen, obwohl nicht zu leugnen ist, daß es dort ganz hervorragende Intellektuelle gibt, wie den früheren Vertreter Haitis in Paris, Firmin, der in einem gelehrten, gar nicht übel geschriebenen Buche nachzuweisen suchte, daß der Ursprung aller Menschheitskultur in Afrika, bei den Farbigen, zu finden sei. Den Bewohnern Westindiens, die einigermaßen Anspruch auf romanisches Blut machen könnten, wird mit 5 Millionen mehr als ihr Recht geschehen sein. Danach beliefe sich die Gesamt-Romanenschaft Lateinisch-Amerikas auf annähernd 52 Millionen. Dazu stoßen aus den Vereinigten Staaten vielleich $3^1/_2$ Millionen Romanen und aus Canada etwas über 2 Millionen Franzosen. Die Summe ist demgemäß für die Neue Welt gegen 58 Millionen.

Aufatmend schreiten wir zu Europa über. Dort leben 37 Millionen Franzosen. Von der Gesamtbevölkerung Frankreichs muß man nämlich Bretonen, Basken, Flamen, eine halbe Million Italiener und 170000 Deutsche abziehen. Dagegen sind dem französischem Volkstum 3 Millionen Wallonen zuzuzählen. Italiener gibt es in dem Königreiche und in der Terra irredenta wohl 36 Millionen. Spanien hat eine so ziemlich einheitliche Bevölkerung (mit Ausnahme der Basken) von bald 20 Millionen. Portugal zählt $5^1/_2$ Millionen. Rumänen, die unter fünf verschiedenen Flaggen leben, gibt es reichlich $11^1/_2$ Millionen. Endlich noch Ladiner und Rätoromanen in der Stärke von nicht ganz einer halben Million. Rund wären also in Europa 112—113 Millionen Romanen anzunehmen. Ein Fragezeichen sind die Levantiner, die sämtlich Französisch oder Italienisch verstehen, und die spanischen Juden. Die Gesamtzahl der sonst zerstreuten Romanen wird man auf 3—$3^1/_2$ Millionen schätzen dürfen. Damit gelangten wir zu einer Gesamtsumme für das Romanentum der ganzen Erde von reichlich $173^1/_2$ Millionen. Die Zahl ist also größer als die der Slaven, aber bedeutend kleiner als die der Germanen.

Spanier, schätzungsweise	56 Mill.	
Franzosen	43 „	
Italiener, schätzungsweise	41 „	(wovon 5 Mill. in Amerika)
Portugiesen unter	21 „	(wovon geg. 13 Mill. in Brasilien)
Rumänen	11½ „	
Ladiner u. Rätoromanen, Levantiner	1½ „	
	174 Mill.	Romanen.

Übersicht.

Westarier	235 Millionen	Germanen,
	174 „	Romanen,
	161 „	Slaven,
	7—8 „	Griechen,
	3 „	Albaner,
	3 (4) „	Kelten,
	6 „	Litauer,
	589 Millionen.	

Die Ziffer der Juden beträgt 12½ Millionen. Davon leben fast 6 Millionen in den westlichen Gouvernements Rußlands und 2 Millionen in Rumänien und in den östlichen Bezirken Österreichs und Deutschlands, so daß, namentlich wenn man noch 300 000 Juden der Balkanhalbinsel dazunimmt, Osteuropa allein ⅔ der Gesamtzahl beherbergt. Der größte Massenandrang ist jedoch nicht in der Alten, sondern in der Neuen Welt; New York allein hat mindestens ¾ Millionen, nach einer Angabe sogar 1 076 000 Juden. Wenn wir der Übersichtlichkeit halber noch einmal die Summa summarum der Rassen zusammenstellen wollen, so ergäbe sich für die

Gelben	547 Millionen	(640 Millionen)
Schwarzen, Kol und Papua	155 „	(dav. 105 Mill. in Afrika
Nuba und Hamiten	30 „	und 20 Mill. in Amerika)
Indianer	20 ? „	
Arier (Ostarier)	237 „	

Arier (Westarier)	589 Millionen
Semiten (Juden, Araber, Abessinier, Syrer, Arabisierte)	60 „

Der Rest besteht aus Kaukasusvölkern, Zigeunern, Arktikern, isolierten Mittelasiaten, wie den Bewohnern Dardistans, endlich Urstämmen, wie den Kubu Sumatras, den Wedda Ceylons, den Buschmännern. Vor allem aber aus Mischlingen, die man sich nicht entschließen kann, einer bestimmten Rasse zuzuweisen, wie namentlich in Amerika.

Was ist deutsch?

Deutsche Art.

Es wäre in der Tat kein übles Werk, einmal alle Urteile des Auslands über uns in einem handlichen Bändchen zusammenzustellen. Namentlich die ungünstigen! Denn „auch der Feind kann mich lehren". Gerade er am besten. Wenn auch manchmal Gehässigkeit und Übertreibung mit unterlaufen sollte, schadet das nichts. Wir sind so schon daran, im eigenen Fett, in einer dichten Wolke von Selbstlob zu ersticken, daß selbst die Predigt eines Santa Clara ganz willkommen wäre. Einen Spiegel gölte es deutscher Art vorzuhalten, der nicht bloß stets herrliches Licht und blühende Farbe, sondern auch die schwarzen Schatten, die bösen Flecken wiese.

Deutsche Treue, wie wirst du tausendfach gepriesen, wie im Lied verherrlicht und bei jedem Anlaß von tausend Kehlen gefeiert! Und doch, wie steht es nur zu oft damit? Wie häufig wird gegen Treu und Glauben gefehlt, im Geschäft, in der Politik! Wie schnöde haben wir Krüger im Stiche gelassen! Und vor alters? Die Deutschen haben ihre alten Götter verleugnet und eine neue Religion dafür eingetauscht. Sie haben ihre alten Sitze im Osten geräumt und den Slaven preisgegeben. Sie haben sich der angestammten Verfassung ab- und dem Glanz eines volksfremden Imperiums, des römischen Kaisertums zugewendet. Treue?

To thine own self be true
And then it follows like the night the day,
Thou canst then not be false to any man.

(Bist du dir selbst getreu,
So folgt daraus wie Nacht auf Tag,
Daß du auch falsch nicht sein kannst gegen irgendwen.)

So spricht der größte Dichter der Germanen. Wir Deutsche aber wandten die Augen nach Rom und erlernten von den Troubadouren welsche Künste und nahmen römisches Recht auf und jubelten bald der Madrider, bald der Versailler Tracht und Kunst und Etikette zu; wir schwankten in der Gegenwart von französischen Ehebruchstücken zu Tolstoi und von dem russischen Lebensverneiner zu den blutlosen Skandinaviern, und jetzt schwimmen wir im Fahrwasser englischen Sportes. Wo sind wir da, wie Shakespeare fordert, uns selbst treu geblieben? Und Segest? und Flavius, der Bruder Armins? und die vielen Gegenkönige des Mittelalters, die Söhne, die von ihren Vätern abfielen? Und Moritz von Sachsen? Und Maximilian von Bayern, der bei den Friedensverhandlungen von Münster und Osnabrück das Reich verriet? Und die Rheinbundfürsten? Und die Preisgabe des Sultans und des Scherifen?

Auch Hagen, der als Inbegriff deutscher Treue gefeiert wird, kann mir nicht gefallen. Ist das eines deutschen Mannes würdig, hinterrücks seinen Gegner zu überfallen, dem nichts Ahnenden den Rücken zu durchstechen? Nicht ganz so sanft und wohlgekämmt, ordentlich und tugendhaft ist doch wohl der Deutsche, wie er bei Schwind und Ludwig Richter und Thumann erscheint. Es muß doch wohl auch etwas Unheimliches, Dämonisches, ja Grauenerregendes in ihm stecken, wie es im Übermenschen Hagen verkörpert ist. Man denke an den furchtbaren Heinrich VI., vielleicht den gewaltigsten Vertreter des mittelalterlichen Imperialismus, denke an das undurchdringliche Rätselangesicht Wallensteins. Beide nicht gewaltiger als Bismarck, aber unerbittlicher, unnahbarer als er. Auch jene deutschen Weltenkämpfer, die mit dem Drachen des Zweifels rangen, die mit ehernem Trotz in die dunklen Tiefen des Lebens hinabstiegen, Jakob Böhme, Luther, Goethe, Nietzsche, sie gehören in diese Reihe. Ihnen allen haftet das Dämonische an.

Aber es waren freie, mannhafte Geister, Hagen wie Luther, sie erkennen niemand über sich, nicht König noch Papst, und nahmen

zuletzt von niemand mehr Befehle an. Der Gegenwurf hierzu ist die Knechtseligkeit, die so viele Deutsche bezeichnet. Selbst Herrscher, so unsinnig das auch klingt. Zu so manchem Rheinbundfürsten konnte ein Bußprediger sagen: Dein Geruch ist nicht fein! und was Preußen gegenüber Rußland fühlte und sagte, war auch oft genug, namentlich in den Tagen Nikolais I., von unnötiger Servilität eingegeben. Freilich, der ganze Entwicklungsgang des Deutschen predigt immer Gehorsam und aber Gehorsam, Sichanpassen und -ducken. „Wie könnten unsere Söhne eine Schlacht gewinnen, riefen dagegen die Goten, wenn sie schon vor einem Schulmeister zittern gelernt?" Nous sommes loin de ça!

So mancher schon hat Ähnlichkeit zwischen Chinesen und Deutschen gefunden. So Graf Waldersee und Admiral v. Truppel. Die Sache stimmt. Gehorsame Massen. Fleiß und Erwerbssinn. Staatssozialismus. Pietät, Tradition, Religiosität. Mandarinentum und Zopf. Beide Völker sind denn auch die schwerst geprüften der Erde. Sie lernen zu viel. Sie sind die Gelehrten der Welt. Sie halten auf umständliche Formen, nicht Form, und üben eine provozierende Höflichkeit. Sie speichern ihr Wissen in den Katakomben großer Büchereien auf und hüten sich meist ängstlich, die Kenntnisse nutzbar zu machen. Sie schreiben lieber, als daß sie denken, und Denken ist ihnen lieber als Handeln. Und doch sind beide Völker, seltsam genug, nicht nur Theoretiker, Dichter und Denker, sondern auch harte Praktiker, eingefleischte Verehrer jeden Erwerbs. Vom Hausierer bis zum Großkaufmann, vom Kuli bis zum Fabrikanten. Nur die Rheinländer und die Nordwestchinesen schätzen den Erwerb nicht über alles.

Es gibt noch Beamte und Offiziere bei uns von der Art, durch die Preußen großgehungert wurde. Aber auf der anderen Seite blicke man nach Berlin und Essen, nach dem nüchternen Magdeburg und dem nüchterneren Elberfeld, ja nach Chikago, denn es ist doch kein Zweifel, daß die Hälfte des „Amerikanismus" von deutschem Geiste aufgebaut ist. Nun, was findet man da? — Eine Zivilisation von unerträglicher Leerheit, seelenlos, formlos, bloß massig und nach Geld riechend. Wo aber ist die gerühmte Tiefe des deutschen Gemüts? In der Masse, im Parvenutume untergegangen. Um da mitzumachen, um da mit zu

versinken, verheiraten sich deutsche Beamte und Offiziere mit pietätlosen, ehrgeizigen Erbinnen. To thine own self be true!

Nietzsche sagt: „Wenn ich überall eine Erniedrigung der Deutschen finde, so nehme ich als Grund an, daß seit vier Jahrzehnten ein gemeinerer Geist bei den Ehestiftungen gewaltet hat, zum Beispiel in den mittleren Klassen die reine Kuppelei um Geld und Rang; die Töchter sollen versorgt werden, und die Männer wollen Vermögen oder Gunst erheiraten; dafür sieht man den Kindern auch den gemeinen Ursprung dieser Ehen an".

„Daß sich im 17. Jahrhundert etwas mit ihnen zugetragen hat, das dem Untergang einer früheren Rasse gleichkommt, wird sich schwerlich leugnen lassen: Diese Erscheinung der Entmutigung, der Feigheit, der Greisenhaftigkeit, des chinesischen Zopfes, im Bilde zu reden — das muß im ganzen die Folge einer furchtbaren Blutverderbnis gewesen sein, hinzugerechnet, daß die männlichen Männer fort und fort ins Ausland gingen, und im Auslande starben oder verdarben. Andererseits hat damals eine unfreiwillige Mischung mit wenig verwandten Rassen stattgefunden: die Unzucht des Krieges war, nach allen Beschreibungen, über die Maßen unheilvoll."

Soweit Nietzsche.

Der Werdegang unserer Kultur.

Die Gegenwart sieht ein mächtiges, mitunter auch krampfhaftes Bestreben, Nationalkulturen zu erzeugen. Der Anspruch ist nicht selten hoffnungslos, wie bei Slowenen und Slowaken, aber vorhanden ist er. Bei uns jammert man umgekehrt nicht selten darüber, daß wir es eigentlich noch zu keiner rechten Eigenbildung gebracht hätten. Man zetert über das viele Fremde, das sich bei uns eingenistet, man verwünscht englische Tennis- und französische Schneiderausdrücke in Grund und Boden. Die Fremdtümelei ist freilich bedauerlich. Ich möchte jedoch die Sache nicht allzu trüb ansehen. Kübelweise hat auch Peter der Große fremde Einrichtungen und die dazugehörigen Fremdwörter den Russen eingeschüttet, und dennoch hat sich das Zarenreich zu einer recht ausgeprägten Eigenart durchgerungen. Und wie ist es denn eigentlich mit unserer deutschen Entwicklung? Hat sie nicht immer und überall sich

erst durch Angeleruntes, von außen Überkommenes, ja Feindseliges hindurcharbeiten müssen? Nicht umsonst ist auch Deutschland das Reich der Mitte. Es hat die Vorteile, aber auch die Nachteile seiner zentralen Lage.

Gutherzige Volksfreunde sind am Werk, um die germanische Urzeit uns in hellen Farben auszumalen. Bei andern Völkern sei vieles oder gar alles übel und verkehrt gewesen, nur bei den Germanen habe Treue, gute Sitte, wahre Kunst und heiliger Glaube gewaltet. Eine solche Anschauung beruht auf einer optischen Täuschung. Sie läßt eine schimmernde Fata Morgana vor unsern Augen emporsteigen, eine Projektion späterer Taten und Zustände auf den unbewölkten Himmel der Urzeit. Tatsächlich sind die alten Germanen Barbaren gewesen, nicht so niedrig stehende Barbaren wie Papua und Botokuden, aber doch Barbaren. Neulich hat der unerbittliche Kjelland ein fürchterliches Bild von dem „Wikingerleben" entworfen, das gar sehr von dem holden Sommertraum Tegnérs abweicht. Es ist nicht gerade ausgeschlossen, daß Kjelland absichtlich die Farben etwas zu grell aufgetragen hat. Allein, daß sich der Sohn gegen den Vater erhob, daß die Gattin den Tod des Mannes wünschte und herbeiführte, daß auch Wehrlose von den Wikingern geschlachtet wurden, das ist geschichtlich erwiesen. Neben dem Dichter der strenge Forscher: Auch das Bild, das kürzlich Montelius von den Skandinaviern entwarf, war keineswegs lieblich und hold, vielmehr ein Bild von blutrünstiger Rauheit.

Immerhin haben die alten Germanen einen großen Schatz eigener Errungenschaften besessen. Sie hatten ihre unerschütterlichen Ansichten von den Pflichten des Mannes und der Tugend des Weibes, von dem Walten der Götter und Elfen; sie hatten bestimmte staatliche Einrichtungen, eine selbstbewußte Überlegenheit der Lebensführung, besaßen Überlieferung und bedeutsame Anfänge der Kunst. Vieles davon dauert noch heute. Das unvergänglichste Erbteil ist die Stimmung, die seelische Gesamthaltung, aus der eine Kultur erfließt. Diese Stimmung allein ist das Verbindende, das Unverlierbare, das Ewige im Laufe der Jahrtausende. Bei der Kunst jedoch müssen wir bereits ein Fragezeichen machen. Selbst von germanischen Waffen ist es keineswegs sicher, ob sie stets eigene Erfindung. Helm und Schwert sollen nach

einigen Forschern den Kelten entlehnt sein. Auch besitzt man Räter-Helme, z. B. im Museum von Innsbruck, aus denen sehr wohl der germanische Helm hervorgegangen sein könnte. Die Hallstatt-, die Latène-Kultur, die von einer Fremdrasse ersonnen war, hat eingestandenermaßen die Germanenwelt beeinflußt. Die Kapuze, wie beim Münchner Kindl, findet sich bei einer prähistorischen Tonfigur Berns.

Und später? Da machten sich die reifen Kulturen der Griechen und der Römer geltend. Ein Volk entwandelt doch erst der Stufe der Barbarei, wenn es sich zur Schrift aufgeschwungen hat. Nun kann, trotz Wilser, kein Zweifel darüber sein, daß die verschiedenen germanischen Alphabete südlicher Quelle entstammen. Nur über die Einzelheiten, über den Weg der Entlehnung, ist man noch nicht im Klaren. Die Runen sind einer nordgriechischen, vielleicht der etruskischen Form des Alphabets entsprossen; die Zeichen des Ulfila sind eine Nachbildung spätgriechischer Schrift. Die Berührung mit der Welt des Südens brachte jedoch sofort auch germanische Art zu Ehren. Blondes Haar wurde Mode in Rom, und man führte eine nordische Seife ein, die im Geruch stand, Blondheit zu erwirken. Schon Cäsar nahm germanische Reiter, die sogleich, nachdem man mit ihnen bekannt geworden, für die besten Kavalleristen der Erde galten, in seine Leibwache auf. Daß es im übrigen den Germanen nicht an Selbstbewußtsein fehlte — so manche Anekdoten, dies zu erläutern, werden von den Annalisten erzählt — ist weiter nichts Sonderliches, da es auch heute noch so ziemlich jedem Wilden innewohnt. Ein Australier ist stolz darauf, daß er besser den Bumerang schleudern kann als irgendein anderer Sterblicher. Ein Neger pocht so gut auf seine glänzend schwarze Haut wie ein Indianer auf seine rote. Die Wahuma, von denen Dr. Peters erzählt, bilden sich etwas darauf ein, daß sie im Durchschnitt fast zwei Meter erreichen, daß sie die längsten unter den Menschen sind. Und doch hat der kleine Doktor sie besiegt.

Nun das Christentum! Es mag gut für uns gewesen sein, wie Chlodwig und Bonifatius glaubten, oder schlecht, wie zeitweilig Goethe

„Den deutschen Mannen gereicht es zum Ruhm,
Daß sie gehaßt das Christentum"

und später Nietzsche meinten —, das eine kann nicht in Zweifel gezogen werden, daß es fremden Ursprungs war. Und doch ist das Christentum eine Grundlage deutscher Entwicklung bis an die Gegenwart. Also ein gewichtiges Fremdelement schon im ersten Anfang unserer nationalen Bildung.

Uns wurde der neue Glaube durch Rom vermittelt. Eine Folge- oder schon Begleiterscheinung davon war, daß auch andere römische Dinge unser Land überfluteten. Zunächst die Schrift und die Ziffern. Die Runen waren verschollen, für sie traten römische Buchstaben ein. Sodann römische Kunst. Es war nur natürlich, daß, da man sich einmal zur Errichtung von Kirchen verstanden hatte, der Stil der Kirche ebenfalls von Rom übernommen wurde. Da man ferner die Bibel und ihre lateinischen Lettern eingeführt hatte, so war eine weitere unausbleibliche Folge, daß die Sprache des Hieronymus gleichermaßen in deutschen Landen Geltung erwarb. Das deutsche Schrifttum ist bis zur Zeit der Minnesänger ganz überwiegend mit lateinischer Sprache aufgebaut. Endlich römische Verwaltung! Mit der Vorstellungswelt des Papsttums drangen die Einrichtungen der Cäsaren nach dem Norden. Deutschland bequemte sich zu einem Kaisertum, dessen Idee der des germanischen Herzog- und Königtums zuwiderlief, und zu römischen Verwaltungsgrundsätzen. Selbst die Tracht der römischen Beamten wurde nachgeahmt: sie lebt noch jetzt in dem Talar der Richter und Rechtsanwälte wie der Geistlichen fort. Auch sonst in Küche und Keller, in Haus und Hof, in Stadt und Burg wurden römische Dinge und mit ihnen römische Namen im weitesten Maße importiert.

Allerdings, die Gegenwirkung blieb nicht aus. So ohne weiteres konnte germanischer Sinn nicht in der Flut des Fremden untergehen. Karl der Große sammelte die deutschen Volkslieder, die dann leider sein frömmelnder Sohn wieder vernichtet hat. Im Heliand legte sich die Vorstellung unserer Altvorderen die Leiden Christi nach kriegerischer Ritterart zurecht. Das Stammesherzogtum erhob sich gegen die Idee des Imperiums. Die Einrichtung von Hörigen, von Grundholden war zugleich mit der römischen Sklaverei wie mit der christlichen Bruderschaft aller Menschen im Widerspruch.

Aus den widerstrebenden Elementen ist dann der Feudalismus entstanden.

Es hat Völker gegeben, die sich fast willen- und widerstandslos von fremdem Einfluß über den Haufen rennen ließen, die wenig oder so gut wie nichts von Eigenem bewahrten. Die Deutschen haben dadurch ein rühmliches Zeugnis von ihrer Kraft abgelegt, daß sie gegen den ungeheuren Ansturm der Antike, der Bibel, der hellenischen Kunst und Wissenschaft, des römischen Corpus juris, sich dennoch mannhaft wehrten, und, ihm nur zeitweilig unterliegend, dennoch zuletzt zu hoher Eigenkultur emporstiegen. Sie haben die fremden Nahrungsstoffe verdaut; sie haben die störenden Fremdkörper gleich der Muschel zu schimmernden Perlen umgestaltet. Sie haben ein deutsches Christentum und einen deutschen Staat geschaffen.

Auch in der bildenden Kunst begann sich seit dem 13. Jahrhundert der heimische Geist zu regen. Zwar ist selbst bei der Gotik ein ursprünglicher Anstoß von außen anzuerkennen; es scheint erwiesen, daß ihre ersten Anfänge über die Provence bis nach Ägypten hin verfolgt werden können. Die wahre Ausbildung der Gotik aber zu den Hochgestalten der Dome von Rheims und Straßburg und Wien ist doch rein germanischem Geiste entflossen. Und rein deutschem das Lied der Minnesänger und Parzival und vor allem die Nibelunge und Kudrun. Denn daß bei Parzival ein keltischer oder noch ursprünglicher, wie ich glaube, ein persischer Stoff zugrunde lag[1]) und bei den beiden Nationalepen möglicherweise nordgermanische Motive mitwirkten, ist nicht von Belang; der Geist, den die Epen tragen und die Ausführung sind deutsch.

Am klarsten zeigt sich der Kampf des Fremden und Heimischen bei Luther. Ganz unser ist die leidenschaftliche Betonung des Ichs, die Verwahrung der Innerlichkeit gegen die äußeren „guten Werke", ist vor allem der Riesentrotz und der flammende Zorn des selbstrichtigen Mannes. Römisch ist das Festhalten am Staatskirchentum und die

---

[1]) Habe ich zuerst 1894 in „Orient. Chroniken" behauptet; seitdem ist es allgemeiner angenommen; namentlich der Graal wird öfters auf die Sonnenscheibe des Dschemschid zurückgeführt.

Förderung der antiken Sprachen, römisch auch die Herrschsucht der lutherischen Kirche. So kam es, daß ganz bald nach Luther schon wieder eine Welle der Südkultur über uns hereinbrach. Noch einmal wurde Latein für Wissenschaft und Glauben alleingültig, noch einmal ward nach Holbein und Dürer, nach Riemenschneider und Vischer die Kunst Italiens, ward die Renaissance mächtig in Deutschland. Damit vermengte sich das Einströmen italienischer Wörter, von denen unsere Prosa bis zu einem Drittel erfüllt wurde. Auch in der Folge unterlagen wir fortwährend romanischer Einwirkung. Die Lebensführung, der Hof Ludwigs XIV. wurde maßgebend für alle Höfe Europas, also auch für die deutschen. Mit französischen Sitten und Formen kam naturgemäß dann die Sintflut französischer Lehnwörter in unser Land. Das dauerte bis zu Gottsched und Klopstock, ja über deren Zeit hinaus. Selbst Friedrich II. schrieb alle, selbst Alexander v. Humboldt schrieb einige seiner Hauptwerke französisch. Der Empirestil faßte bei uns Fuß.

Goethe bezeichnet die neuzeitliche Abkehr von auswärtigen Idealen. Mit ihm fängt die deutsche Kultur der Gegenwart an. Aber gerade er zeigt, wie Fremdes und Eigenes sich vermählen müssen, um eine Hochentwicklung hervorzubringen. Er selbst weist scherzend Nörgler zurück, die ihm Entlehnung nachrechnen wollten: Rechne er doch auch nicht nach, mit was für Kapaunen er sein Bäuchlein gemästet. Goethe hat sich von der Antike, von serbischen und morlakischen Gesängen, von der Renaissance und französischer Malerei, von Voltaire und Richardson und Lord Byron, von Firdusi und Hafis genährt, und doch hat er all diese so verschiedenartigen Stoffmengen in deutsches Blut umgewandelt. Das Wichtigste von allem, sein Stil, ist deutsch. Und auch, was noch viel zu wenig beachtet worden ist, auch seine Stoffe sind meistens deutsch. Sein Götz, sein Werther, Faust, Wilhelm Meister, die Wahlverwandtschaften, Hermann und Dorothea spielen auf deutschem Boden. Egmont wird man wohl kaum als Ausnahme anführen. Nur Iphigenie und Tasso bewegen sich im Ausland. Wenn einige seiner Schöpfungen fremdes Gewand zeigen, so ist es doch oft nur eine Verkleidung heimischer Gestalten. Die Elegien besingen seine Liebe zu Christiane, das Buch Suleika die zu Marianne. Dagegen hat Schiller im Grunde

das Ausland vorgezogen. Don Carlos, Fiesco, Maria Stuart, Demetrius, Turandot, die Jungfrau von Orleans — die Titel sprechen für sich selber. Und der Stil? Ich kann mir nicht helfen, aber die Prosa Schillers erinnert mich nur zu oft an die Perioden eines Livius und Cicero und seine Dramen an die Art eines Corneille. Dies darf keineswegs Schiller allein zum Vorwurf gemacht werden. Die ganze Zeit war eben doch noch, zumal da Napoleon im Zenit stand, unter ausländischem Einfluß. Sie alle, Goethe sowohl, der lange von der Gotik nichts wissen wollte, wie Schiller, der vom unbewölkten Zeus spricht, von Cyanen und von Elysium, wie selbst der Volkssänger Bürger, wie der Weltmann und Diplomat Wilhelm v. Humboldt, waren begeisterte, ja fanatische Anhänger der Antike.

Die Vertreibung Napoleons brachte endlich einen Rückschlag zugunsten reinen Deutschtums. Es gab ja auch Auswüchse. Menzel, der Franzosenfresser, und einige wütende Sprachreiniger machten sich lächerlich. Aber der Kern jener „teutschen" Bewegung war doch gesund. Gerade an der Sprachreinigung haben hochstehende Geister wie Grimm und Jean Paul innigen Anteil genommen. Nicht minder Goethe, der es wahrlich an Fremdwörtern nicht fehlen ließ, zumal seiner Ansicht nach „der geistreiche Mensch seinen Sprachstoff knetet" aus allem, was ihm nur in die Hände kommt, er hat dennoch in weitestem Maße für eine Verdeutschung vieler Fremdwörter gewirkt. Ich erinnere mich noch lebhaft, wie mir einmal ein hochweiser Lehrer im deutschen Aufsatz den Ausdruck „Anähnlichung" als Fehler anstrich. Nun wohl, der Ausdruck, wie viele gleiche, findet sich bei Goethe. Freilich hat er die „Assimilationen" selbst jetzt, nach 90 Jahren, noch nicht zu überwinden vermocht.

Mit dem Teutschtum zog die Biedermeierzeit herauf. Hier ist endlich einmal ein Stil, der nicht von außen gekommen ist. Ganz ohne Gegenstück im Ausland ist freilich auch er nicht, wie man denn die Revolutionstracht als Anregerin auffassen könnte. Doch ist die Ausprägung des Stiles so deutsch, wie man es nur wünschen kann. Inzwischen ist aber das ganze deutsche, wie freilich überhaupt das europäische Leben, durch außereuropäische Einflüsse umgewandelt worden. Wer könnte sich jetzt noch unser Familienleben ohne Kartoffel und

Kaffee und Tee, ohne Pfeife und Tabak denken? Daß fremde Weine und fremde Schnäpse den einheimischen starken Abbruch tun, braucht bloß erwähnt zu werden. Leider ist es bis zum heutigen Tage hierin noch nicht sehr viel besser geworden. Noch immer kann man in erste Gasthöfe kommen und ein, ja zwei Dutzend französischer Rotweine verzeichnet finden, und nicht eine einzige deutsche Marke. Noch schlimmer steht es mit Spielen. Sind schon Schach und andere Brettspiele fremden Ursprungs, so können bedauerlicherweise selbst die meisten Bewegungsspiele zwar für germanisch, aber nicht für ursprünglich deutsch gelten. Schlittschuhlaufen ist von Holland, Ski[1]) von Norwegen, Fußball, Netzballspiel (Tennis), Golf und Polo[2]) sind von England eingeführt; lediglich Stoßball und Schlagball scheinen deutsch zu sein, obwohl möglicherweise — ich bin darüber nicht genau unterrichtet — eine Anlehnung an Kricket und Base-Ball vorliegen mag. Nur das Spiel mit Klickern (Klicker, Murmel, bayerisch Schusser) und das Kegelspiel in jeder Form ist sicher deutsch. Dagegen ist Billard französische Erfindung, ebenso wahrscheinlich der Kreisel.

Wie den Freiheitskriegen der Sturm und Drang der Dichter und die Erkenntnistheorie der Philosophen voraufging, so wurde 1870 durch eine nationale Geistesbewegung eingeleitet. Vor allem ist die Geschichtsschreibung zu rühmen, die den Boden für das neue Reich ebnete. Nach Luden, Johann Georg August Wirth, Giesebrecht und Gervinus, die schon vor 1848 wirkten, entflammten Dahlmann, Sybel und Treitschke, sowie der schon genannte Gervinus in der Periode zwischen 1848 und 1870 die Jugend für die Größe des Vaterlandes. Einen Gipfelpunkt bezeichnet das Schillerfest, das 1859 gefeiert wurde. Auch auf religiösem Gebiet begann es sich wieder zu regnen. Der Altkatholizismus ist offensichtlich ein Erzeugnis deutschen Geistes, der gegen römische Methoden Einspruch erhebt. Dazu kamen die Großtaten der Wissenschaft. Wenn Darwin, mehr als Empiriker, das Gesetz der Entwicklung aufgestellt hatte, so hat es jedenfalls deutsche Forschung

[1]) Anfänglich bei Finnen und Tungusen im Schwang, als suki: Nansen, Mit Schneeschuhen durch Grönland, Einleitung.

[2]) Polo ursprünglich von Baltistan und Mongolei.

erst so recht fruchtbar gemacht und hat es auch auf die Geistes-wissenschaften angewendet. Die niedere wie die höhere Kritik, die sich allmählich die ganze Welt eroberte, ist ein rein deutsches Erzeugnis. Die Entdeckungen von Helmholtz und Clausius, von Koch und Behring, die Erfindungen von Sömmering und Reis, von Linde und Graf Zeppelin, die Forschungen eines Gauß und Weber, eines Lagarde und Wellhausen, eines Mommsen und Gutschmidt, eines Ranke und Roscher haben den Ruhm deutscher Wissenschaft über das Erdenrund verbreitet. Ob der Halbpole Nietzsche ein klarer Spiegel deutschen Wesens sei, wollen wir dahingestellt sein lassen; er selbst hat jedenfalls dieses Wesen nicht geliebt, hat sich im Gegenteil des öfteren schroff dagegen erklärt. Einen pflegen wir als höchsten Förderer deutscher Bildung zu preisen: Richard Wagner. Überhaupt ist die Musik das erfreulichste Gebiet nationaler Betätigung. Gewiß, fremder Anstoß war auch in der Musik nötig, von Italien namentlich und Frankreich. Aber das Fremde ist doch, je länger je mehr, in den Hintergrund getreten und hat nur die Folie für diese herrliche Ausstrahlung deutschen Gemütes abgegeben.

Wagner, innig und zart und der Prophet des Massenlärms, Held der Tat und Mann unendlicher Worte, Germanenagitator und Reklamegenie, wonnige Melodie und blasser Froschlaich, er ist vor 1870 gewachsen und geworden. Die Ereignisse von 1870 selber haben weder in der Musik noch auf andern Kulturgebieten, sie haben lediglich in Handel und Industrie einen starken Ruck vorwärts veranlaßt. Im Gegenteil, statt daß eine neue Ära nationaler Bildung gekommen wäre, ist vielmehr von neuem das Vaterland von Fremdkulturen überflutet worden. Französische Versteck-, Verwechslungs- und Ehebruchsdramen auf unsern Bühnen, skandinavische und russische Lebensverneinung in den Romanen, Mascagni und Leoncavallo, Gilbert und Sullivan, der Tscheche Smetana und der Halbslave Lehár in der Oper und Operette, englische Moden und Sitten, englisches Bridge- und amerikanisches Pokerspiel in der Gesellschaft, Japanertum in der bildenden Kunst. Ferner im Parlamentarismus englische Vorbilder, in der Malerei Pariser, in Möbeln und Wohnhausstil wiederum englische, im Zeitungswesen amerikanische, in der Moral jüdische.

In einem Gedicht des Grafen Westarp heißt es:

Griechisch wird die Bildung euch geboten,
Und der Schönheit ewges Ideal,
Römisch sollt ihr denken, und zumal
Euch begeistern für die großen Toten,
Die für Romas Herrschaft lohten;
Asien gab euch die Kultur,
Eure Häuser schmückt ihr aus japanisch,
Englisch liebt ihr dies — und jenes spanisch,
Russisch faul die Lit'ratur.

Frankreich gar ist aller Länder Krone,
Feiner Sitten höchstes Paradies,
Haupt und Licht der Welt ist doch Paris!
Ewig bleibt ihr wohl in seinem Frone . . .

Wir haben uns also noch niemals vom Fremdtum ganz freihalten können. Es wäre nun zunächst die Frage, ob das nicht bei andern Völkern ebenfalls zutrifft. Ich glaube, man wird die Frage zuversichtlich bejahen dürfen. Man kann aber aus dieser Erkenntnis auch einen optimistischen Schluß ziehen. Es wird immer soviel über die vermaledeite Fremdtümelei bei uns gejammert. Allein, es sieht ganz danach aus, als ob etwas Auslandkultur, etwas Lernen von der Fremde zum Entstehen einer Hochentwicklung durchaus notwendig sei. Außerdem können wir wahrnehmen, daß mit zunehmender Reife der Nation das Fremde doch je länger je mehr zurücktritt gegen den großen Reichtum am Eigenen.

Seit einiger Zeit erschallen von allen Seiten Deutschlands Stimmen, die unsere altklassische Kultur verdammen. Erlösung wird gefordert von Griechenland und Rom, Erlösung vom Christentum und Erlösung vom späteren Goethe. Der Ruf kam zum Teil von selber, instinktiv, aus Selbsterhaltung oder Rückgewinnung, zum Teil ist er ein Ergebnis, einmal der Lehren Nietzsches, dann eines neu erstandenen oder neu empfundenen germanischen Rassengefühls. Der Ruf ist bald deutsch volkstümelnd: deutsches Christentum und deutsche Kirche, deutsche Bühne

und deutsche Bildkunst, vorweimarischer Goethe, Mundarten, deutsche Tracht und deutscher Hausstil! Bald lautet es rein rassenhaft germanisch: weg mit Pfaffen und Kirchen und Christus selber, weg mit Homer und Cicero, weg mit Symbolismus Fausts und Romantizismus des Schlegel, dafür Wotan und Höhenfeuerdienst (Sonnenräder der Johannisnacht in Österreich), Edda und Runen!

Eine Bewegung, die an vielen Orten zugleich, die mit Heftigkeit, ja elementarer Kraft auftritt, deren Anhänger eine leidenschaftliche Brünstigkeit entfalten, sie hat immer einen Kern der Berechtigung. Auch handelt es sich nicht um eine zufällige Laune, die wir kühl betrachtend, etwa als seltsame Begleiterscheinung unserer Zeit registrierten, sondern um eine tiefe Umwälzung, die unser innerstes Leben angeht, für oder gegen die zu wirken für uns entscheidend ist. Die Entwicklung zu verstehen, damit ist es nicht getan; es geht um unsere Schulen, es geht um uns selbst und unsere Zukunft, wir müssen segnen oder fluchen.

Jede Geistesbewegung könnten wir ruhig aufnehmen, ohne Erschütterung, als eine Erneuerung oder Bereicherung bestehender Kultur, wenn sich nicht eines unserer Reife entgegenstellte, die Kürze und Enge des menschlichen Lebens. Nur die Wissenschaft ist ewig, nur alle Menschen erleben alles Menschliche. Der einzelne hat nur für einen bestimmten Teil der Wissenschaft, einen Teil des Menschlichen Raum; er muß sich entscheiden, muß wählen oder verwerfen. So kommt es, daß er einseitig wird, daß der Fokus seines Auges sich ändert oder er gar durch gefärbte Brille sieht, so kommt es, daß ein ganzes Volk, ja Völkergruppen einseitig, fanatisch werden, an Hypertrophie auf einem Lebensgebiete, an Atrophie auf einem andern leiden. Damit die Harmonie wiederhergestellt werde, ist dem hypertrophischen Gliede die Nahrung zu entziehen oder zu beschränken.

Wir lagen in den Banden des Altertums. Den Lebenden beglücken seine Fesseln, aber sie hindern ihn an Taten, und zuletzt bringen sie ihn, gleich Tannhäuser, zur Flucht oder zum Verderben. Wilhelm v. Humboldt erklärte, die Griechen könne man nie erreichen, geschweige über sie hinaus; Hölderlin starb frühen, allzu frühen Todes, aus Verzweiflung über die ungriechischen Zustände seiner Zeit, und noch Nietzsche litt und starb am Altertum, das er in gigantischem Ringen

vergeblich zu überwinden trachtete. In der Tat, wenn Griechen und Römer alles waren, sind wir nichts; wenn bei ihnen Vollendung, so ist unsere Entwicklung abgeschnitten; wenn wir über die Antike nicht hinauskommen, sind wir zur Unfruchtbarkeit verdammt. Aber schon tritt ein anderes an ihre Stelle. Ähnlich aber wird es mit dem neuzeitlichen Vorwalten französischer, englischer und amerikanischer Kultur bei uns sein. Es wird nicht immer währen. Fortschreiten ist Lebensnotwendigkeit. Schon Behemmung des Schreitens ist Unglück, aber Unmöglichkeit und Aussichtslosigkeit einer Fortentwicklung ist der Tod. Noch regt sich bei uns frische Kraft. In Hamburg ragt der Roland Lederers, ungeheuer wuchtet das Völkerschlachtdenkmal zu Leipzig. Noch sind wir willens und fähig, Gesehenes schöpferisch umzugestalten, Fremdes einzudeutschen, Gelerntes zu verdauen. Noch ist der Völkertod weit entfernt. Also weg mit dem ewigen Klagen über die Ausländerei unseres Volkes, bei dem vielmehr schon in den meisten Dingen die Fremden in die Lehre gehen! Weg mit der unaufhörlichen Selbstanklage. Noch sprüht uns goldenes Leben. Noch lacht die Sonne deutscher Art.

Kulturstufe der alten Deutschen.

Heutige Überarier geraten über nichts mehr in Harnisch, als wenn man die alten Germanen Barbaren nennt. Sie waren es aber doch. Nun gut, was weiter? Ist es eine Schande, ein Kind ein Kind zu nennen? Wieviele wären nicht gern wieder jung! Jedermann ist einmal ein Kind gewesen, und jedes Volk war einmal auf der Stufe des Wilden, des Barbaren. Man versperrt sich selber mutwillig den Weg zur Erkenntnis, man entwurzelt die ganze Weltgeschichte, wenn man dies leugnet. Der Trugschluß hierbei geht von der gleichen Anschauung aus, wie sie der Mär von der goldenen Zeit und von der edlen Urrasse zugrunde lag. Wir haben jetzt erkannt, daß jene goldene Zeit, die Zeit überquellenden Reichtums und seligen Friedens, daß überhaupt das Paradies eine Vorstellung ist, die ebensogut vorwärts, wie bei den Sozialisten und Utopisten, wie rückwärts projiziert werden kann, und daß im Sinne derer, die das Paradies erdachten und ausschmückten, die Zukunft diesem Hochbilde näher ist, als die Vergangenheit.

Ebenso ist Rassezucht nicht am Anfang, sondern am Ende einer Entwicklung. Das gleiche gilt von aller Kultur. Wilser und Genossen zäunen das Pferd am Schwanze auf, wenn sie schon den alten Germanen die Kenntnis der Schrift und alle möglichen anderen Künste zuschreiben. Im übrigen ist die barbarische Art selbst nach der Völkerwanderung aus den Quellen leicht zu erweisen. Die Germanen hatten Menschenopfer. Sie glaubten an Hexen, verbrannten sie, aßen dann deren Fleisch. Den Sklaven rissen sie nach Gefallen die Augen aus oder entmannten sie. Da dies von den Gesetzen, so von dem salischen und dem sächsischen ausdrücklich verboten wird, so muß es doch wohl vorgekommen sein. Ebenso sprechen die alten Rechtsbücher häufig von Vater- und Brudermord sowie von abscheulichen Verstümmelungen. Es gibt weiter Dinge, über deren Nützlichkeit man zweierlei Meinung sein kann, von denen aber einmal nicht abzustreiten ist, daß sie insgemein als barbarisch gelten. Dazu gehört der gewaltsame Tod der Alten und Gebrechlichen; dazu die Sitte, Sklaven zusammen mit dem verstorbenen Herrn zu verbrennen und die Gattin dem Gemahl in den Tod nachfolgen zu lassen[1]).

Wenn bei den alten Angelsachsen ein Freier starb, so wurden alle seine Sklaven getötet, sie mochten noch so schuldlos sein. Der Sinn dieser Verordnung ist leicht zu verstehen: der Sklave sollte kein Interesse daran haben, daß sein Herr stürbe, sollte im Gegenteil auf jede Weise dies zu verhindern bemüht sein. Mark Twain hat in seinem köstlichen Kulturroman A Yankee at the court of King Arthur diese Sitte tüchtig ausgebeutet, und zu den unterhaltendsten Schilderungen verwertet. Ebenso kann man es leicht verstehen, warum man die Alten und Gebrechlichen aus dem Wege schaffte. Man tut dies ja noch heutzutage, in Österreich bei Professoren, die über die Altersgrenze stolpern, die durch Gesetz gezwungen sind, wenn siebzigjährig, ihr Amt niederzulegen. Dabei sind gerade Wissenschafter noch am ehesten in der Lage, ihrem Volke oder der Menschheit weiter Nutzen zu stiften, obschon sie das biblische Alter überschritten. Es wäre immerhin schade gewesen, wenn man Ranke erwürgt hätte, bevor er seine Weltgeschichte schrieb,

---

[1]) J. G. A. Wirth, Geschichte der Deutschen, 1842, I, 18, 194 f.

die er mit 80 Jahren begann. Ebenso hat Alexander von Peez mit 79 und 80 Jahren einige seiner besten Bücher veröffentlicht. Dagegen setzt sich jeder Bauer auf das Altenteil, und zwar meist schon lange, bevor er 70 Jahre alt geworden. Auch von manchen Fürsten könnte man wünschen, daß sie abdankten, bevor sie untauglich und mürrisch geworden. Selbst von einigen der besten Herrscher, von Akbar dem Großen und Aurangzeb, weiß man, daß sie im hohen Alter argwöhnisch und schwach geworden sind. Wenn es heißt: wehe dem Reich, das ein Kind regiert, so könnte man manchmal auch sagen, daß allzu hohes Alter eines Staatsoberhauptes für den Staat nicht günstig sei. Zum mindesten macht hohes Alter allzu friedensbereit und jeder, auch noch so notwendigen Neuerung feind. Die fanatische Friedenssucht des alten Königs hat schon Runeberg in seinem unsterblichen Kung Fjalar dargestellt und dann, noch ergreifender, Lienhard in seinem großangelegten, tiefschürfenden König Arthur, der 1905 entstand, aber für 1912/13 gedichtet scheint. Wie gesagt, man kann über solche Sitten denken, wie man will, das Eine kann aber nicht bezweifelt werden, daß sie im gemeinen Sprachverstande als barbarisch bezeichnet werden. Demgemäß sagt Johann Georg August Wirth in seiner Geschichte der Deutschen von jenen Sitten: „Rohheit und Härte war überall ihr Charakter. Kurz, wir wollen den idyllischen Beschreibungen der Urzeit für immer entsagen. — — — Wir bemerken indessen ausdrücklich, daß die allerdings bedeutenden Gebrechen der Germanen keinegswegs etwa nur ihnen allein eigen gewesen seien und sie also gegen andere Völker zurückgesetzt hätten; die anderen waren vielmehr in ihrer ersten Entwicklungsstufen so gut Barbaren wie die Deutschen, ja, sie waren es sogar noch in höherem Maße. Die deutsche Geschichte ist es niemals, welche in Vergleichung mit anderen mehr im Schatten stünde, und daß selbst die reichbegabten Germanen ursprünglich so sehr verwildert waren, zeigt eben, wie sehr die Idee des fortschreitenden Ganges der Bildung durch die Geschichte bestätigt wird, und welche große Irrtümer die Meinung verrät, daß nur die alte Zeit gut gewesen sei und die kommende immer schlechter werde. Allerdings waren demnach die Deutschen in der Kindheitsstufe ihrer Entwicklung wild und rauh, doch der Kern war immer gut, und darum zeigten sie auch schon im barbarischen

Zustande Eigenschaften, die sie vor anderen Völkern, namentlich den Griechen und Römern, hoch auszeichneten". Immerhin hatten die alten Germanen Vielehe, wie Hentschel gezeigt hat. Von den nordischen Ros, die im 9. Jahrhundert in Rußland einfielen, wird erzählt, daß sie sich nichts darum schoren, wenn man ihnen bei ihren Buhlereien zusah. Das mag jedoch spätere Verwilderung zügelloser Eroberer gewesen sein, wie bei den Merovingern. Denn im allgemeinen sticht gerade in geschlechtlichen Dingen der Germane scharf von seinen Nachbarn ab, insbesondere von den Etruskern, deren Frauen beim Gastmahl die Kleider abwarfen (ebenso wie die Bewohnerinnen von Wales noch bis ins 17. Jahrhundert) und von den Iren, wo vor alters Weiberherrschaft und Promiscuität herrschte.

Arier und Anarier.

Zahlenverhältnis.

Durch die Volksheere und die Kriege der Gegenwart sind wir dazu gekommen, unwillkürlich die Größe früherer Eroberungsscharen geradezu lächerlich zu überschätzen. Dazu trugen freilich Berichte der Alten bei. Herodot schlägt die Perser, die Griechenland erobern wollten, auf über fünf Millionen an; die Bibel spricht ständig von Hunderttausenden der Ägypter und Assyrer. Über vier Millionen sollen die Polen bei der Schlacht von Tannenberg gehabt haben. Diese Übertreibungen sind bereits von Delbrück auf ein vernünftiges Maß zurückgewiesen worden — er nimmt nur 25 000 Perser an — allein die volkstümliche Anschauung von Eroberungen und Völkerwanderungen schwelgt, wie die Mär von König Dagobert, in unerschöpflichen Massen. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Laut Livius beliefen die römischen Bürger 168 vor Christi sich auf nur 330 000 Köpfe. Nun ist das Römerreich unter Augustus von Levasseur, dem sich Schmoller anschließt, auf 50 Millionen Seelen berechnet worden. Dazu hatte die natürliche Vermehrung jener Bürger wohl nicht allzuviel beigetragen, da erstens furchtbare Bürgerkriege ihre Zahl geschmälert hatten, und zweitens, wie aus den mühseligen Ehegesetzen des Augustus hervortritt, die Kinderlosigkeit überhandnahm. Setzen wir einmal, daß obige Bürgerzahl bis zu einer halben Million angeschwollen wäre, so hätten wir

diese gegen 50 Millionen Unterworfene, also, wenn wir die Bürgerfamilie zu vier Personen annehmen, wie 2 : 50. Hierbei ist noch zu bedenken, daß im Jahre 168 die Römer bereits die Hälfte ihrer wichtigsten Eroberungen hinter sich hatten, daß sie schon mitten in der Ausdehnung eines imperialistischen Zeitalters drinstanden. Das erstaunlichste Beispiel aus der Neuzeit ist die Überwältigung Südafrikas durch den kleinen Stamm der Zulu im Anfange des 19. Jahrhunderts. Bei einer Kriegerschar, die aus 10000 Köpfen bestand, — sie überrannte die Striche nördlich von Matabeleland, und kam bis in die Gegend östlich vom Nyassa — sollen nur 40 Zulu gewesen sein, die jedoch in kürzester Frist die anderen in Sprache und Sitte zuluisiert hätten. Im Oranjestaat hörte ich einen ernsthaften Bur erzählen, daß einmal sein Sohn allein 500 Basuto vertrieben hätte. Es ist keine Seltenheit, daß drei Engländer eine ganze indische Stadt von 50 bis 70000 Farbigen im Zaume halten und verwalten. Sehr hübsch beschreibt dies Kipling in seiner Geschichte „Der Tropfen weißen Blutes". Da bringt es sogar ein Bastard fertig, mit einigen wenigen farbigen Polizeisoldaten eines ganzen Aufstandes Herr zu werden. Er läßt bloß eine Salve abfeuern, die trifft nicht einmal — aber siehe da! das feige Volk der Aufrührer läuft spornstreichs davon. Die Kolonialgeschichte bietet eine ganze Reihe von Beispielen, die hierher gehören. 600 entschlossene Yankees erobern ganz Kalifornien. Wenige Dutzende von Weißen und Bastarden ziehen, ohne sonderliche Verluste zu erleiden, durch alle die feindlichen Indianerstämme Nordamerikas von den großen Seen oder von dem mittleren Mississippi bis zu den Gestaden des Stillen Meeres. Man sehe die überaus anziehende „Astoria" Washington Irvings, die vollkommen wie ein Epos anmutet. In Venezuela ist Spanisch die herrschende Sprache, aber nur 1% der Bevölkerung besteht aus — Kreolen, also nicht einmal Vollblutweißen. Sogar wenn Weiße gegen Weiße stehen, entscheidet manchmal eine äußerst geringe Anzahl entschlossener Männer. Als Theophilus Shepstone 1877 in Prätoria einrückte, um dann das ganze Transvaal botmäßig zu machen, hatte er noch nicht einmal 100 Mann mit sich. Ein lächerlich kleiner Haufen von Normannen eroberte Sizilien und Süditalien. 30000 Mongolen unter Tschepe hielten ganz Rußland in Schach. Einige Dutzende Halb-

araber plünderten unter Tippu Tip und Genossen ganz Mittelafrika. Von den Spartiaten weiß man, daß sie nicht mehr als 3000 Familien zählten. Gegenüber 400 000 Metöken und Sklaven sollen nur 20 000 freie Athener vorhanden gewesen sein, also ein Vollbürger gegen 20 Fremde und Nichtfreie. Noch größer sei bei den illyrischen Manii im Verhältnis die Zahl der Herren gegenüber den Hörigen gewesen. Machen wir nun die Nutzanwendung auf die Germanen! Mein Großvater widmet in seiner „Geschichte der Deutschen" ein eigenes, ungemein ausgedehntes „Hauptstück" dem „Zahlenverhältnis der Bevorrechteten zu den Rechtlosen". Er gelangt dabei zu dem Ergebnis, daß nur ein Freier gegen 50 Schalke stand. Obwohl er sich dabei auf eine stattliche Reihe von guten Beweisen stützen konnte, so schien meinem Großvater (der als Jurist von Beruf jede einzelne Nachricht sorgfältig auf ihren Urgrund, auf die ihr innewohnende Beweiskraft untersuchte, aber zugleich auch deren Wirkung auf die Richter, nämlich die Kritiker, einzuschätzen wußte), als ob das deutsche Publikum dies erstaunliche Ergebnis nicht verdauen könne. Obwohl er daher zuerst urteilt: „sehr mäßig angeschlagen", so will er doch nachher der öffentlichen Meinung entgegenkommen, und erklärt: „der fünfundzwanzigste Teil der Bevölkerung war rechtlos". Sein Sohn Max Wirth findet in seiner „Deutschen Geschichte" auch diesen Satz noch viel zu hoch. Seltsamerweise nähert sich ausgerechnet diesem Satz wieder auf das auffälligste ein Mann, der von rein anthropologischen, rein leiblichen Anschauungen ausgeht, Lanz-Liebenfels.

Er sagt im „Hammer" (1. September 1910): „Die heutigen Deutschen sind ein rassenmäßig stark gemischtes Volk, und nach meinen bisherigen Erfahrungen sind unter den 70 Millionen Deutschen (die ja zu $^2/_3$ aus Kindern bestehen) wohl kaum eine Million Männer und Frauen, die man nach ihrem Äußeren und nach ihrer Gesinnung als Germanen gelten lassen kann".

Lanz schrieb dies schon vor einiger Zeit; inzwischen sind die Deutschen Deutschlands, Rußlands, Österreichs und der Schweiz wie des übrigen Europas auf beiläufig 80 Millionen angewachsen. Bleiben wir jedoch bei 70 Millionen, und vervielfältigen wir die Zahl der Erwachsenen nach Lanz' Wunsche mit der Ziffer 3, so hätten wir

je 3 reine Germanen gegen 67 Nichtgermanen oder 1:22. Alles das sind immerhin nur Schätzungen; wir haben aber auch ganz greifbare Nachrichten, durch die solche Vermutungen eine wertvolle Bestätigung erhalten; dergestalt ist die Zahl sämtlicher Vandalen, die nach Tunis übersetzten, nur 80 000 Seelen gewesen. Diese geringe Schar hat ganz Afrika außer Ägypten beherrscht, hat zeitweilig Sardinien und Korsika „kontrolliert" und fühlte sich stark genug, um Raubfahrten nach den Ufern der Adria, ja selbst, und zwar mit Erfolg, nach der Welthauptstadt, nach Rom, zu unternehmen. Seit jeher hat man sich darüber gewundert, daß die Zahl der Burgunden, die doch ein beträchtliches Getöse in der Welt vollführten und die sogar beim Sinken der Karolinger die römische Krone an sich reißen wollten, so gering gewesen ist. Es heißt: 45 000. Nur 20 000 fränkische Ritter erstürmen Konstantinopel und begründen eine Herrschaft über den halben Balkan. Ebenso sind die Angaben bei bei den auswandernden Langobarden außerordentlich niedrig. Trotzdem eroberten die Langobarden ganz Norditalien und den größten Teil Mittelitaliens. Freilich wurden ja die Langobarden romanisiert und die Vandalen ausgerottet oder vertrieben. Gewiß, da die Verhältnisse zu ungünstig lagen, da besonders in Italien schon ein altes Kulturvolk seit vielen Jahrhunderten ansässig war. Dagegen tritt das Umgekehrte ein, daß der Sieger die Besiegten zu seiner Sprache und Art herüberzieht, wenn, wie in Germanien, Britannien und Indien, die alte Kultur der von den Erobereren mitgebrachten entweder nicht gleichkommt oder ihr doch nicht allzusehr überlegen ist.

Zur Stütze dieser Ansichten führe ich Nietzsche (N. Morgenröte 1910, 431) an. Er sagt: Denkt man sich die Griechen als *wenig zahlreiche* Stämme auf einem reich bevölkerten Boden, wie sie das Festland im Innern mit einer Rasse mongolischer Abkunft bedeckt fanden, die Küste mit einem semitischen Streifen verbrämt und dazwischen Thrazier angesiedelt fanden, so sieht man die Nötigung ein, vor allem die Superiorität der Qualität festzuhalten und immer wieder zu erzeugen; damit übten sie ihren Zauber über die Massen aus. Das Gefühl, allein als höhere Wesen unter einer *feindseligen Überzahl* es auszuhalten, zwang sie fortwährend zur höchsten geistigen Spannung.

Der Aufsatz „Sind die Romanen Arier?“ von K. Felix Wolff („Hammer“ 1912, Nr. 233) sagt: „Die Indogermanen oder Arier trafen zahlreiche Urbewohner an, die von ihnen unterworfen und zu ‚Hörigen‘, ‚Sklaven‘, ‚Servi‘, ‚Leibeigenen‘, oder ‚Heloten‘ gemacht wurden, während die eingedrungenen Arier einen Kriegeradel bildeten, der an Zahl gering war, jedoch alle politische Macht in seinen Händen vereinigte. . . . Die von den Indogermanen eroberten Gebiete waren fast ausnahmslos in wärmeren Breiten gelegen und außerdem dicht bevölkert — zwei Umstände, welche verderblich auf die nordischen Eroberer einwirkten. Das ungewohnte Klima und das mit dem plötzlich erworbenen Reichtum verbundene Wohlleben, sowie die fortgesetzte Vermischung mit den weitaus zahlreicheren Eingeborenen hatten eine rasche Zersetzung und Zerstörung der nordischen Eigenart zur Folge. Zwar wurde die Sprache der Indogermanen von der gesamten Bevölkerung angenommen, nach einer Anzahl von Jahrhunderten aber war der indogermanische Kriegeradel vollständig verkommen und allmählich in der großen Masse der Ureinwohner versunken und verschwunden. Was übrig blieb, war das alte bodenständige Südvolk mit einer neuen indogermanischen Sprache. . . . So war es in Persien, in Griechenland, in Italien und anderwärts; noch heute wird in diesen Ländern indogermanisch gesprochen, allein die Leute, die da wohnen, sind keine Indogermanen, sondern die Nachkommen jener Südvölker, welche schon vor der Einwanderung der Indogermanen die betreffenden Gegenden bewohnten. Daraus erklärt sich der ungeheure Unterschied zwischen den Römern und den Griechen des Altertums und jenen der Neuzeit. Damals standen indogermanische Führer an der Spitze; — als die Indogermanen ausgestorben waren, erfolgte der Verfall. . . . Hingegen bilden das übrige Frankreich (etwa von Paris südwärts) nebst Spanien, Italien, dem Balkan und den Mittelmeerinseln heute ein Gebiet, wo echtes Indogermanentum kaum noch nachzuweisen ist“.

Ähnlich meint Sergi: „Der mittelländische Stamm ist ein besonderer Stamm für sich, mit eigenartigen, so deutlich ausgeprägten Kennzeichen, daß man sie nicht mit denen eines anderen europäischen oder asiatischen verwechseln kann. Er ist morphologisch der schönste braune Menschenschlag, der in Europa erschien; weder von einem

schwarzen noch von einem weißen Stamme ist er herzuleiten, sondern autonom steht er da im Menschengeschlechte. . . . Eine schöne, braune, kräftige, unternehmende Menschenrasse, die viele Schädelarten von vortrefflicher, fast möchte man sagen ‚ästhetischer' Form und mit regelmäßigen harmonischen Kurven besaß, die Schädel waren meist länglich, die Gesichter oval. . . . Die Urbevölkerungen der verschiedenen Länder des Mittelmeeres besitzen gleiche physische Merkmale, müssen also demselben Stamme angehören, den ich den mittelländischen nannte. Die Anfänge des Stammes sind in Ostafrika zwischen Südägypten und dem Somalilande zu suchen, weil dort seit langen Jahrhunderten die Schädelformen ohne irgendwelche Beimischung mittel- und nordeuropäischer Elemente noch bewahrt werden. . . . Die äußeren Merkmale sind das Braun der Haut, der Augen (Iris), des Kopfhaares, des Bartes und der Behaarung auf anderen Teilen des Körpers".

Sergi läßt sämtliche Mittelmeerländer bis nach Nordfrankreich, Westdeutschland und Südrußland von einer braunen Rasse besiedelt sein, die in Afrika ihre Urheimat hatte. Tatsächlich zeigen sich bei Ägyptern und Abessiniern dieselben Rassenmerkmale wie bei Italienern, Spaniern usw.; nur daß die Afrikaner dunkler sind; das will aber nichts bedeuten, denn auch bei uns haben die Landleute, die sich viel der Sonne aussetzen, eine dunklere Färbung als die Städter; und doch sind es dieselben Menschen.

„Schon in fernster Vorzeit, als die Indogermanen oder Arier noch wenig zahlreich waren und nur im Norden Europas wohnten, müssen die Afrikaner in großen Massen vordringend alle Mittelmeerküsten eingenommen haben. Die nach Griechenland und Italien ziehenden indogermanischen Eroberer fanden diese Länder bereits von der mittelländischen Rasse besetzt; doch wurde diese nicht bloß politisch unterworfen, sondern sie nahm auch die Sprache der Nordleute an. Der ganze Süden Europas wurde in sprachlicher Hinsicht so gründlich indogermanisiert, daß man von den Idiomen der Ureinwohner überhaupt nichts mehr weiß; wahrscheinlich waren sie jenen der Berber ähnlich."

Sergi entscheidet: „Die Italiker sind also, anthropologisch betrachtet, keine Arier". Ein Weißer steht in Indien heute gegen 1250 Hindu und Drawida. Ähnlich sind die Verhältnisse in Afrika. In den

deutschen tropischen Kolonien ist sogar ein Weißer gegen 3—4000 Farbige. Und bei den Schwarzen selbst ist ein großes Mißverhältnis. Je ein von amerikanischen Negern stammender Schwarzer beherrscht in Liberia je 60 „Wilde".

Die Etrusker.

Verschiedene anarische Völker, die wir als Bebauer italischer Erde kennen, erstreckten sich bis Germanien: Ligurer, Veneter, Angehörige der etruskisch-rätischen Gruppe. Die Ligurer, die schon vor zwanzig Jahren Pais, Professor in Neapel, jetzt in Rom, mit den Liburnern Illyriens und den Libyern verknüpfte, erfüllten ganz Südwestdeutschland, vermutlich bis zum Taunus. Massenhafte ligurische Ortsnamen hat im Elsaß Schwäderle 1912 nachgewiesen. Heutige Menschen am mittleren Rhein, besonders bei Worms, erinnern an Gesichter und Leiber von Ligurien und Toskana.

Zu dem besten, das die ethnographisch-historische Literatur kennt, gehört die feine Analyse des etruskischen Blutes durch Möller von den Bruck. Er schreibt: die orientalische Urheimat der Etrusker ist nicht zu bezweifeln. Sie kamen sogar aus dem äußersten Osten. — In einem Kulturstande, in dem sie den Chinesen glichen. Nur aus solchen Zusammenhängen ist der eigentümlich malaio-mongoloide Zug zu erklären, — auf den man durch Gründe unverkennbarer Stilübereinstimmung verwiesen wird. Geometrie und Astronomie, die Kalendrierung der Zeit, und die Administrierung des Staatslebens, sowie Ritual und Zeremonial der Religion sind deutlich babylonisches Gut". Ebenso findet Möller Einflüsse der babylonischen Baukunst; „die Terrassenschichtung der etruskischen Städte ist zunächst babylonische Schichtung. Die geniale Linie der etruskischen Zeichnung dagegen ist ursprünglich chinesische Linie. Alle etruskischen Formen, die schweren, die Blöcke wälzten, und die feinen, die Goldplättchen zu verhämmern verstanden, weisen auf eine so ferne, und beinahe vorgeschichtliche Herkunft. — Wenn wir spät noch in der italienischen Kunst ein stilistisches Element sich gegen ein naturalistisches abheben sehen, dann war es ein asiatischer Einschlag, der hier wieder durchbrach. So hatte Herodot recht, und stand den Erinnerungen der Völker am nächsten, wenn er die Etrusker aus

Kleinasien und aus dessen binnenasiatischem Hinterlande kommen ließ. Der gleiche turanische Rassetyp verbindet die beiden Völker. Die hethitische Architektur wurde im Altertum gerühmt, wie es sonst nur der etruskischen geschah. In ihrer Chilani, der offenen Säulenhalle, erkennen wir die etruskische Vorhalle. — Ein anderes ist es, daß die Etrusker von den italischen Stämmen, zwischen denen sie sich niederließen, so bald so durchsetzt wurden, daß ihr asiatischer Typ nach und nach in einen nordischen überging — daß den etruskischen Stamm die nachrückende Unterbevölkerung, die von ihm kulturell emporgezogen war, blutlich nach und nach auffog, und schließlich vertilgte, — wir erleben alsbald einen unaufhaltsamen Verfall. — Zwei ganz verschiedene Menschen scheinen infolgedessen die etruskische Kultur hervorgebracht zu haben. Einmal war es ein hagerer und unheimlicher Schlag, der den vermessenen Ehrgeiz und düsteren Größenwahn der Asiaten besaß, dessen Baugedanken sich einst in Ägypten und Babylon zum glasblauen Himmel erhoben hatten, und dessen Schöpferwille aus der grausamen Wollust kam, mit der er wimmelnde Haufen von Sklaven und Unterworfenen zum Werke antrieb. Und das andere Mal war eine weiche und zerbröckelnde Gesellschaft, die nach all dem Stolz, Hohn und Kampf der Vorfahren schließlich übrig geblieben, und nun deren große Künste ausschließlich auf die Pflege des Kleinen und Täglichen, auf den Putz des Leibes und die Lust der Tafel, den Reichtum und die Verschönerung des Lebens verwendete. Beide Typen sind uns noch erhalten. Aus dem Anfange der etruskischen Geschichte kennen wir die mächtigen, scharfzügigen, großgeschnittenen Kriegerköpfe mit dem bösen unerbittlichen, grausam versteinten Lächeln, in denen der asiatische König Held mit dem griechischen Heros so eigentümlich verbunden scheint, und die aussehen, wie wir uns wohl Nimrod, aber auch Theseus vorstellen. Es sind die etruskischen Eroberer, der noch unvermischte Seefahrerstamm, dem wir schon zutrauen, daß er, wenn er an das Land steigt, die gewaltigen Vieleckmauern auftürmte, die noch heute die etruskischen Städte umgeben. Und am Ausgang der etruskischen Epoche sehen wir einen feisten Schlemmerleib mit verquollenem Klotzkopf auf seinem Sarkophag wie auf einem Polster liegen. Es ist der etruskische Lebemann, von dem wir wissen, daß er seine Tage mit Gelagen und

Ausschweifungen bei Rennen und Lustspielen verbrachte, über dessen Witze ganz Italien lachte, dessen Kochkunst erst wieder die Römer zur Verfallszeit erreichten". Dies ist ein Auszug aus der vielleicht fünfzehnfach umfangreicheren Schilderung, die Möller von den Bruck entwirft,[1]) und die nachzulesen ich nur dringend empfehlen kann. Es ist äußerst wertvoll, sprachliche und geschichtliche Gründe für die asiatische Herkunft der Etrusker durch die Beobachtungen eines bewährten Stilkritikers bestätigt zu finden. Auf sprachlichem Gebiete hat zuerst der Däne Thomsen kaukasische Sprachen herangezogen. Die Brücke zwischen Apennin und Kaukasus ist dann von Trombetti[2]) vollendet worden, allerdings nicht ohne einer herben Beurteilung seitens des bedeutenden Forschers Fink zu begegnen. Von mir kann ich erzählen, daß ich schon 1888 in einer Doktorthese die asiatische Herkunft der Etrusker verfocht, daß aber die These von der philosophischen Fakultät der Hochschule Bonn gestrichen wurde. Ich habe dann 1905[3]) etruskische Spuren in der Krim, am Tianschan, bei den Ostjaken, und in Korea nachzuweisen gesucht. Mit den nördlichen Ursprüngen habe ich südliche verknüpft, indem ich die Jahrtausende der etruskischen Kosmogonie auf babylonische Muster zurückführte.[4]) Außerdem entspricht die berühmte etruskische Leber einem vorderasiatischen Vorbilde.[5]) Endlich finden sich sehr viele Ortsnamen Toskanas auf Kreta und in Kleinasien wieder. Überdies in Deutschland.[6]) Bei uns muß ein den Etruskern verwandter Schlag gehaust haben. Die Thursen, die den Germanen so gut bekannt waren, und offenbar mitten unter ihnen wohnten, waren laut Jacob Grimm und Pauli die Thyrsener. Die Räter, deren Vetternschaft mit den Etruskern jetzt allgemein zugestanden wird, erstreckten sich zum mindesten bis zur Donau. Gobineau wollte ihre Spuren sogar bis zur Ostsee

---

[1]) Die italienische Schönheit, München 1913, S. 6—29.

[2]) La Parentela della lingua etrusca, Bologna 1908, mit einem Nachtrag, Bologna 1912.

[3]) Geschichte Asiens und Osteuropas, Halle 1905, S. 107, 199 und sonst.

[4]) Aus orientalischen Chroniken, Frankfurt 1892.

[5]) Weiteres über die Etrusker in meinem „Gang der Weltgeschichte", Gotha 1913.

[6]) Mein Aufsatz „Kasische Forschungen" im Memnon, Mai 1909.

verfolgen. In der Tat ist ein rätischer Hauptstamm, die Stoni, als Stumi, Riesen, in Skandinavien wieder anzutreffen.

Das Bernsteinvolk.

Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der Süden unseres Vaterlandes stärker mit anarischem Blute durchsetzt sei, als der Norden. In Holland kannte das Mittelalter Fenlanders; in Skandinavien, einschließlich Ost-Dänemarks, und bei den Friesen — eala frea Fresar-na! — wird der Artikel hintenan hingesetzt, wie im Baskischen und Finnischen. Bremer glaubt, daß Bornholm einst von Finnen bewohnt gewesen, während die Form Burgund-aib, die neben Anth-aib (Anten Osteuropas) überliefert ist, das südkaukasische Pluralsuffix aufweist, das auch in Saka-pe-ne, Ski-pe-tar, *Δερροί-οπες*, *Ἑλλ-οπες* enthalten ist. Daß die Vandalen mit den Windelikern zu tun haben, werde ich unten wahrscheinlich machen. Nord- und Ostgrenze war mithin anarischen Einflüssen offen; außerdem kamen verschiedene skandinavische Stämme nach Deutschland. Wörter wie friesisch pag Pferd = bigor baskisch, böch tschetschenisch und ossetisch[1]) und ostdeutsch mundartlich Krake Pferd = *καπαβη* kleinasiatisch weisen nach derselben Richtung.

Wer saß einst an der Ostsee? Soweit Bernstein gesammelt wurde, keine Arier. Litauisch und russisch ist Bernstein Gentaras und jantar. Die zweite Wurzel ist das altaisch-anarische, südtibetische djol, tal, tar Stein, Fels, das sicher mit Taurus und Tauern verwandt ist. Spanisch ist Bernstein alem-bar, englisch am-ber; l wandelt sich in arischen Sprachen oft zu j, wie in Leber, jecur, in liegen, jacere: also könte jan gleich a-lem sein. Ich gehe noch einen Schritt weiter. Offenbar taucht das alem in elek-tron, wobei tron = tar, wieder auf. Da ferner l leicht in n übergeht, wie er-langen zu nanc-isci gehört, so kann e-lek zu nek werden. Was aber hätten wir dann? Nektar! Götterspeise ist — Weihrauch, und mit Bernstein ist gut räuchern. Aber noch mehr! Das amber führt zu — Ambrosia, beide Wörter für Götternahrung bedeuten dasselbe.

---

[1]) Die Sprache der Osseten ist zu zwei Dritteln iranisch, hat aber starke kasische Unterschicht.

Zur Übersicht[1]) noch einmal:

Bernstein heißt russisch: jan-taras.
„ „ türkisch: jäkin.
„ „ spanisch: a-lem-bar.
„ „ griechisch: ἠ-λεκ-τρον.
νεκ-ταρ.

Dann ist ungarisch: gyöngy (zu sprechen: jöngy), die Perle.

Wir haben gesehen, daß tar, τρον Stein „turanisch" ist Was ist nun gen, jan? Im Ungarischen heißt Perle gyöngy. Demgemäß sind beide Elemente von jan-tar anarisch. Dagegen ist nirgends eine Spur im Süden von dem skandinavischen Worte für Bernstein, reaf, raw, rafr. Erst später kamen die Germanen an die Bernsteinküste. Erst in nachchristlicher Zeit, bei Plinius und Tacitus, stoßen wir auf glaesum, unser Glas, von dem aber nicht einmal feststeht, ob es germanisch ist.

Beiläufig, was ist ber in amber? Ein Urwort für Metall. Es steckt in cinna-bar, sul-fur oder älter sum-pur, Silber, dem englischen brass, wahrscheinlich auch in altaisch purta, parta Axt, πέλεκυς Beil.[2]) Wie אֵלֶף, ἔλαφος und Elch und ebenso רם der Wildstier, tungusisch oron der Hirsch, und das Renn ursprünglich dasselbe Wort sind, so ist Silber, litauisch sidabras = σίδηρος. Genau so spaltet sich die alte kasische Wurzel barkil, rkin in Wörter, die Eisen, Kupfer, Silber und Erz bedeuten können.

Sehr mißlich übrigens, Argento-ratum mit Feist[3]) zur Silberburg zu stempeln. Es gibt einen spanischen Fluß Argantia, einen irischen, Argitia, einen Ergen in Marokko, einen Argenteos (Ptolemaeus)

---

[1]) Vgl., auch zur gleich folgenden Bemerkung über Eisen, meinen „Gang der Weltgeschichte", Perthes 1913, S. 77 f.

[2]) Ferrum ist Eisen und Schwert. Zu tungusisch parta, türkisch balta stellt sich unsere Helle-barde und alfurisch balado Dolch. *Πέλεκυς*, paraçu gehört zu der kasischen Urwurzel *barkil Eisen, die aus obigem bar und einem rätselhaften kil, kin zusammengesetzt ist. Möglicherweise ist kil = unser Gold, ebenso wie χρυσος und semitisch hurašu zu albanisch he-*cur*, georgisch rkina, tscherkessisch ghuš Eisen, zu wotjakisch yrgon Kupfer und unserem Erz hinüberschillert.

[3]) Indogermanen und Germanen 67.

im französischen Departement Var, die Argenza im Elsaß[1]), die Arguna (heute Argen) am Bodensee, den Aragon, heute Arag-wa, bei Tiflis, den Argun in Ostsibirien, endlich das finnische arge Fluß, das noch in der Pass-arge (bei Elbing) steckt, und vielleicht in Vis-urgis, Weser, Regen und Regnitz, die so wenig slavisch zu sein brauchen wie Norim-berg.

Da ich gerade bei Feist bin, so möchte ich auch dessen Abschnitt über das Pferd beleuchten. Er meinte, wie alle Fachgenossen, das Roß sei von den Indogermanen zuerst gezähmt worden. Nichts könnte unbewiesener sein. Das Pferd Kretas im 3. Jahrtausend stammte aus Libyen.[2]) Der älteste elamische Ausdruck, der wahrscheinlich aufs Pferd geht, kut, ist kaukasisch-südtibetisch, kodu gotu, ferner als ḫṭn egyptisch und als mundartlich Kottn deutsch. Laut der Edda bekamen die Germanen das Roß von den Thursen. Indogermanisch ekwos, persisch asp Pferd ist eine Bildung wie cer-vus (Hir-sch), Kal-b, semitisch kel-b, Hund, thalai-b, Fuchs, ali-f Stier, ferner *ἔλα-φος* (olen auf russisch, ohne ein f), hottentottisch ha-p Pferd (wo freilich p das Zeichen des Männlichen). Daß der Urname as, nicht asp, erhellt aus schwedisch häst, dem man astor Pferd, in Dardistan zugesellen mag. Die Wurzel as gehört zu abchasisch atče, udisch ekh, türkisch at, im klassischen Tibetisch rta, wozu horse verglichen werden kann. Ähnlich ist Pferd kurdisch hasp, also mit h vorne. Demgemäß ist at = *hat in unserem Hottepferd, in einer südtibetischen Sprache hotu, gleich obigem kotu südlich vom Himalaia, und kud im Jeniseiischen. Und da will Hoffmann-Kutschke die altnordischen gotnar als „schwanger", „Schwängerer" deuten! Hottepferd ist wie Pläsiervergnügen.

„Sie aber hieß sie hingehen, und große und schwere Wackersteine herbeitragen, damit mußten sie dem Wolf den Leib füllen, und sie nähte ihn wieder zu, ohne daß jener darob erwacht wäre." Wie das der Wolf angefangen habe, den Schmerz zu überschnarchen, geht uns hier weiter nichts an. Aber was sind Wackersteine? In Sizilien

---

[1]) Schwäderle, Vorgermanische Fluß- und Bachnamen im Elsaß, 1912, S. 71 ff.

[2]) Vgl. die Untersuchungen über Pferd im „Gang der Weltgeschichte", S. 70 ff.

gibt es ein seltsames Wort, das lautet caneperro. Einst herrschten die Aragonier, also Spanier, auf der schönen Insel, und perro, der Hund, ist ein spanisches Wort. Da die Bevölkerung das später nicht mehr verstand, so setzte sie die Erklärung hinzu, die sich dann mit dem perro verschmolz. Ähnlich gibt es bei uns in Bayern einen Seon-See. Wiederum auf sizilianischem Boden finden wir den Mongibello. Das ist der Berg, mont, und das arabische Djebel, „Fels, Berg", was aus Gibraltar weithin bekannt ist. Auch wir können sagen: der Berg Mont Blanc. Zu diesen Wortbildungen gehören auch die Wackersteine. Wir kennen die Wurzel aus der züchtigen Grauwacke, die sich vor Schreck auf den Kopf stellt. Außer dem Scheffelschen Liede kennen wir die Wurzel aus dem Kaukasus. Das ist ein beachtenswerter Hinweis, denn im Althochdeutschen ist waggo harter Stein, Kiesel, ganz und gar vereinzelt, es kommt in keiner anderen indogermanischen Sprache vor. Wohl aber gibt es wekhe, pakha, buch im Kaukasus und weiter östlich für Stein und Berg. (Vgl. Meli — bocus und Bühel, Bichl.) Ich entnehme die Kenntnis dieser Wörter einem jüngst erschienenen Büchlein, das Friedrich von den Velden geschrieben hat (Die Zugehörigkeit der Bantusprachen, Bonn, Georgi). Der Verfasser hat schon vor Jahren ähnliche Ketzereien vollbracht: „Ursprung der Indogermanen und die anarischen Sprachreste in Westeuropa". Es ist keine Ehre für die Sprachwissenschaft, daß sie an diesen epochemachenden Arbeiten einfach vorübergeht.

Der Lautwandel im Deutschen.

In seinem Werke über die Indogermanen, und in späteren Aufsätzen hat Siegmund Feist die Urheimat der Arier neuerdings in Mittelasien gesucht. Ich halte die Beweisführung Feists für gänzlich unzulässig, jedoch, das kann uns hier nicht weiter beschäftigen. In einem jedoch geht der Professor, der sich sonst fast immer damit begnügt, zu registrieren und eine saubere Bilanz zu ziehen, anstatt neue Werte zu schaffen, etwas über frühere Forschungen hinaus, insofern er den Kern des deutschen Volkes für anarisch hält und völlig ein Drittel unseres Wortschatzes dem Indogermanischen abspricht. Das hat zwar von den Velden schon vor ihm getan, und hat noch

mehr getan, denn er zeigte auch den Weg, wie jenes Drittel zu erklären sei, zeigte auf Pyrenäen, Afrika und Kaukasus. Was dagegen meines Wissens bei Feist neu ist, das ist der Hinweis darauf, daß die Lautverschiebungen in den indogermanischen Sprachen sich mit dem Verbreitungsgebiete der sogenannten alpinen Rasse decken. Auch dies habe ich zwar schon längst angedeutet, und habe z. B. die Ersetzung des p durch h im Armenischen der Ersetzung des f durch h im Spanischen (filius und hijo, formosus und hermoso) gleichgestellt, und beides durch gemeinsame Unterschicht erklärt; allein es ist etwas Neues, daß ein Vertreter der korrekten Forschung sich ähnliche Ketzereien zuschulden kommen läßt, und etwas Neues die keineswegs erschöpfende, jedoch immerhin eingehendere Art, mit der die Ketzerei begründet wird.

Man kann dartun, daß viele deutsche Wurzeln Gegenstücke nur im Jenisseiischen, im Baskischen, Georgischen haben; allein es ist schwer, dies Jedermann einleuchtend zu machen, wenn auch ein Wort wie Gischpele in gleicher Bedeutung nur noch im Georgischen vorkommt. Ebensowenig kann man sich darauf verlassen, daß jedermann sofort sich die Behauptung aneigne, daß gar manche deutsche Stämme, die bei Tacitus und Ptolemäus vorkommen, vollkommen lautlich mit Kaukasusstämmen geglichen werden können. Eine richtige exakte, ja geradezu naturwissenschaftliche Beweisführung gestatten erst die Analysen lautgesetzlicher Vorgänge. Ich glaube, daß man in Zukunft besonders auf diesem Felde arbeiten wird; ist doch ein Lautgesetz ein Ding, vor dem jeder Wissenschafter eine unbegrenzte Hochachtung hegt. In der Tat möchte ich es für einen Vorgang von ausschlaggebender Wichtigkeit halten, wenn in Süddeutschland und Sachsen die harten Konsonanten an Stelle der weichen treten, wenn man angesprochen wird: „Mein Kutester!“ wenn es Grafen von Armansperg und Leute wie Hofpauer und Eberspacher gibt. Das ist nämlich ein Phänomen, das allgemein von dem Altaischen, und insbesondere von den finnischen Sprachen bekannt ist. So wird das deutsche Lehnwort Bürger im ungarischen zu Polgar. Auch die Vokalisierung kann ergiebig sein. Eberswalde ist im Leben kein Deutsch, denn niemals hat es „der Walde“ geheißen; ebensowenig richtig ist Schöneberge und Wittenberge. Was aber ist dies störende Hervortreten des e? Es ist finnisch. Ein

geistreicher Mann hat sogar behauptet, daß das e des Gardejargons, jenes schmetternde, tönende, und daß überhaupt das Übergreifen des blechernen e im Neuhochdeutsch auf die in der Tiefe wirkende finnische Unterschicht zurückzuführen sei. In der Tat, es stimmt: kein Vokal ist im ungarischen häufiger, hervortönender, als eben das e. Berühmt ist der Fluch teremtete. Es gibt ein Wort im Magyarischen, das dreizehn Silben hat, das längste der ganzen Sprache; das Ungetüm bedeutet „der aller — unüberwindlichste" — und siehe da! dieses Wort hat dreizehn e in seinem weiten Mund!

Teutonen.

Oben wurde dargelegt, daß so ziemlich in allen Ländern, wohin Indogermanen gedrungen sind, ein Arier gegen zwanzig oder, um den geringsten Fall zu setzen, gegen zehn Nichtarier stand. Dies Verhältnis werden wir auch für Deutschland anzunehmen haben. Unser Wort Leute geht vielleicht auf die Liten, die Leibeigenen zurück, die ihrerseits ihren Namen von den Letten und Litauern haben werden, mithin auf Hörige, auf Rassenfremde, auf Nichtgermanen. Möglicherweise zielt sogar der Ausdruck Teutonen auf Nichtgermanen, denn Teuta ist der älteste Name von Pisa, dessen Einwohner Teutanes, Teutani oder Teutae hießen. Gobineau[1]), dem ich diese Nachricht entnehme, sagt außerdem: „Der Name Teut, den sich heutzutage die Deutschen beilegen, ist bei den Kymrenvölkern seit sehr langer Zeit in Gebrauch und hat absolut nichts Germanisches. — — Die keltischen Krieger hatten in Kappadozien den Stamm der Teutobodiacae, in Pannonien die Stadt Teutoburgion, in Nordgriechenland die Teutai begründet. Man kennt eine Menge keltischer Männernamen, in deren Zusammensetzung dieses Wort vorkommt, Teutobochus, Teutomalus." Soweit Gobineau. Freilich, Kelten? Pisa hieß auch eine griechische Stadt im Peloponnes, Theudates hieß ein Georgier im 6. Jahrhundert (Procop. de bello Pers.). Teuta hieß eine Illyrierin, ein Stamm der alten Illyrier waren die Atitanes, von denen ich die Titanen ableiten möchte. Außerdem war

---

[1]) Ungleichheit der Menschenrassen, deutsch von Schemann, 4, S. 42. Gobineau stützt sich dabei auf Plinius, 3, 8.

in Troja der König Teutamos berühmt und einen Häuptling Teutamos gab es laut Schuchardt in Iberien. Die Endung -amos ist eine richtige kleinasiatische Endung — man denke an Priamos — und ist von da in griechische Wörter, wie ὄρχαμος Anführer übergangen. Man kann sich schwer der Folgerung verschließen, daß Teut, von dem vielleicht thiod, diet Volk und deutsch, teutsch kommt[1]), ebensowenig urgermanisch sei als das edle Wort Burg, das schon als briga in Iberien und Mazedonien auftaucht. Wir haben hier eine Erscheinung, die in der Völkergeschichte sehr häufig ist, die aber gerade bei der Geschichte der Germanen bisher noch kaum beachtet wurde. Der Sieger übernimmt von dem Besiegten seinen Namen, genau so, wie er dessen Acker und Haus und vielfach auch sein Gewand, ja auch dessen Frau übernimmt. Solcherart ist männiglich bekannt, daß die erobernden Angelsachsen auf den Inseln des Westmeeres die keltischen Briten vorfanden, die bereits ihrerseits auf vorkeltischen Briten fußten, und von ihnen, den Unterworfenen, ihren Namen entlehnten.

Die alte Untermalung leuchtet aber noch durch. Denn noch heute ist nicht jeder Brite ein Engländer, denn es gehören auch Schotten und Iren dazu; jeder Pudel ist ein Hund, aber nicht jeder Hund ein Pudel. So ist der engere Name der Engländer in dem weiteren der Briten aufgegangen. Das ist ein Vorgang, der schlechterdings von niemand bestritten wird. Wenden wir nun dies Beispiel auf andere Fälle an, so finden wir, daß die Angelsachsen, nebst vielen anderen Europäern sich in der Neuen Welt Amerikaner nennen, obwohl sie doch alles andere weniger als Indianer sind, obwohl sie ursprünglich mit Amerika von Haut und Haaren nichts zu tun haben. Ähnlich heißen unsere Kolonialhelden „Afrikaner", und die holländischen Buren nennen sich mit Stolz Afrikaanders. Noch andere Fälle sind vollkommen klar, sofort einleuchtend, und werden denn auch von niemand bezweifelt. So die Preußen. Das verdeutscht der eine Gelehrte als

---

[1]) Also Leute von Litauern, Sklaven von Slaven, diet von illyrisch-iberischen Teutai, vin von Wenden (unten S. 257, 269) und Volk, vulgus, folk möglicherweise von Volcae, Wälschen. Tot ist, wenn ich nicht irre, Volk auf finnisch, lot auf chaldisch.

die Verständigen, die Weisen, der andere als die Waldmenschen, die Hinterwäldler. Die Deutung ist umstritten, dagegen ist das eine sicher, daß die Preußen Litauer waren. Nun wurden sie von den Mannen des Deutschen Ordens und anderen deutschen Auswanderern unterworfen; schließlich legten sich dann die Sieger den Namen der Unterworfenen zu. Ebenso ging es mit den Bayern, den Bajuwaren. Die Bojer wurden von sämtlichen alten Schriftstellern als Kelten erkannt; sie mußten dann den germanischen Herren ihren Namen schenken. Nicht minder haben sich die Perser nach einem vorgefundenen Urstamme, der vermutlich elamischen Ursprunges war, nach den Parsua, bezeichnet. Und die Hindu nach dem Flusse Indus, einheimisch Sindh, was im Ost-Kaukasischen Fluß bedeutet. Gobineau erwähnt, daß die Russen bei den Finnen Wän-alan heißen; das geht auf die Wanen der Edda, die Van oder die Veneter, ein Kasvolk. Win ist in alten Glossen auch auf deutsch: „Leute, Volk".[1])

Deutsche Flüsse.

Unser berühmtester Fluß ist der Rhein. Man hat ihn längst in dem ligurischen Reno wieder erkannt. Ich vergleiche außerdem den Rion bei Batum. Sein Nebenfluß, der Neckar, trägt denselben Namen wie der Ingur des Kaukasus, denn eine Umstellung bei der ersten Silbe hat keine Schwierigkeit, da z. B. mundartlich der Inn Ni lautet. Zu dem Worte gur, Fluß, gehört vor allem der Kur des südlichen Kaukasus, der Kiri bei Skutari und der Gir Südmarokkos; dazu unsere Gera und die ungarische Körös. Das Wort ist mit dem türkischen kul, köl, kal, See, Fluß verwandt. Ein anderer Nebenfluß des Nibelungenstromes, der Main, taucht als Minjo in Portugal und Menja im westlichen Rußland auf. Die Elbe, slavisch Loba, ist vielleicht die nordkaukasische Loba, „die Schwarze". Jedenfalls ist der nordkaukasische Laber ein Vetter der bayrischen Laber. Die Visurgis, Weser, tritt ebenso in Spanien auf, die Elster unter dem Namen Alistrus in Korsika. Die seltsame Queis, die noch kein Mensch befriedigend erklärt hat, ist der Koissu des Kaukasus. Die Murg des

[1]) J. G. A. Wirth, Geschichte der Deutschen I.

Schwarzwalds und die Mur Steiermarks erinnert an den Amu daria Turkestans und den Amur; mul, mur ist Wasser im Tungusischen und Koreanischen. Die Sieg finde ich in der Suga Mauretaniens wieder. Engadin ist bloß ein anderer Name für Inn, und ist mit der Nogat des Weichselbeckens und der Engoda am oberen Jenissei verwandt. Die Gader des Enneberg, bei Bruneck mündend, ist die Gjader bei Skutari. Die Wurzel, die in Donau steckt, hat ihre Ausläufer einerseits zum ligurischen Gallien, zum Rhodanus, andererseits bis nach Ostsibirien, wo ein Korkydon und der Aldan fließen. Die Limmat ist der albanische Lim. Die Leine, an der Hannover festliegt, ist die Lena Sibiriens. Der Lech ist der Likus Bithyniens. Die Ilm Weimars kann mit dem spanischen Yalon, der Jalomnitza Rumäniens, dem Jhelim des Pendschab und dem Yalu Koreas zusammengestellt werden; ferner mit dem Ili Mittelasiens, an den auch die Iller Bayerns und die Ill des Elsaß anklingt. Unsere Warthe ist der Vardar, der blutüberströmte, und der Vardo von Gallia narbonensis, ferner der Vardanes, wie früher einmal der Kuban hieß, und die Warda in Haiderabad.

Jedermann kennt die Darm, an der die Ausgangsstätte einer neuen Kunst, Darmstadt, gelegen ist. Wie soll man diesen seltsamen Flußnamen erklären? Doch gewiß nicht durch jene so nützlichen Teile tierischer Eingeweide. Dagegen würden die wackeren Hessen sich am ersten sträuben, und mit Recht. Denn eine andere Beziehung liegt viel näher. Nämlich die zu dem Tarim. Was, näher? Der Tarim fließt doch in Mittelasien! Noch jenseits des Pamir, in jener unwirtlichsten aller Zonen, wo die Entdecker der Gegenwart ihren Ruhm begründeten! Gewiß, allein es liegt dennoch nahe, an das Tarimbecken zu denken. Nämlich sachlich. Ich will das sofort so klarmachen, daß auch dem Verstocktesten die Augen aufgehen sollen. Man stelle nur einmal folgende Flußnamen von West nach Ost zusammen: den Duero in Portugal, den Adur in Spanien, die Dora Baltea, die Durance, die Drenthe in Holland, den Drin und die Drina, auch Drima genannt, in Albanien, die oben beregte Darm, den Tarn Südafrikas und Südenglands, den skythischen Tyras des Herodot, die Thur des Thurgaus, die vielen Tura und Tula Rußlands und Sibiriens. Ganz offenbar handelt es sich

hier überall um denselben Namen, von dem der Terek im Nordkaukasus, und der hunnische Atil (Wolga) ebenfalls nur Abarten darstellen. Von Atil kommt natürlich Attila, nicht vom gotischen „Väterchen".

Eine häufige Flußendung ist -t. Sie findet sich in Limmat, Pöllath (man vergleiche die Pöls in der Steiermark), Rezat, Unstrut (gegen Ister und Inster in Ostpreußen), Netat in der Theißgegend, an dem die Hunnen geschlagen wurden, um 560, ferner Poprad, Hernad, Lowat, Sereth, Pripeth, dem Pruth und dem alten *Πυρετός*, sowie chaldisch Porata = Euphrat, gegen den man die Paar bei Ingolstadt, ferner die Am-per und Wup-per halte, sowie mehrere mauretanische Flüsse auf -bur und bar. Vermutlich auch Mulde (gegen Möll), Warthe (gegen Var) und Drenthe. Seltsamerweise beschließt ein ath auch drei Hauptflüsse Mauretaniens: Nasavath, Ohylemath, Muluchath. Nach demselben Lande, wo ein Usar, ein Lixus, eine Sala und Asana strömte, weist unsere Isar, der Lech, die Saale, die Sann und die Sinn. Der Gir im mittleren Sudan, ist ein Vetter unserer Gera, der Anatis Mauretaniens gemahnt wie der Anas Spaniens, der Natiso Venetiens an unsere Netze und Neiße.

Anarische Stämme.

Wie die Darm, so gibt es noch viele Flußnamen, die man sehr fern von Deutschland wiederfindet, und gibt Bergnamen und Städtenamen und Völkernamen. Die Ligurer, die einst bis Worms saßen, und von denen die Loire ihren Namen hat, siedelten einst am Kaukasus und in Kleinasien. Die Swaneten, die in unseren Alpen den Schwangau und Schongau innehatten, sind noch heute im Kaukasus zu finden. Die Etrusker, die den Germanen das Pferd brachten, kamen von Kleinasien. Ihre nächsten Verwandten waren die Räter, die bis zum Bodensee und bis zur oberen Donau wohnten. Das Ries ist nach ihnen benannt.

Die Chewsuren im Mittelkaukasus haben eine besondere Gewohnheit beim Zweikampf. Die Gewohnheit ist nicht sehr menschenfreundlich, aber sie ist wenigstens originell. Mit einem Schlagring reißen sie dem Gegner das Auge aus. Die gleiche Sitte bestand bis vor kurzem noch in Nordtirol. Bei dem Roblerkampf, der im Hochsommer oben auf dem Kitzbichler Horn ausgefochten wurde, galt früher das Augenaus-

reißen noch für erlaubt. Sonst lebt die Sitte nur in Spanien und im spanischen Mexiko fort. Ein zweiter geometrischer Ort! Wo ist heutzutage ein Stiergefecht zu sehen? In Mexiko, Spanien und in der persischen Provinz Mazenderan am Kaspisee. Ein dritter geometrischer Ort! Wo trägt man einen Rucksack? Dieses Möbel ist ohne Zweifel sehr bezeichnend. Vielleicht denkt jemand, auf einen Rucksack könnte jeder kommen. Weit gefehlt! Noch nicht einmal darauf, daß man am bequemsten auf dem Rücken trägt, sind alle Völker gekommen. Der Neger vermeint, der Kopf sei viel besser dazu, Lasten zu tragen; freilich macht es dem Neger auch nicht viel aus, wenn sein Verstand ein wenig zusammengedrückt wird. Ein Chinese hält es überhaupt nicht für menschenwürdig, allein etwas zu transportieren; es gehören zwei dazu, die die Bürde auf einen Bambusstecken tun und sie auf den Schultern tragen. Der Armenier nimmt alles auf seinen stiermäßigen Nacken. Norddeutsche und Engländer haben seitlich eine Reisetasche. Nur den Russen und Tataren muß man es zubilligen, daß sie sich noch etwas Begabteres als den Rucksack ausgedacht haben. Sie plagen sich nämlich überhaupt nicht selber mit Tragen, sondern überlassen dies gefälligst einem geduldigen Pferde. Die Folgerung hieraus? Ich wünsche zu zeigen, daß die Art des Tragens keineswegs zufällig ist, daß sie irgendwie mit dem Stammescharakter zusammenhängt. Es muß also etwas Besonderes bedeuten, wenn sich der Rucksack (ursprünglich) nur im mittleren Kaukasus und in den Alpen findet.

Die Naturforscher haben schon längst herausgebracht, daß in Europa einst Rassen hausten, die mit den Indogermanen gar nichts zu tun haben. Da waren zunächst Urrassen: der Mensch von Heidelberg, von Spy, von Neandertal, von Krapina. Diese Menschen, die eine niedrige, zurückliegende Stirn und sehr stark entwickelte Kinnbacken hatten, sind mit den heutigen Australiern in eine Linie gestellt worden. Darüber jedoch tobt ein heißer Kampf, ob diese Menschen bis in die Gegenwart dauern, ob Nachfahren derer von Spy und Neandertal noch unter uns im Fleische wandeln. Ich persönlich bin davon überzeugt. Die Anthropologen haben aber noch eine ganze Reihe von anderen Menschenarten in Ureuropa ausfindig gemacht, als da wären Zwerge, von denen man Reste bei Monaco fand, ferner die berühmte cro-magnon-Rasse,

die bis zur Berberei reicht, dann kleinwüchsige Langschädel, hochwüchsige Kurzschädel, und Verwandte der Aino. Ich lebe des Glaubens, daß auch in die Gegenwart noch eine Zwergenabart sich hinübergerettet hat. Man muß nur die Augen auftun und sehen. So lebt noch ein Zwergenvölkchen in Teufenbach und in Friesach in Steiermark, ein Völkchen, das neben unwahrscheinlicher Kleinheit alle die typischen Eigenschaften der Zwerge: runzlige Haut, die lauernden Augen des gejagten Jägers und Geschick und Kunstfertigkeit aufweist. Die Sagen, die in ganz Europa von der Anstelligkeit und Geschicklichkeit der kleinen Wichte zu erzählen wissen, haben sicherlich geschichtlichen Kern.

Am verbreitetsten ist in Deutschland, neben mongoloiden Zügen, eine kurzköpfige, schwarzhaarige Rasse, die nach den Angaben des Berliner Anthropologen von Luschan aufs genaueste mit der vorarischen Bevölkerung Kleinasiens und Armeniens übereinstimmt. Luschan verglich die Kurzköpfigkeit der Alpenbewohner mit der hochgradigen „Hypsistokephalie" Armeniens und Kleinasiens.

Was die Anthropologen schon seit Jahrzehnten lehren — ich nenne bloß den Engländer Dawkins, der schon 1877 eine mittelasiatische Rasse in Westeuropa nachwies, und Bälz, der bei den Oberammergauern Ainugesichter erblickte — haben die Geschichts- und Sprachforscher noch nicht erfaßt. Und doch sind auf ihren Gebieten reiche Goldgruben, die nur darauf warten, angebohrt und erschürft zu werden. Die Etrusker, die Veneter, die Ligurer, sie kommen alle von Vorderasien, und in hellhistorischer Zeit sind die Magyaren und Osmanen aus Mittelasien gekommen. Iberer, Basken, Albaner und Swaneten, das sind Volks- oder Stammesnamen, die genau so im Kaukasus wie in Südwesteuropa auftauchen. Sprachlich aber kommt uns eine merkwürdige und funkelnagelneue Verwandtschaft zu Hilfe, die in den letzten Jahren ausgeheckt wurde. Um Verwandte der Basken aufzuspüren, durchzogen die Gelehrten Länder und Meere. Ein Jahrhundert lang währte der Streit. Kein noch so fernes Volk, dessen Laute nicht zur Vergleichung herangezogen wurden. Man dachte an Chinesen, an Malaien, ja an Indianer. Der Streit ist nun endlich erledigt. Das Angenehme dabei ist, daß von den verschiedensten Seiten die gleiche Entscheidung getroffen wurde, daß sowohl ein Engländer als auch dänische, deutsche, italienische und ungarische

Forscher zu genau demselben Ergebnis gelangten, und zwar meist unabhängig voneinander. Was aber hat man herausgebracht? Daß ohne jeden Zweifel Baskisch mit den Sprachen des Kaukasus, mit Tscherkessisch, Georgisch und Lesghisch versippt ist. Und mit dem Nuba vom mittleren Nil. Diese Entdeckung der letzten Jahre ist von der größten Tragweite. Die Stämme des Kaukasus, Nubiens und der Pyrenäen sind miteinander verwandt. Schön! Nun können aber doch die Horden, die einst zwischen Pyrenäen, dem mittleren Nil und Kaukasus hausten, nicht vom Planeten Mars gefallen sein. Die zwingende Schlußfolgerung ist daher: auch in jenem Zwischengebiete müssen baskoide, nubaartige und tscherkessoide Leute gewohnt haben. Nun ist aber weiter nicht anzunehmen, daß diese Leute spurlos, ohne Kind und Kegel zu hinterlassen, untergegangen seien. Ohnehin spricht die Häufigkeit der Brachykephalie für die Fortdauer des Tscherkessentyps.

Wir haben aber noch weitere geometrische Örter. Da ist vor allem die Verbreitung der Haustiere, die mit dem Menschen gewandert sind. Der Hund der Pfahlbauten entspricht dem Schakal und das Torfrind dem Rind des Kaukasus. Altnordisch ist Roß gote, und einen alten Klapper nennt man im Salzkammergut einen Kotten: das ist das tibetische und ostkaukasische kotu, Pferd, und zugleich das ägyptische Htn. Am merkwürdigsten aber ist der Pyrenäenhund. Sein Skelett ist nämlich ein ganz genaues Abbild von dem Skelett des Tibethundes, und außerdem deckt sich das baskische Wort für Hund ganz verblüffend mit dem tibetischen. Ähnlich kann man unsere Bernhardiner vom Kaukasus über das Land der Molosser bis in die Alpen verfolgen. Man muß selbst das Unscheinbare zu Hilfe rufen. Ein Frankfurter Naturforscher hat gefunden, daß die Schnecken Südspaniens aufs engste mit denen Marokkos verwandt sind. Welchen Schluß zog er hieraus? Die Schnecken können doch nicht über das Meer schwimmen, folglich muß einst eine feste Landbrücke zwischen Gibraltar und Tanger bestanden haben. Zu ähnlichen Erwägungen führte mich eine Beobachtung, die mir der Kustos Apfelbeck in Serajewo mitteilte. Eine bestimmte Käferart, Kalosoma, lebe nur im ostalbanischen Schardagh und im Kaukasus. Ein Zusammenhang ist da unabweisbar. Nun muß aber der Käfer die ganze Strecke, die Tausende von Kilometern beträgt, vom

Kaukasus bis nach Mazedonien durchkrochen haben. In den Gegenden dazwischen aber ist die Kalosoma untergegangen. Entsprechend denke ich mir, daß auch auf Wanderungen gar manche Völker zu einem großen Teile untergehen oder aufgesogen werden, während nur ein kleiner Teil schützende Gefilde erreicht.

Und siehe da, die Berechnung stimmt! Man hat an den verschiedensten Stellen Europas baskische und tscherkessische Wörter angetroffen, die noch jetzt in aller Munde sind. Den Anfang machte dazu schon vor 200 Jahren der große Leibniz. Vor bald einem Menschenalter hat Gustav Meyer dahinzielende Untersuchungen im Albanischen angestellt. In jüngster Zeit hat v. d. Velden ein ganzes Schock solcher Wörter in den französischen Patois der Schweiz entdeckt — Wörter, die man schlechterdings nicht aus indogermanischen Sprachen erklären kann. Ich selbst habe einige Dutzend von baskischen, georgischen, tibetischen Wörtern im Deutschen nachzuweisen gesucht. Von solcher Art ist Nor, Bucht, in Holstein, und die Nehrung, ist das schwäbische Gischpele, Tropf. Besonders das Alpendeutsch ist reich an nichtarischen Ausdrücken. Ich erinnere nur an Kees (Gletscher), Lawine[1]) und Vetter (Teufel) oder Vettel, wie in der bekannten Alpenspitze bei Innsbruck, Vettelwurf. Möglich, daß auch unsere Vettel darauf zurückgeht und demnach eigentlich eine Teufelin bedeutet, und daß die Ableitung aus Vetula sich unmethodisch eines zufälligen Gleichklanges bedient. Aber selbst hochtrabende Wörter der feinsten Literatursprache sind mitunter baskisch. So kommt unser „Zelter" von Zaldi-a. Nicht minder geht die so beliebte Pulle aus bouteille der Franzosen auf die baskische Bota, Schlauch zurück. Denn ehedem kannte man ja noch keine Flaschen, sondern bewahrte in der ganzen Welt Wein in Schläuchen auf. Ich habe mich im Baskenland persönlich davon überzeugen können, daß noch heutzutage für das Trinken, besonders auf der Reise, der Schlauch volkstümlich ist. Dabei ist es Stil, daß der Trinker das Schlauchende, wo der Wein ausläuft, eine beträchtliche Entfernung von dem sehnsüchtig verlangenden Munde in der Luft ansetzt und dann mit kräftigem Drucke der Hand nachhilft, um einen schönen Strahl zu

[1]) Tschetschenisch luw. Salzloserweise oft von labi hergeleitet.

erzeugen. Es gehört eine gewisse Geschicklichkeit dazu, besonders, wenn man in einem rumpelnden Wagen sitzt, so zu zielen, daß die kostbare Flüssigkeit nicht in die Irre und am aufnahmebereiten Munde vorbeigeht, und man sich nicht im buchstäblichen Sinne die Nase begießt.

Das wäre soweit alles ganz schön. Allein es gibt eben immer sehr mißtrauische Leute. Und „die Augen pflegen zuverlässiger zu sein als die Ohren", sagt ein römischer Geschichtsschreiber, ich glaube Tacitus. Wohlan denn! Man sperre seine geehrten Augen auf und schaue umher. Ich wette, so manchem wird dann offenbar, wohin er geht und schauet, daß die deutsche Welt von baskischen und tscherkessischen Köpfen wimmelt. Ein weniges, hoffe ich, helfen geeignete Bilder dazu. Wer hätte nicht schon genau die Gesichter, wie sie die Bilder vom Kaukasus und den Pyrenäen bieten, auch in deutschen Landen „herumlaufen" sehen? Oder man stelle sich Speckbacher vor: das ist der tapfere Tscherkessenhäuptling, wie er leibt und lebt. Überhaupt ist es nichts weniger als eine Schande, den Tscherkessen zu gleichen. Haben doch ihre Männer auf allen Schlachtfeldern Vorderasiens, Ägyptens und Südosteuropas heldenmütig gekämpft und werden doch ihre Töchter als hervorragende Schönheiten in allen Harems der islamischen Welt begehrt. Die Basken sind ebenfalls ein sehr tüchtiger, überall angesehener Menschenschlag. Sie sind auffallend blond, besonders im Hochgebirge, und helläugig. Nicht einmal an Größe stehen die Völker den Germanen nach. Ich habe einen Tscherkessenemir getroffen, der gut und gern sieben Schuh maß, und v. Lecoq erzählte mir von einem Thum (König) aus dem rasseverwandten Baltistan, der acht Fuß hoch sei. Die Basken jedoch sind zum mindesten bedeutend größer und zugleich breiter als der Durchschnitt der Spanier und Südfranzosen.

Die sprachlichen Überreste der Nichtarier in Deutschland sind ja im Grunde nur unbedeutend — ein Zeichen dafür, wie gründlich die Arisierung geschehen. Dagegen bergen die Ortsnamen noch sehr viel nichtarisches Gut. Ich kehre damit zu dem Eingang, zu unserem Rhein, zurück. Es gibt eine ganze Menge von deutschen Flußnamen — ich wage zu behaupten, die meisten —, die kein weiser Daniel aus dem Germanischen oder Keltischen erklären kann. Das heißt, versucht wird ja alles. Aber wenn es sich um eine richtige Erklärung handelt, die

auch wirklich etwas erklärt, dann versagen die Etymologien. Die Russen haben Talien in der Nähe Port Arthurs als Dalny, die Ferne erklärt; aber das hat kein Chinese je ahnen können. Ähnlich geht es mit vielen gangbaren Etymologien bei uns. Ach, Allmächtiger! So wollte der Überfallene rufen, aber schon erstarb ihm das Wort auf der Zunge, da der Mordstahl gezückt war, und er rief nur „ach Alm". Daher der Name Achalm. Der Vorgang, den Uhland ebenso anschaulich wie kindlich gläubig geschildert, ist bezeichnend für eine recht beträchtliche Zahl unserer Erklärer.

Die Suffragetten bringt sich der Münchner als Suff-raketen menschlich näher. So weit geht die Neigung, zur Erklärung des Unbekannten irgend etwas Bekanntes, sei es auch noch so zweckundienlich, herbeizuzerren, daß z. B. Telemark-schwung lange als Telemach im Schwange war.

So werden die Suebi als die Schweifenden erklärt. Genau so möglich wäre, sie auf das berberische zuava Versammlung, Haufe (wovon Zouaven) zurückzuführen.

Rätier und Ligurer wohnten in Süddeutschland. Es wird also methodisch gestattet sein, dortige Namen auf nichtarische Weise zu erklären. Von vornherein gibt es alte Völkernamen Germaniens, von Plinius, Ptolemäus und andern überliefert, die ein kaukasisches Gegenstück besitzen. So die schon genannten Suanetes am Nordhang der Alpen, etwa von Schwanstein bis zum Ammersee. Pikanterweise hat Merzbacher, der Erforscher des Kaukasus und des Thianschan, eine Stelle des Tropaeum Augusti, einer Inschrift, worin die rätischen Suaneten als unterworfen angeführt werden, auf das bekannte Kaukasusvolk bezogen. Er war nicht so entsetzlich weit vom Ziele. Es ist dasselbe Volk, nur in verschiedenen Wohnsitzen. Ebenso sind die Calucones oder Caulci Norddeutschlands nicht nur die Calucones der Alpen, sondern auch die Kalkan oder Galgäer des Kaukasus und Gilgiter des Hindukusch. Die Rauraci Augsburgs sind die Rauraci Paphlagoniens. Das genügt. Nun einen Schritt weiter! Wenn über See eine Stadt den Namen Bahia oder New York trägt, so weiß männiglich, daß Portugiesen oder Engländer dort mitgebaut haben. Wenn man ein Frankfurt in den Vereinigten Staaten oder Südafrika

findet, so kann man hundert Mark gegen einen faulen Borsdorferapfel wetten, daß Frankfurter dem Orte Gevatter gestanden haben. Das gleiche Gesetz gilt aber auch für Vorgänge vor dreitausend Jahren. Daraus ist die Berechtigung abzuleiten, für deutsche Orts- und Flußnamen die Gegenbilder in nichtarischer Welt und die Verwandtschaft von Tausenden von Städtegründern und Flußbenennern ebenfalls in nichtarischer Sippschaft zu suchen.

Nun von dem Bekannten zu dem Unbekannten! Kehren wir noch einmal zu Amerika zurück. Das ist besonders lehrreich, weil da die Wandlungen sich in hellgeschichtlicher Zeit abspielten. Wir kennen die dortigen Spanier und Portugiesen nur noch als Mexikaner, Peruaner, Brasilier und Chilenen. Lauter einheimische Bezeichnungen, die entweder aus Indianervölkern oder Indianerländern gebildet sind. Tatsächlich haben sich ja die Spanier in Mexiko sehr stark mit Indianerblut vermischt, Juarez war Indianervollblut, und Diaz hat auch einen guten Schuß vom Blut der Rothäute in seinen Adern. Das gleiche gilt von den Beherrschern Südamerikas, bei denen außerdem noch gelegentlich die Herkunft von Negern mitspricht. Allein jene Mexikaner und Venezolaner reden doch einmal Spanisch, reden eine europäische Sprache. In diesem Lichte müssen wir auch die Entwicklung im alten Germanien ansehen.

Im Norden unseres Vaterlandes führen die alten Geographen einen Stamm der Sidini auf. Ich stelle sie mit den rätischen Seduni der Alpen zusammen und mit der kleinasiatischen Landschaft Sidene. Die Batini Nordgermaniens dürften mit den Bateni des Kaukasus, bei dem heutigen Batum, zusammenhängen. Ebendort, bei Batum, fließt der Rion. Das ist unser Rhein. Gleichfalls im Kaukasus hausten die Diduri; das sind unsere norddeutschen Diduni, die freilich keine große Rolle gespielt haben. In den Cottä des Kaukasus und der Alpen (woher noch jetzt kottische Alpen) wie dem römischen Personennamen Cotta erkenne ich die süddeutschen Cotini wieder, die öfters als Kelten erklärt werden. Und in den Catenates der Alpen unsere Chatten. Artaunum, in der Gegend des heutigen Darmstadt, erinnert an Artane an der Südwestküste des Schwarzen Meeres. Die Calucones unseres Nordens sind, wie erwähnt, die Calucones der Lepontier in Rätien, wo

jetzt das Tal Kalanka ist, und sind die Calcan des Kaukasus. Es wird wohl manche Leser geben, die noch nie von diesen Calucones gehört haben, und ich will gern gestehen, daß es mir ebenso ging, bevor ich in den Ptolemäus schaute. Sehr bedeutend waren diese Stämme offenbar nicht, aber sie waren eben einmal da. Das gleiche kann man von den Sulones behaupten, denen sich die Syliones von Epirus, Salona und Salò, endlich die Soli des Kaukasus, zur Seite stellen, und von den Arsyetä im Osten Germaniens, die man den Artchi des Kaukasus und dem Arsyenos, einem Mann aus Chios, gleichen wird. Allbekannt sind dagegen die Teutones et Avarni, die zusammen gehören. Die Avarni gemahnen an Avarene, eine Landschaft in Hocharmenien. Die Virones unseres Südens, die auch in Verona und Bern auftauchen, sind offensichtlich dieselben Leute, wie die Verones Iberiens. Gleichermaßen würde ich, ohne mit der Wimper zu zucken, die germanischen Galaci mit Galäcien in Spanien und Mazedonien vergesellschaften. Berühmt sind die Amsivarier, die mit den Chauken zusammen Nordwestdeutschland besiedelten; weniger bekannt ist indessen eine andere Bezeichnung für sie, Kampsani. Das ist ein so ausgefallener Name, daß ein Zufall ausgeschlossen ist, wenn man unter anderem Himmelsstriche wieder auf ihn stößt. Nun waren die Kempsoi das Hauptvolk, und zwar ein sehr altes, Westspaniens, das von den Pyrenäen bis nach der Straße von Gibraltar reichte, und einen Fluß Acempsines gibt es im nördlichen Kleinasien, einen Ort Akampsis im südwestlichen Kaukasus.[1]) Dadurch rechtfertigt es sich, mit Arsinum eine Landschaft des östlichen Kleinasiens, Arzanene, zu vergleichen und mit den germanischen Sidones die Essedones nördlich vom Kaukasus. Gerade diese Sidones oder Sitones sind besonders merkwürdig. Denn Stumi heißen nordische Riesen in der Edda. Es waren Nachbarn der Suiones, der Schweden. Setuni sind ein Stamm der Rätier. Kobanten erwähnt Ptolemäus auf der kimbrischen Halbinsel, auf Jütland; es sind wahrscheinlich dieselben Leute, die anderwärts Chaibones, Cubi und bei Strabo Chauboi heißen. Sie haben Doppelgänger an den Cubi Aquitaniens; andererseits erinnern sie an den Berg Cobanti in Ostgermanien, wahr-

[1]) Stritter, Not. populorum IV, 294.

scheinlich den heutigen Kuban im Böhmerwald, und ferner an den Berg Cophantus in Ostiran. Scarabon (bona, Stadt, wie in Vindo-bona) ein Ort an der Mosel, ist klärlich derselbe Name wie Skarabantia in der Nähe des Plattensees und verwandt mit Skaranta, Scharnitz bei Innsbruck. Die Stadt Breukomagos bei Straßburg läßt auf Beziehungen zu den pannonischen Breuci nahe der Kulpa schließen. Unser Speier ist das armenische Sper. Die Ingäwonen vergleichen sich dem finnischen Iggunni, Ugaunien bei Dorpat, und dem ligurischen Ingaunum. Der Name der Westgoten, richtiger Vesegoten, bei denen man schon seit längerer Zeit die Beziehung auf die Himmelsgegend ebenso ausgeschaltet hat wie bei den Ostrogoten, mag mit einem finnischen Stamme, nämlich mit den Vesi, zusammenhängen. Anerkanntermaßen haben die Goten während ihrer Frühzeit in finnischen Gebieten gewohnt. Sie waren genau so proximi oceano, wie laut Tacitus die Ingäwonen und saßen an beiden Ufern der Ostsee; im übrigen hat man gerade gotische Entlehnungen bei den Finnen vielfach gefunden. Zu denken geben die Suardones, später als Heruler bekannt, ebenfalls auf oder in der Nähe der kimbrischen Halbinsel. Ich würde ohne weiteres den Namen im heutigen Schwerte in Westfalen annehmen. Aber Suardones klingt so gar nicht germanisch; ohnehin waren die Heruler kaum zur Hälfte Germanen. Nun treffen wir diese Heruler, die größten Vagabunden der ganzen Völkerwanderung, einheimisch im Nordosten des Schwarzen Meeres, in der Nähe des Kaukasus. Zwischen Kaukasus und Kurdistan verzeichnet Plinius eine Horde der Suarni. Das sind offenbar dieselben Herren, wie die Suarrani des östlichen Mittelitaliens. Die Sippschaft erweitert sich noch durch den Spanier Suarez, wie ein großer Jurist hieß. Auffallend sind die vielfachen, bisher kaum beachteten Beziehungen zwischen germanischen und südeuropäischen Ortsnamen. Unser Fluß, die Elster, ist der korsische Alistrus, unsere Rohra und Ner (Nebenfluß der Warthe), wie Narenta, ist der Nar, ein Nebenfluß des Tiber, während die Klön von Glarus dem Clanis gleicht, der sich ebenfalls in den Tiber ergießt. Das Kastell Aliso stellt sich zu Aliso auf Korsika. Die Stadt Altona hat eine Base in Altena im Sauerland, in Altinum in Südtirol, endlich in Altinum am Po. Die Saar ist der südrätische Sarius, der kappadokische Saros.

Das Meer oder Haff Sevinum erinnert an die Sabiner, die sich selbst Sevini nannten. Die Burgunder hat schon Hommel mit den Berekynd verglichen, die im 13. Jahrhundert vor Christi vom Norden her in Kleinasien einbrachen, und die auf die Wurzel Bryger zurückzuführen seien. Burugunduroi sind ein Stamm der Hunnen. Die Belger, in denen ja viel germanisches Blut war, haben Genossen an den Belgites Pannoniens. Die Helvetier gelten allgemein als Kelten. Man darf jedoch nicht vergessen, daß erstens zu der lugischen oder ligischen Gruppe der Germanen die Helvecones gezählt werden, und zweitens, daß ein Hauptvolk der Germanen, die laut Plinius eine ganze große Welt für sich bewohnen, die Hilleviones waren. Ich wundre mich, daß noch niemand darauf gekommen ist, daß die Vandalen oder wie sie sehr oft genannt werden, die Vindilen, mit den Vindelici der Alpen zusammengehören. Nun aber steht doch außer Frage, daß die Vindeliker keine Germanen, sondern Verwandte der Rätier waren. Die Schlußfolgerung ist ebenso ebenso klar wie bei dem voraufgehenden Beispiel: es muß eine ältere gemeinsame Unterschicht angenommen werden. Die große Teilrasse der Van oder Veneter, in der Edda Wanen genannt,

Wehrhafte Wanen
Stampften das Feld

zog sich von dem Wansee und dem Benakus der Alten (Gardasee) über Venedig und die Venedi der Weichsel zu dem Lacus Venetus, dem Bodensee, zu der Vendée und dem Mons Vindius in den Pyrenäen. Von dieser Urrasse haben erstlich die echten Nachfahren, die Veneti Venetiens und die Vindeliker ihren Namen, zweitens usurpierten ihn die Vandalen, und drittens später die Slaven, die allgemein als Winden auftreten. Städte wie Vindonissa, heute Windisch, und Vindobona, heute Wien, haben mit den Slaven nicht das allergeringste zu tun, sondern sind von vorarischen Venetern gegründet worden. Das hat jüngst Cossinna selbständig erkannt; ich predige es schon seit zehn Jahren. In diesem Zusammenhange möchte ich auch gleich die Nemeter erledigen. Sie gründeten Speier, müssen aber einst viel weiter im Osten gewohnt haben, da in slavischem Munde alle Deutschen Njemetz heißen, ungarisch

Nemet. Was aber sagt man dazu, daß ein Völkchen der Nemetavi in Iberien auftaucht?

Die Teurioi Thüringens oder des Vogtlandes, die man als Kelten erklärt, sind die illyrischen Deurioi. Vermutlich darf man hier Turiakum, unser schönes Zürich, heranziehen. Die Turonoi, die östlich vom Schwarzwald angesetzt werden, sind Namensvettern der Turones beim heutigen Tours. Ein Tal Duron ist in den Dolomiten, also auf illyrischem Boden. (Ähnlich findet sich der Ortsname Toul im österreichischem Tulln wieder, ferner wohl auch in Tolinse, dem bayrischen Tölz und in den Städten Tolosa und Toledo.) Wollte man noch weiter schweifen, so könnte man an die Tyrageten der mittleren Donau, die Toretae des Kaukasus oder gar an die Turija des Zendavesta, im westlichen Turkestan, denken. Ebenso lehnen sich die Wispi oder Usipeter an die Stadt Uspe, östlich des Tanais, an. In dieselbe Gegend weisen die germanischen Osi, denn Os oder As heißen die Alanen, die heutigen Osseten, ein kasisch-eranischer Mischstamm. Außerdem aber werden wir nach einer ganz anderen Richtung gewiesen, nämlich nach Spanien, wo es verschiedene Örter mit Ossi gibt. Die Mandrueni des Kaukasus tauchen im Mandron der Alpen (im Mandori des Hochatlas) und vielleicht in Mander-scheid wieder auf. Auf die keltischen Tiguriner führe ich Tegernsee und Degerloch bei Stuttgart, und Degerndorf bei Wolfratshausen zurück. Es sind ursprünglich die Tagaur, ein Teilstamm der Tscherkessen. Nachbarn der Tiguriner waren die Toyg, von denen der Kanton Zug und die Zugspitze den Namen hat. Sie haben auf der ganzen Welt kein Widerspiel als im Taygetos Spartas. Die Hassi, belgische Germanen, von denen wahrscheinlich die vielen „Hasse" in Deutschland stammen, falls anders sie nicht auf die Hessen zurückgehen, tragen einen illyrischen Namen; albanische Hassi gibt es heute in der Nähe des Skutarisees.

Urunci ist ein Ort im Elsaß,[1]) vom Itinerarium Antonini (um 270 nach Christi) bezeugt. Das sind die Aurunci Kampaniens,[2])

---

[1]) Cramer, Rheinische Ortsnamen, 1901, S. 14. Cramer vergleicht den St. Gallischen Ort Urnäsch, schält aber ein Suffix -unc heraus.

[2]) Grotefend bei Pauli IV, 324 unter Italia gleicht die Aurunci mit *Avrones (= Ambrones der Germanen?) und Aurini Saturnias, wie einst

der Ort Auronzo in den Dolomiten, endlich die Aurini Nordafrikas, beim heutigen Oran, dazu das französische Orange.

Auf der Grenze zwischen Kelten und Germanen stehen die Kennoi, die an den Römer Cinna und an den Ort Chinna in Kleinasien erinnern. Es sind Genossen der Alemannen, die jedoch gerade bei dieser Gelegenheit, bei der Waffengenossenschaft mit den Kennen, von unsrem Gewährsmann Dio (27, 14,) Alambinoi geschrieben werden. Das zeigt, daß eine deutsche Etymologie ihre Schwierigkeiten hat, daß jedenfalls an Ale=manen gar nicht zu denken ist. Man muß sich immer von neuem gegenwärtig halten, daß jedes Volk jedes unbekannte Wort sich mundgerecht zu machen versucht. Aus dem französischen General Vendamme machten unsere braven Bauern, die er gehörig ausplünderte, verdammt; die Alanen erklärten sich die Griechen als die Schweifenden (ἀπὸ τοῦ ἀλᾶν). Es gibt eine große Bucht am Kaspisee, dem salzreichsten aller Gewässer, sie heißt Karabugas, auf türkisch „Schwarzer Schlund". Tatsächlich rührt jedoch der Name von einer skythischen, vorturkischen Horde der Karambücae her. Vor den tollsten Erklärungen scheut man nicht zurück, wenn man nur einigermaßen einen noch so kümmerlichen Sinn zu finden glaubt. Aus dem Engländer Thesiger machten die Buren einen Teesuyger, obwohl man doch in Südafrika Kaffee trinkt. Den Kuban erklären die deutschen Anwohner ganz abgeschmackt als Kuhbahn. Wir kennen einfach die Etymologie von Alemannen nicht. Agathias sagt von ihnen, sie seien aus allerlei Volk gemischt gewesen. Folglich in keinem Falle reine Germanen. Das einzige, was in Betracht kommen dürfte, ist der Ort der Trikorer, Alamon oder Alabon in Gallia Narbonensis. Dann freilich gibt es noch einen Ort Alamos in dem südkaukasischen Albanien. Nach einem noch weniger erwarteten Lande weisen die germanischen Vargiones, nämlich nach Sizilien und Afrika. Hochberühmt war Eryx oder Warka auf Sizilien, und südlich vom heutigen Oran lag Wargala. Dazu haben wir ein Gegenstück in Thüringen, den Geburtsort des Philologen Ritschl, Groß=Vargula.

Rom hieß, endlich mit Aborigines, die er anscheinend in ab-Origenes trennen möchte. An die italischen Ausones erinnert unsere Aus=ava, die Oos.

Jetzt werde ich auch vorbringen können, was ich schon lange auf der Zunge habe, nämlich die Herleitung der Goten. Jakob Grimm und „mit noch besseren Gründen als Grimm", wie von Wietersheim urteilt, Johann Georg August Wirth, haben ihre Seele dafür eingesetzt, daß Geten und Goten eindeutig seien, wodurch denn die Geschichte der Germanen in skythische Vorzeit hinaufgeschraubt würde. Alles, was schon Hekataios von den Skythen sagt und was Herodot von dem Zuge des Darius gegen die Skythen erzählte, wäre demgemäß germanische Urgeschichte. Die Vermutung ist jedoch inzwischen vollkommen aufgegeben worden. Wir können sie jetzt wiederum retten, freilich nicht ohne ihren Sinn beträchtlich zu verändern. Goten und Jüten sind nämlich tatsächlich die alten Geten; nur ist in die alten Schläuche ein neuer Wein gegossen worden. Der Name ist geblieben, aber die Träger des Namens sind andere geworden, statt der alten Thrakier junge Germanen. Im übrigen ist es ja über allem Zweifel erhaben, daß germanische Völker weit im Osten gehaust, daß sie bis zur Krim geschweift haben. Gotische Reste lebten in der Krim bis in den Anfang des 17. Jahrhunderts. Die halbgermanischen Heruler scheinen sogar bis an die Nordwesthänge des Kaukasus gereicht zu haben. Hieraus mag man den Mut schöpfen, den Urnamen der Sachsen noch ein wenig weiter im Südosten zu suchen, nämlich bei den Sakasena südlich des Kaukasus. Gobineau hat dies schon vor 60 Jahren getan. Ich erklärte dies einst für eine unmögliche Herleitung, aber ich muß jetzt gestehen, daß die Intuition des großen Franzosen weiter reichte als unser Schulverstand. Jetzt denke ich anders. Ich sage zwar immer noch nicht, daß die Herleitung sicher, wohl aber, daß sie möglich ist. Denn man beachte nur, welch ungeheure Verbreitung der Skythenname gewonnen hat. Eine Abart des Namens war Skolotoi oder Scordoi. Nun wohl, diese findet man bis Illyrien. Auch wäre es keineswegs ausgeschlossen, daß die Sikelioten Brüder dieser Skoloten wären. Die Albaner nennen sich selbst Skipetar; darin steckt ebenfalls der Skythe, bei dem das th nur zufälliges Suffix ist, wie die andere Form des Namens, Saka, beweist. Wir haben nun in der Nähe Hocharmeniens eine Landschaft Sakapene, das ist das Gebiet der Saka-pe. Das südkaukasische Pluralsuffix pi oder pe hat zur Bildung von Ski-pe-tar

beigetragen. Denn tar heißt einfach im Albanischen und Baskischen „Mann". Das tar gehört nicht zur Wurzel, denn die albanische Sprache ist das Skip. Schon längst hat man die Schotten, mit denen man ein Skotisa in Mazedonien vergleiche, von den Skythen abgeleitet. Endlich Skandinavien. Das navia ist klärlich ein Suffix, das auch in anderen Namen auftritt. Die Skandi aber hat schon Hommel mit den Skund, den Skythen, vergesellschaftet. Auch der persische Stamm der Sogder wie die türkischen Jakuten, die sich selbst Soko nennen, dürften von den Saken ihren Namen haben. Nehmen wir alles dies zusammen, so hätte es fürwahr keine sonderliche Schwierigkeit, die Sachsen als Sakasena hier einzureihen. Gewöhnlich bringt man sie mit der Sax, ihrer Streitaxt, in Verbindung. Der Vorgang wird aber umgekehrt gewesen sein, denn eine Sache heißt doch immer nach ihrem Verfertiger und Benutzer, man denke an Grönländer, Calabreser, Panama, Rhumbler, Arnheim. Die Schotten haben doch sicher nicht ihren Namen von dem „Schottischen" oder die Polen von der Polonaise? Auch die Deutung der Langobarden als der „Langspeere" halte ich für eine nachträgliche Etymologie.

Die Peucini und Bastarnae mögen den Schluß machen. Schon die alten Schriftsteller rechnen sie nicht zu den reinen Germanen. In der Tat erinnern die einen an das italische Picenum und die Picetii sowie die Picentiner und die vorkeltischen Pikten in Schottland, denen aquitanische Pictones zur Seite stehen, und die anderen, die Bastarnae, an den Etrusker Mastarna, dessen Name sich auch auf einer Inschrift der Krim aus dem 3. Jahrhundert vor Christi zeigt. Unsere Forscher nehmen das Germanentum der Bastarnen, denen sie freigebig Kleider aus Bast schenken, ohne weiteres unbewiesen hin, es ist aber nichts weniger als sicher. Die Eigenschaften, die ihnen zugeschrieben werden, Tapferkeit usw., sind international; das Opfern von Pferden findet sich genau so bei iberischen Völkern. Teilstämme der Bastarnen sind die Costoboccae und Coralli, das sind Namen von Kaukasusstämmen. Es wäre möglich, daß die Bastarnen oberflächlich germanisiert waren; bei der geringen Fähigkeit der Alten jedoch, Völker nach ihrer Rassenzusammengehörigkeit zu scheiden, ist nicht einmal das sicher. In einem Buche, das heuer erschien, „Albanien" von Sami Vrasheri,

lese ich, daß die Franken Kelten waren. Wenn das heute geschieht, so . . .

Städtenamen.

Tacitus sagt in seiner Germania, die 98 nach Christi geschrieben wurde, daß die Germanen keine Städte besäßen. Ptolemäus, der um 160 blühte, zählt bereits an 90 Orte in unserer Heimat auf. Wie soll man das beurteilen? Vier Folgerungen sind möglich. Die eine ist die, daß Tacitus, wie mehrfach, schlecht unterrichtet war. Zweitens könnten in dem Zwischenraum, der von der Zeit des Tacitus bis zu der des Ptolemäus verlief, Städte gegründet sein. Das ist in diesem Umfange äußerst unwahrscheinlich. Eine dritte versöhnende Ansicht könnte darauf hindeuten, daß die meisten germanischen Städte im Westen und Süden waren, auf ganz oder halb romanisiertem Boden. Viertens wäre noch möglich, daß jene ptolemäischen Plätze zwar schon seit alters bestanden, dann aber verlassen wurden, daß also nur Ruinen vorhanden waren. Das mag bei einigen Plätzen zutreffen. Im übrigen, was ist eine Ortschaft? Noch heute gibt es in Deutschland Dörfer, die drei, vier Stunden lang sind, wie namentlich im Schwarzwald, und die aus lauter Einzelhöfen bestehen. Solcher Art sind noch die meisten Orte in Albanien. Dort ist ganz allgemein der Name des Stammes zugleich der Name der Niederlassung, deren Mittelpunkt etwa durch die Kula des Bairaktar, des Fahneninhabers, bezeichnet wird. Genau die gleichen Verhältnisse wird man für das alte Germanien voraussetzen dürfen. Einen Nachklang davon finden wir noch in Kanton und Stadt Zug, dessen Name sich vollkommen mit dem des bewohnenden und gründenden Stammes, den Toygi, deckt.

Welcher Art sind nun die Ortsnamen, die aus dem ältesten Germanien überliefert werden? Es sind, mit wenigen Ausnahmen, vorarische Namen[1]). Auch der Einfluß der Kelten kann nicht allzu groß gewesen sein. Wenn manchmal einer Stadt die Endung magus angehängt wurde, wie bei Rigomagus (= Riga), Remagen oder Borbetomagus, Worms, so beweist das nicht das geringste

[1]) Näheres im Memnon, Mai 1909 und Schwäderle, Vorarische Flußnamen im Elsaß, 1912.

für den keltischen Ursprung der Stadt. Denn dann wäre auch das Romaburg der Edda eine Germanenstadt. Der Geographus Ravennas kennt am Rhein Maguntia, Bingum, Bodo-rekas (Boppard); Namen wie Bodungo und Arbon am Bodensee (vgl. Arbona bei Tirana in Albanien, Arabie im Baskenlande) und Brakantia muten ebensowenig indogermanisch an wie Chorust, Laguirion, Brara, das bei Zürich liegt und nicht etwa mit Prerau zu gleichen ist (der Name findet sich wieder in Kleinasien), wie Uburzis (Würzburg) und Sol (ist vielleicht Salzburg). Nasaga, Dim und Namon links vom Unterrheine klingen ganz afrikanisch; Cardena an der Mosel gleicht Kardaun am Eisack und Gröden, früher Gardeina, in Tirol, sowie Gortyn und Gordyene.

Unser heutiges Döbra ist illyrisch. *Δόβηρες*, die Thukydides erwähnt, und Dobreni wohnten in Albanien.

Eine häufige Endung ist bei sächsischen Orten -eda oder -etha: Corbetha, Jockeda, Lobeda. Dazu Borbeto-magus, Worms und Toledo. Es ist das irische Suffix in Irogheda, das ladinische in Marmoleda (so richtig statt Marmolada), das etruskisch-italienische in Corneto, das kaukasische in Ossеti, Kacheti, Swaneti (vgl. *Μαχετία*), Land der Os, Kach, Swanen. Endlich ist Venetia eigentlich das Land der Ven, Van.

Ein anderes merkwürdiges Suffix ist lar: Wetzlar, Lollar, Fritzlar, Rattlar. Vielleicht durch baskisch lur Erde, lateinisch lares (Ortsgeister?) zu deuten. Es ist noch anderswo häufig, nämlich im heutigen Mazedonien und Thrazien. Das mazedonische Peklar scheint das gleiche Wort wie das aus den Nibelungen bekannte Pöchlarn bei Wien.

Das deutsche Lemgo findet sich in Spanien wieder, das Fichtelgebirge als Fichtala in Marokko, Igels und Iglau im nordafrikanischen Igilgili, der Idarwald im Idu-beda Spaniens und den vielen Ida auf Kreta, bei Troja usw.

Nord und Süd.

In der Siedelungskunde unseres Vaterlandes müssen wir noch vieles lernen und umlernen. Die gangbaren Geschichten stellen es so dar, als ob, außer den Städten der Rhein- und Donaulande, so gut wie gar keine großen Ortschaften in Deutschland bis auf Heinrich den Finkler gewesen seien. Das wird sich nicht aufrecht erhalten lassen.

Sodann wird die auf Müllenhoff beruhende Gesamtmeinung, daß unsere Flüsse im Westen und südlich des Harzes keltische Namen trügen, gänzlich aufzugeben sein. Zugleich fällt die Ansicht, daß wir aus jenen Namen einen Halt für die ehemalige Ausbreitung des Germanentums und Keltentums gewinnen könnten. Denn die Urnamen unseres Nordens und Südens gehen gleichermaßen auf vorkeltische, vorarische Zeiten zurück.

Hierfür noch einige Beweise.

Druentia ist nicht nur die alte Bezeichnuug der Durence, sondern auch der Drewenz in Ostpreußen.[1]) Verona, der älteste Name Bonns,[1]) kehrt in Bern, Verona an der Etsch und den spanischen Virones wieder. Orcana, ein Nebenfluß der Eder (in die Fulda) gemahnt nicht nur an die Orcunt-Arura, heutige Erkensruhr,[2]) sondern auch den Orkhon der Mongolei. Die Eder selbst fließt ebenso im Selengagebiete, nahe dem Orkhon. Die Leber des Elsaß, die Labara, Laber, fünfmal im Donaugebiet, ist die Laber des Kaukasus. Engadin = Nogat, Ostpreußen = Engoda, in Jenissei. Die Sauer, Sura, ist aus den Gebieten der Drôme und der Saar, ist im nördlichen Elsaß und bei Paderborn bekannt.

Eine Leitha fließt in die Donau, eine Leithe in die Memel. Der Jachen der Jachenan bei Tölz und die Jagst begrüßt in der Jage bei Tilsit einen Vetter, der Minjo, die Mang-fall aus dem Tegernsee und der Main in der Minge, ebenfalls bei Tilsit, und der russischen Menja, der ligurische Padus in der Pader von Paderborn und der Bode, die Wupper in der Wipper bei Rügenwalde, der Fersenbach bei Persen in Südtirol in der Persante Pommerns. Nord und Süd ist also schlechterdings nicht zu trennen.

Die großen Ebenen weiten den Blick, doch sind sie grau und nüchtern; aber auch das Meer weitet den Sinn, und es ist farbig und wechselnd und dramatisch. Die Berge verengen; sie sind mannigfaltig, bunt, zerrissen und schaffen nach ihrem Bilde die Art der Bewohner. Nun hat auch der Süden seine langgestreckten, oft eintönigen Flächen, die Niederungen am Mittelrhein, die düsteren Hochmoore und kahlen

---

[1]) Cramer 35.
[2]) Cramer 8.

Hochebenen Bayerns. Kein grundstürzender Gegensatz also in unseren Landen, keine unüberbrückbare Kluft in unserer Volksart. In der Regel aber bietet der Norden Herrschaft, der Süden den Genuß; der eine Vornehmheit, der andere Schöpferkraft; der Niederdeutsche will Ordnung, der Oberdeutsche Freiheit. Daraus entspringen unzählige Schattierungen und Nuancen, gute und schlimme. Ein Nörgler sagte im „März": Das Ideal des Nordens ist der korrekte, kaltäugige General, das des Südens der fröhliche, warmherzige Künstler. Als ob der Plattdeutsche keinen Humor und keine Fröhlichkeit hätte! Nur ist er häufig amtlich abgestempelt, polizeilich beschränkt. Man lebt ohne Frage, was Persönlichkeit anbelangt, freier im Süden. Aber das eine bleibt eben stets die Frage, was besser: Zwang oder Freiheit, Zucht oder Ungebundenheit? Bach oder Mozart? Kant oder Schelling? Bismarck oder der Staufer Friedrich II.? Das eine wird man dem Norden zugeben: er hat mehr Gefühl und Neigung für den Süden als umgekehrt. Der Berliner erwärmt sich für München, aber Bayern ist bis jetzt noch eine trotzende Festung, die sich von Preußen auch geistig nicht erobern läßt. Der Süden fühlt sich künstlerisch-kulturell überlegen, der Norden gesellschaftlich und politisch. Die Ideale Vornehmheit und Kraft sind noch keineswegs ausgeglichen. Auf den äußeren Sieg von 1870 und die äußere Vereinigung muß noch ein inneres Sedan erfolgen. Wer wird da siegen? Keiner oder beide?

War Christus Arier?

Die Frage ward schon öfters aufgeworfen, besonders durch Chamberlain. Sie tritt jedoch durch die jüngsten Entdeckungen Wincklers in ein neues Licht. Professor Haupt, der, mit besserem Rüstzeug ausgestattet als Chamberlain, bereits auf zwei Orientalisten-Kongressen — Algier 1905, Kopenhagen 1908 — mit Ernst und Gründlichkeit das Ariertum des Heilandes verfocht, wird jauchzen.

Zunächst dies eine: über Christi Rasse sprechen, heißt seine Geschichtlichkeit auf das stärkste bejahen. Sodann: die Entscheidung ist wichtig; denn sonst hat unser Kausalitätsgefühl eine Lücke. Nur minderwertige Völker stellen geringe Ansprüche, haben geistige Panmixie; feinere sind nur mit Wahlverwandtem zufrieden. Deshalb ward das Wort Buddhas schließlich von den Hindus verachtet, weil er kein Hindu. Buddha war tibetischer Herkunft; daher vermählte sich seine Religion nur mit mongolischen Völkern; der Mosaismus, der doch Länder und Meere durchsuchte, um Proselyten zu gewinnen, nur mit Juden. Warum nun ward Christus von den Semiten abgelehnt? Offenbar, weil er kein oder zu wenig Semit. Muß er aber deshalb Arier gewesen sein? Das hieße denn doch, die Möglichkeiten zu eng beschränken.

Die Charri.

Wiederholen wir noch einmal ganz kurz die Aufstellungen Wincklers,[1]) die so viel Aufsehen erregt haben. In Boghasköi, im Herzen Kleinasiens, fand der Berliner Panbabylonist eine Inschrift, die von Hindugöttern, wie Indra und Varuna, redete. Die Verehrer dieser Götter hießen Charri. Winckler ruft triumphierend: das sind die hoch-

[1]) Vorderasien im zweiten Jahrtausend, 1913.

berühmten Arier. Allein noch mehr! Sie sind zugleich eindeutig mit den Horitern, Chorraioi, den ältesten Bewohnern Palästinas. Also den Urjuden!

Hier sind wirklich Haupt- und Staatsprobleme, hier Weisheit der Mütter Faustens. Aber auch kritische Wäldchen, um darin Holz zu machen. Zehn ist eins und eins ist keins, das ist der Orientalisten Einmaleins. Ich gehe sonst gern mit Winckler; aber hier zog er zu große Siebenmeilenstiefel an. Das ist schon P VI mit drei Notstationen. Zwar ist gar nichts auf den Einwand Eduard Meyers zu geben, der die Gleichung bestritt, weil die Eigennamen der Horiter alle semitisch seien. Als ob nicht die meisten Türken arabische Namen hätten; als ob wir nicht selbst Johannes und Michael oder August, Georg und Theodor hießen. Nein! Die Gleichung Charri = Chorraioi ist durchaus möglich. Indes, was beweist sie?

Die Preußen waren Litauer. Übelwollende behaupten, das habe „Waldmenschen, Hinterwäldler" bedeutet; andere, es sei als „Kluge" zu verdolmetschen. Genug, jetzt sprechen die Preußen deutsch. Umgekehrt reden die einst germanischen Ros oder Russen jetzt slavisch. Die erobernden Seldschuken nannten sich nach den bezwungenen Romäern Kleinasiens „Rumi", die germanischen Sieger nach den vorkeltischen Besiegten „Briten". Die Folge? Die einen Rumi sprechen türkisch, die anderen griechisch, die Briten der Inseln englisch, die Bretonen des Festlands keltisch. Genau so wird es mit den Charri gewesen sein. Die einen lernten die Sprache der obsiegenden Arier, die hinfort die Bezeichnung der Mehrheit annahmen, die anderen die Sprache der Semiten; aber die Ur-Charri waren ethnisch keinem von beiden verwandt. Was waren sie denn? Aller Wahrscheinlichkeit nach Karier, Kasstämme, Kaukasier wie die heutigen Georgier, Lesgier und Kerketai oder Tscherkessen.

Rasse und Glaube.

Auch eine andere Wiederholung kann nicht schaden. Das Brahmanentum hat nie andere Völker erobert als nur die Hindu. Das Wort Zarathustras hat sich nur bei den Persern ausgebreitet. Die Lehre des Konfuzius hat sich stets auf Ostasien beschränkt. So ist

stets ein ganz bestimmter Zusammenhang zwischen Glaube und Rasse zu beobachten. Das gilt auch von Weltreligionen. Das Buddhatum macht den Anspruch, alle Völker der Erde zu erlösen. Was aber sehen wir? Es hat nach einem Siegeslauf von mehr als zwei Jahrtausenden doch nur bei Menschen mongolischen Geblütes Geltung erlangt. Ebenso bekennen sich zum Mosaismus, von wenigen Proselyten abgesehen, in der Hauptsache nur Juden. Und das Christentum? Es folgt dem gleichen Gesetze. Die Träger des Christentums sind ganz wesentlich nur abendländische Indogermanen. Alle anderen Rassen, die sich (und meist recht oberflächlich) zu den Lehren Jesu bekennen, machen noch nicht ein Zwölftel der Gesamtzahl der Christen aus. Selbst wenn man mehr ins einzelne geht, so wird man jenen merkwürdigen Zusammenhang zwischen Blut und Glauben bestätigt finden. Die Anhänger Roms sind ganz überwiegend kelto-romanischen Ursprungs; die griechische Kirche umschließt außer (slavisch gefärbten) Griechen und Rumänen fast lediglich Slaven. Die Nichtslaven verhalten sich zu der Gesamtheit der griechischen Katholiken wie 1 : 8. Die Germanen haben den Protestantismus auf ihre Fahne geschrieben. Man kann sogar noch weiter gehen und Beziehungen zwischen der starren Nüchternheit der Schotten und dem Puritanismus von James Knox, den der Regierung gehorchenden Reichsdeutschen und Luther, den republikanischen Schweizern und Zwingli finden. Die einzige bedeutsame Ausnahme von jenen allgemeinen Gesetzen bietet der Islam. Er ist wenig differenziert, ist selbst nicht ursprünglich; so brauchen es auch seine Anhänger nicht zu sein. Er entstand in einer eklektischen Zeit und in einem Lande, dessen Bevölkerung aus Semiten, Hamiten, Negern, Persern und anderen Elementen gemischt war. Sonst aber gilt das Gesetz. Es ist bei Buddhismus und Christentum besonders auffallend. Denn gerade die Gegenden, die zuerst sich bekehrten, gingen verloren, die Länder nur, die Jahrhunderte später gewonnen wurden, blieben dauernd erhalten.

Die Arier in Galiläa.

Rousseau schrieb die Konfessionen und den Contrat social. Wir sind jetzt nur noch wenig von seinen Selbstbekenntnissen erbaut, und wir

wissen, daß der Staat nicht auf Vertrag, sondern auf Macht beruht, daß er auf Usurpation aufgebaut ist. Aber Rousseau war ein Genie. Er riß seine Zeitgenossen mit sich fort, und er übte den größten Einfluß auch noch auf die Nachwelt aus. Ähnlich geht es mit Houston Stewart Chamberlain. Vielleicht werden viele, vielleicht die meisten seiner Gedanken verfallen. Man wird sie als irrig, als schlecht begründet, als phantastisch erweisen. Aber trotzdem ist die Anregung, die von ihm ausging, ungeheuer gewesen.

Chamberlain hält es für möglich, daß von der gemein-indogermanischen Rassengruppe Splitter nach Galiläa abgesprengt seien. Dafür aber führt er gewichtige Tatsachen an. Galiläa bedeute Heidengau. Einer seiner Stämme, Naphthali, sei von sehr gemischter Herkunft gewesen. Hiram von Tyrus habe verschiedene fremde Völkerschaften in Galiläa angesiedelt. Die Juden hätten Galiläa als Ausland betrachtet. Die Assyrer hätten die Urbevölkerung zum großen Teil weggebracht und dafür fremde Stämme angesiedelt. Danach seien Phönizier und viele Griechen eingewandert. Das nahe Samarien sei durch Alexander von Makedonien bevölkert worden. Eine Ehe zwischen Juden und Galiläern sei undenkbar gewesen. Chamberlain führt noch mehrere Gründe für den im übrigen ja gut bekannten Zwiespalt zwischen Juden und Galiläern an; er zeigt weiter, daß der hitzige Charakter der Galiläer „wesentlich von dem der Juden abstach". Kein Zweifel: die Galiläer waren ihrem Volkstum nach keine Juden. Und auch nicht, oder nicht ganz, ihrer Sprache nach. Denn „deine Sprache verrät dich", wird dem Petrus vorgeworfen. Namentlich für Kehllaute habe der galiläische Gaumen kein Talent besessen.

Im Grunde ist gerade hier Chamberlain recht vorsichtig. Er sagt lediglich, daß Jesus sicher kein Jude war, „jede weitere Behauptung ist hypothetisch".

In jüngster Zeit hat Paul Haupt sich der Frage angenommen. Der Deutschamerikaner Haupt ist ein anerkannter Führer der Orientalisten, insbesondere der Bibelforscher. Er vertritt den extrem kritischen Standpunkt. Er hat auf dem Orientalistenkongreß zu Algier einen Vortrag über die Wahrscheinlichkeit, daß der Prediger Salomonis buddhistisch beeinflußt sei, gehalten. In der Orientalistischen Literatur-

Zeitung,[1]) dem Organ der panbabylonischen Schule, hat Haupt in streng wissenschaftlicher Form durch weitere Gründe eine arische Abstammung Christi zu stützen gesucht. Die Tatsachen, die er zusammenstellt, sind folgende:

Im achten Jahrhundert haben Sargon und Tiglat Pilasar arische Gefangene nach Galiläa geschickt, so den Mederfürsten Dejokes nach dem See Genezareth. Beide assyrische Herrscher sind bis zum äußersten Osten Mediens vorgedrungen, der eine sogar bis zum Hindukusch. Im Jahre 739 durchzog Tiglat Pilasar die Länder Ullub und Kirh. Die Länder liegen am Fuße des armenischen Taurus zwischen Aurid (Diarbekr) und dem Vansee. Allerdings bemühten sich jene Könige und ihre Nachfolger sehr darum, ihre neuen Untertanen zu Assyrern umzuwandeln. Haupt betont ebenfalls, daß die Galiläer vorn im Anlaut kein h oder ch aussprechen konnten und schließt mit der Aufforderung, man möge im Süden des Sees Genezareth Ausgrabungen veranstalten; vielleicht werde man archäologische oder urkundliche Beweise für die arische Hypothese noch vorfinden.

Diesen Argumenten möchte ich hinzufügen, daß seit Alexander ganz Syrien der Hellenisierung verfiel. Man hat eine Menge von Grabschriften gefunden, die auf griechisch verfaßt sind. Nur einige wenige liturgische Worte am Schluß sind hebräisch. Antiochus Epiphanes wollte die längst begonnene Hellenisierung lediglich vollenden. Eine Menge griechischer Pflanzstädte wurde in den verschiedensten Teilen Syriens angelegt. Dazu ergoß sich ein Strom griechischen Lebens und Schrifttums von Alexandria her über das syrische Land. Man hat sogar die Frage aufgeworfen, ob nicht Christus selbst griechisch gesprochen habe. Jedenfalls hatte die griechische Übersetzung der Bibel, hatte die Septuaginta auch in Syrien Verbreitung gewonnen. In der Makkabäerzeit finden wir selbst Hohepriester, die hellenische Namen tragen. Nun ist aber eine Kulturüberrieselung niemals ohne eine teilweise Bluteingießung erfolgt. Man darf daher ruhig annehmen, daß überall im Westjordanland in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten bedeutsame Spuren griechischer Rasse vor-

[1]) Mai 1908.

handen waren. Die Hottentotten hätten niemals das Kapholländisch gelernt, wenn sie nicht vielfältig burisches Blut aufgenommen hätten; noch wären unsere Wenden und Obotriten und Sorben ohne den Zustrom deutschen Blutes germanisiert worden.

Dennoch sprechen gewichtige Gründe dafür, daß Galiläa ursprünglich weder arisch noch semitisch war.

Ortsnamen von Galiläa und seiner Nachbarschaft.

Der Jordan! Gibt es einen Fluß, dessen Name eigener, bestimmter, urtümlicher klänge? Und doch hat der Jordan Vettern überall. Jedenfalls ist ‚dan' nicht semitisch. Es bedeutet Fluß, Wasser. Die Philologen erklären es insgemein als iranisch und ossetisch ‚don' Wasser Aber das Wort ist noch älter. Denn es kommt sogar im nordöstlichen Sibirien vor, wohin sich schwerlich arische Laute verirrten. Es überrascht uns in Düna, Don, Donau, Donez, Rhodanus, Eridanus, im Apidanos von Kreta und dem Korkydon und Al-dan Ostsibiriens. Tabor, der Verklärungsberg! Auch er ist nicht semitisch. Griechisch heißt er Ἀταβύριος und kommt genau so auf Rhodos vor. Jetzt ist der Name des galiläischen Berges Dschebel Tor. In der Nachbarschaft haben wir den Taurus. In den Zentralalpen erheben sich die Tauern, in Montenegro der Visitor und Dormitor, in Norwegen das Dovre-Gebirge.

Ein so sonderbarer Name wie Masreko taucht genau so in Albanien auf, der galiläische Fluß Kerkera in der dalmatischen Kerka, Κερκύρας bei Strabo; ein Kapernaus ist ein verlassener Flecken in Vorarlberg. Thisbe, vom hetitischen Gotte Tesup, kommt auch in Thrakien vor. Die Samariter! Samarina gibt es in Mazedonien und Samorina (Smyrna) in Kleinasien. Wer denkt nicht bei dem Arnon, der ins Tote Meer fließt, an den Arno von Florenz, bei dem Lycus an unseren Licus, den Lech? Der Baromsee, nördlich vom See Genezareth, hat einen Vetter im Paromsee der nordöstlichen Dolomiten.

Das galiläische Megiddo erinnert an die Μυγδόνες Makedoniens, Sidon an die Σιδῶνες ebendort. Askalon ist genau das Asculum Apulum Italiens.

So gibt es eine ganze Menge von galiläischen Namen, die völlig aus dem semitischen Rahmen herausstreben. Hier nur noch eins! Der Karmel trägt sicher keinen semitischen Namen. Er ist der Bruder des Karmylessos Kleinasiens, des Kriml in den West-Tauern und möglicherweise des Kremel von Moskau. Jedoch genug. Die Beispiele könnten verzehnfacht werden.

Vor den Ariern hausten in der ganzen Mittelmeerwelt die Kas. Ihrer Rasse gehörte auch die Urbevölkerung Syriens, gehörten vor allem die Chan (Hetiter), die Kanaanäer und Galiläer an. Die individuelle Abstammung Christi wird freilich nie zu beweisen sein. Immerhin schließt sich so die Lücke in unserer Geschichtsphilosophie. Weil auch in Europa weit über die Hälfte der Bevölkerung vorarisch, kasisch war und ist, so war der rassenverwandte Boden für die Lehre Christi gegeben.

Charakter der Galiläer.

Kriegsgewalt ist auch Kulturgewalt. Lionardo da Vinci war der Geniechef Cesare Borgias. Die Japaner sind todesverachtend und rücksichtslos, bis zum Harakiri, und sind wieder zart und kindlich, freuen sich an gemalten Schmetterlingen und feinster Etikette. Empfindlichste Ehrliebe vermählt sich nicht selten mit gewähltem Kunstverstand.

Plinius erzählt von den Nazerini im Gebiete des Kaukasus. Sie sind wohl die Vorfahren der Nossair, die heute noch im Libanon[1]) hausen. Die Nossair aber sind die Nachfahren jener Schwärmersekte, jenes Zweiges der Sufi, der in Gott versenkten und für ihren Gott alles wagenden Assassinen. Die Sufi glauben sich eins mit Gott und glauben sich daher Herren über alle Dinge. Sie dürfen auch Sünde üben: ihnen ist es keine Sünde. Die Nazerini, die Vorfahren der mystisch verzückten, aber auch rücksichtslos handelnden Nossair, werden die Stadt (oder ein Ordensheiligtum?) Nazareth, die schlechterdings einzigartig ist und zu keinen Etymologien einlädt, besiedelt haben. Die Bewohner der Stadt heißen *Ναζωραιοι*, arabisch Nazrani.

---

[1]) So hängen Kiliker und Kolcher zusammen.

Die Galiläer waren Hitzköpfe. Sie stellten eine ganze Reihe von Aufrührern. Ezekia erhob sich zur Zeit Cäsars. Ihm folgte Judas. Er predigte: Gott allein ist Herr, der Tod gleichgültig, die Freiheit eines und alles. Eine Sekte der Dolchmänner, der sicarii, kam auf, „den heutigen indischen Thugs nicht unähnlich". Ihr Führer Menahem, vernichtete zur Zeit Neros die römische Garnison Jerusalems. Er wurde von den Juden hingerichtet, weil er sich für den Messias ausgegeben habe. Ein Galiläer, Johannes von Gischala, leitete die Verteidigung Jerusalems gegen Titus.

Auch Jesus „gebraucht die Kraft seiner Hände". Auch Jesus rief: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert! Und Petrus zog das Schwert und verwundete den Malchus.

Wie die Sufi, so verspricht Jesus: Ihr sollt vollkommen werden, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist. Nichts, lehrt er die Jünger, sei den Gläubigen unmöglich. Und alles dürfen sie tun, z. B. die Gesetze des Sabbaths umstürzen, solange nur der Glaube der richtige ist. „Ich selbst bin Gott", ruft der Sufi. „Ich bin die Wahrheit und das Leben", sagt Jesus.

Schlußfolgerungen.

Königswasser ist das stärkste Reagens in der Chemie. Das höchste, freilich auch schwierigste Prüfmittel für Rasse ist die seelische Analyse. Die Verirrung der vergleichenden Religionsgeschichte, das Christentum in eine Reihe von Mythen oder aber, wie es in einem sonst ragenden Denkmal deutscher Forschung, in den „Weltreligionen", beinahe Vollers tut, in eine Reihe äußerer historischer Anregungen aufzulösen, sollte jetzt überwunden sein. Christus ist wie Buddha der Welt der Persönlichkeit zurückgewonnen. Daraus erwächst aber die Pflicht, die seelische Anlage und die Tätigkeit des Religionsstifters individuell zu begreifen. Die Nüchternheit des Konfuzius ist die Nüchternheit der Chinesen, der Überschwang des Nischiren spiegelt das Phantastische des japanischen Geistes, Mohammed ist die glühende Ausschließlichkeit des Semiten, Buddha ist der indisch-tibetische Träumer,

Luther das wache Gewissen und der rücksichtslose Trotz des Nordländers. So muß es auch möglich sein, die Persönlichkeit Christi irgendwie in ihre Rassenelemente zu zerlegen.

„Du gleichst dem Geist, den du begreifst" und „Wär nicht das Auge sonnenhaft, wie könnt' es in die Sonne blicken". Spanien war mohammedanisch, aber hat den Islam wieder abgestreift. Indien war so ziemlich ganz buddhistisch, aber hat sich nach einem Jahrtausend dennoch wieder vom Buddhatum befreit. Kein Zwang wirkte da mit. Der Buddhismus ist von selber müde und schwach geworden und hat dem wieder auflebenden, wenn auch dravidisch gefärbten Brahmatum, dem Hinduismus, weichen müssen, bevor der Islam in Bengal und im Dekkan eindrang. Dafür hat die Lehre Buddhas, des im tibetischen Nepal Geborenen, die Mongolen- und die damit verwandte Malaienwelt erobert. Ähnlich hat sich das Christentum in ganz Vorderasien ausgebreitet, hat in Mittel- und Ostasien Fuß gefaßt und hat ganz Nordafrika gewonnen. Was aber geschah? Das Christentum hat die meisten dieser Positionen wieder verloren. Freilich hat der Druck von außen, hat der Araberssturm dazu beigetragen, allein trotz des Sturmes hat sich das Christentum in Ägypten, im Libanon, bei den Nestorianern Kurdistans und namentlich im hartbedrängten Armenien und Georgien erhalten, während es in Mittel- und Ostasien fast von selber erlosch. Man wird schließen dürfen, daß den Rassen des fernen Ostens und den Berbern das Christentum nicht kongenial, daß es rassenwidrig war. Dagegen hat die Lehre des Galiläers alle westarischen Völker, die kasische (alarodische oder iberische) Unterschicht hatten, erobert. Folglich entsprach es der Rassenanlage der Westarier, folglich muß in Jesu selber ein Hauch alarodisch-arischen Geistes mächtig gewesen sein.

Es gibt nichtarische Ausnahmen, aber sie sind nicht zahlreich. Auch muß man bedenken, daß die Ungarn und Finnen viel slavisches und deutsches Blut aufgenommen haben, daß die Neger Amerikas, von den Wurzeln ihrer Kraft, von der Heimat abgeschnitten, gar nicht gut anders konnten, als zum mindesten äußerlich der Kultur ihrer Bezwinger und dem Christentum zu erliegen, daß endlich bei den Missionsjüngern in Annam und Indien, in Java und Afrika das allein

beweisende innere Verhältnis zum Christentum und die daraus sich ergebende Um- und Fortbildung desselben, daß nicht minder der tätige Anteil daran fehlt. Die bekehrten Buddhisten Japans und der Mongolei, die bekehrten Mohammedaner Chinas, der Berberei (die fanatischen Almorawiden und Almohaden waren Berber) und selbst das Negervolk (Suaheli!) haben ihrerseits für die neue Religion Propaganda gemacht. Nicht so die christlichen Neger und Annamiten. Liberia ist heute noch zu neun Zehnteln heidnisch.

Genug, will man Zahlen sehen, so lasse man Ungarn, Finnenstämme, Finnen, Esthen, Neger und Missionierte beiseite und man wird finden, daß die Nichtarier, Syrer, Abessinier, Georgier, Abchasen noch nicht 1 % aller Christen ausmachen. Rechnet man aber Finnen, Indianer, Neger und christliche Ost- und Südasiaten mit, so erreicht man doch nicht mehr als höchstens 12 % der Gesamtzahl. In fast keinem Falle aber hat sich das Christentum bei den Semiten gehalten. Nicht nur in Syrien, auch in Mesopotamien, in Nord- und Südarabien gab es zahlreiche christliche Gemeinden. Davon sind die meisten verschollen; nur 300000 Nestorianer und einige christliche Araber Syriens sind übrig geblieben. Die Abessinier aber sind nur der Sprache, kaum der Rasse nach semitisch. Der Folgerung ist nicht auszuweichen, daß die Persönlichkeit Christi und seine Lehre vom Semitentum als wesensfremd empfunden wurde.

Eine gelehrte Ansicht.

Als vorstehendes in einer Zeitschrift[1]) veröffentlicht war, äußerte Harnack, ebendort[1]) zu einer Erklärung aufgefordert, er glaube es nicht, denn „die Juden würden es Jesus nicht geschenkt haben, wenn er kein Semit gewesen". Erstaunlich. Ich reiste einst mit einem Ingenieur in Sibirien und unterhielt ihn davon, daß die Zigeuner indischen Ursprungs. Als wir nun wirklich auf Zigeuner stießen,

[1]) Die Neue Revue, 1909.

fragte er sie: „Seid ihr aus Indien?“ „Nein, aus dem Gouvernement Kertsch“. „Sehen Sie?“ meinte der Ingenieur.

Die Errungenschaft neuzeitlicher Wissenschaft, die Entdeckung der Rasse seit Herder, den Pharisäern zuzumuten, ist ein so verzweifelter Anachronismus, daß man kaum darüber lächeln kann, wenn am dürren Holz noch ganz andere Dinge geschehen.

Übrigens, geschenkt?! Was sollten sie noch ärgeres tun als ihn kreuzigen?

Nationalitätenkämpfe.

Kein Tag vergeht, ohne daß wir von dem grimmigen Hader der Völker und Völkchen Österreichs vernehmen. Der Burenkrieg und der Pfahl im eignen Fleische, die Polennot, dann die russische Revolution und der Verdruß im Elsaß, hat unsern Blick für Nationalitätenkämpfe geschärft. Neuerdings beschäftigen uns die Katzbalgereien der Nationen des Balkans, die nicht glücklich sind, wenn sie nicht durch ihre Raufhändel beständig die Aufmerksamkeit Europas wachhalten.

Kaum minder wichtig ist die Opposition der Iren gegen das Angelsachsentum, die im April 1914 fast zum Bürgerkriege führte. Es geht in der Tat ein Riß durch das Irentum. Eine drittel Million des Volkes spricht nur Gälisch, die Mehrzahl aber versteht nur Englisch. Einzelne Glieder des irischen Adels halten es mit dem englischen Großgrundbesitz und stimmen im Parlament mit den Konservativen. Viele irische Familien haben sich mit schottischen und englischen Familien verschwägert; einige der besten Generale und Staatsmänner Großbritanniens sind aus der Mischung hervorgegangen. Im großen ganzen aber treten die Unterschiede infolge der sprachlichen Kluft und der Blutmischung zurück. Der keltische Kern der Rasse gibt den Ausschlag. Die Übereinstimmung in Gefühlen und Interessen überwiegt derart, daß Bauer und Städter, Armer und Reicher, Proletarier und adlig Geborener in der Regel alle wie ein Mann gegen die englisch-schottische Bevölkerung stehen. Nur zwischen einander hadern die Iren. Die einen wollen ruhige wirtschaftliche Entwicklung, Industrialisierung des Landes oder eine für den Bauernstand günstige Parzellierung. Die andern erhoffen alles von scharfer parlamentarischer Fehde, von terroristischen Mitteln, vom Boykott. Dritte endlich, die Fenier, predigen Dynamit und Anarchie.

Im Jahre 1171 kamen zuerst die Engländer nach Irland. Die Hälfte der Insel ward von dem anglo-normannischen Adel eingenommen. Im Laufe der Jahrhunderte aber wurden die fremden Ritter größtenteils vom Irentum aufgesogen und wurden von Drängern zu Schützern und Förderern. So haben die Engel und Herold zur Stärkung der Tschechen, die Sculz und Genossen zur Stärkung der Polen beigetragen. Erst unter Cromwell gelangten bäurische Siedler, meist Schotten, von der großen Nachbarinsel nach Irland und nahmen den Norden in Besitz. Bis heute ist die Nordprovinz, Ulster, englisch-schottisch und protestantisch, während die drei anderen Provinzen keltisch und katholisch geblieben sind. Die Leiden Irlands beginnen aber erst mit dem Aufstand von 1798. Seitdem geht die Bevölkerung der Smaragdinsel zurück. Zuerst langsam, dann in raschen Sätzen. Es ist das kein gutes Zeugnis für englische Regierungskunst.

Kein anderes Land hat soviel Menschen in so kurzer Zeit im Verhältnis verloren, als das grüne Erin. Um 1845 lebten noch $8\frac{1}{2}$ Millionen Iren in ihrer Heimat; seitdem sind volle 4 Millionen in die Fremde gewandert. Wenn man bedenkt, daß von der Auswanderung überwiegend die keltischen Provinzen betroffen waren, da das protestantische Ulster sich eines auskömmlichen Wohlstandes erfreut, so kommt man zu dem Schlusse, daß weit mehr als die Hälfte der keltischen Bewohner ihrer Heimat den Rücken zugewandt hat. Durch die irische Auswanderung, die trotz vielfältiger Landreformen bis in die jüngste Gegenwart fortdauert, hat das irische Problem eine bedeutende Erweiterung erfahren. Jetzt stehen die Ursiedler Erins nicht mehr allein den englischen Eroberern entgegen, sondern sie haben eine starke moralische und finanzielle Stütze an den auf 10—12 Millionen zu schätzenden Volksgenossen, die jenseits des Ozeans leben. Die Verbindung zwischen amerikanischen (und australischen) und in der Heimat verbliebenen Iren, die nach dem Bürgerkrieg der Union zu den Fenierzügen über die kanadische Grenze, die im südafrikanischen Kriege zu Attentaten auf britische Kriegsschiffe geführt hat, sie ist auch jetzt noch sehr lebendig und von greifbarer Wichtigkeit. Fortwährend reisen Dillon und Redmond nach der Union, um Geld zu sammeln, um die Agitation anzuspornen. Volksversammlungen in New York, Chicago,

San Francisco, Versammlungen für home rule, für die Buren, für die eingekerkerten Abgeordneten der Iren sind an der Tagesordnung. Als der Belagerungszustand über halb Irland verhängt wurde, drahtete Redmond sofort nach Amerika, Hilfe und Sympathie erbittend. Wie ja auch die Wreschener „Opfer" Hilfe in Galizien und Warschau fanden. Wenn die Stadt Dublin Krüger das Ehrenbürgerrecht anbot, so ging Galway noch einen Schritt weiter und wählte den australischen Ingenieur Lynch, der in Natal ein irisches Korps befehligte, in das Unterhaus. Die Verbindung mit Übersee läßt die Iren auch den Rückgang der heimischen Kopfzahl verschmerzen. Von einem Drittel der Gesamtbevölkerung des United Kingdom sind zwar die Bewohner Erins auf ein Neuntel heruntergegangen, allein mit den überseeischen Brüdern zusammen machen sie doch wiederum ein Drittel aller weißen Untertanen König Georgs aus und fast die Hälfte von der Kopfzahl Großbritanniens. Die innerpolitische Lage ist zu einer internationalen ausgewachsen.

Die Lage verwickelt sich noch fernerhin durch eine religiöse und eine Rassenbewegung. Die römische Kirche nimmt sich immer der kulturell schwächeren Völker an, der Tschechen gegen die Deutschen, der Bretonen gegen die Franzosen. Die Priester wettern von den irischen Kanzeln gegen die englische „Teufelssprache". Priester waren Hauptführer bei dem Aufstande von 1798. Priester sind auch jetzt die Hauptstütze der Nationalisten. Eine katholische Universität wird gefordert, Pilgerfahrten nach Rom werden angepriesen. Bloß für die materielle Unterstützung der hungernden Bauern hat die Priesterschaft wenig übrig. Geld gibt sie keines. Die kirchliche Scharfmacherei verquickt sich mit einer rassenhaften. In den letzten Jahren hat sich ein Aufschwung des Keltentums angebahnt. Sogar zu den Bretonen wurde eine Brücke geschlagen. Das hat wenig Aussicht. Dagegen hat die Bewegung unter ihrem rüstigen Präsidenten, dem zu Dublin wohnenden Fournier d'Albe, wohl den Erfolg gehabt, daß sie in Irland den Anstoß zu einer keltischen Wiedergeburt gab, der eine große Zukunft zu winken scheint. Ungefähr eine drittel Million Iren spricht nur Gälisch, ein weiteres Drittel versteht Gälisch und Englisch. Das Streben geht darauf aus, die Kenntnis der keltischen Mund-

art wieder allgemein zu machen. Herr Fournier begegnete meinen Zweifeln mit dem Hinweis darauf, daß auch in Böhmen das Tschechische zur Sprache der Hausknechte und Viehmägde herabgesunken war, als eine ungeahnte Regeneration das Tschechische neubelebte und zur maßgebenden Stellung emportrug. Wie genau doch die Herolde nationaler Bewegungen das Schicksal anderer Volksminderheiten verfolgen!

Für die Masse der Iren dreht sich alles um wirtschaftliche Not, um das Recht am Boden. Die große Mehrheit der Bevölkerung ist bäuerlich. In den seltensten Fällen besitzt der keltische Bauer den Boden selber. Er pachtet ihn. Der Pachtpreis aber ist ein Fünftel seiner jährlichen Einnahmen und darüber.[1]) Es gibt Tausende von Familien, die nur 600 Mk. im Jahre verdienen; davon müssen noch 120 Mk. für die Pacht abgegeben werden. Und gelegentlich mißrät die Ernte, verdirbt die Kartoffel, die den Stapelartikel bildet. Da weigert der Bauer den Zins. Häufig wird er ihm freiwillig erlassen. Das führt mitunter dazu, daß der Bauer auch dann Pachterlaß begehrt, wenn keine Not ihn treibt. Und er veranlaßt andere zu gleichem Begehr, ja zwingt sie mit terroristischen Mitteln dazu. Er ist zu träge und zu wenig unternehmungslustig, um sich ins industrielle Leben zu wenden. Er sieht keine andere Aussicht, sein Los je zu bessern, als wenn er Besitzer seines Landstückes wird. Und zwar ohne jeden Entgelt. Die Agitatoren flüstern ihm ein, das sei nur sein gutes Recht: das Land habe von alters her ihm gehört und sei ihm nur durch Raub entrissen worden. Die Agitation, die in der United Irish League ihren Hauptherd und Sammelpunkt hat, heckte als Kampfmittel den Boykott aus, in einer so scharfen, grausamen Form, wie er auf dem Kontinent unbekannt ist. Wer gegen das Geheiß des Bundes von einem verfehmten Grundherrn Land nimmt, wer den Pachtzins gegen das Bundesverbot zahlt, ja wer sich weigert, der League beizutreten, er wird boykottiert. Jeder Verkehr mit ihm wird abgebrochen, sein Vieh wird heimtückisch verstümmelt, keine Speise wird ihm verkauft, niemand will ihn herbergen, für ihn oder mit ihm arbeiten, ja, der Arzt versagt seiner leidenden Frau, und wenn sie im Wochenbett läge,

[1]) In Amerika ist er oft ein Drittel.

die helfende Hand. „Meidet euren Gegner, als ob er ein Pestkranker wäre!“ rief Parnell, der diesen Boykott ausgedacht. So groß ist die Beeinflussung der Bevölkerung durch die League und ihr Machtwort, daß niemand gegen sie vor Gericht zu zeugen wagt, daß ehrliche Pächter in tiefer Nacht zum Pachtherrn mit dem Zins kommen, ihn beschwörend, nichts von der erfolgten Zahlung verlautbaren zu lassen. Gegen diesen Terrorismus, diese „Intimidation“, hat England das Coercion-Gesetz erlassen, eine Art Belagerungszustand, der gegenwärtig über halb Irland verhängt ist. Aber der Bund ist über das ganze keltische Irland verbreitet. Er ist, glaube ich, zäher und widerstandsfähiger als die Coercion-Bill. Im übrigen arbeitet die Regierung ebenfalls mit außerordentlichen Kampfmitteln. Nicht bloß die Bill, nein, die ganze englische Verwaltung der Insel ist Ausnahmegesetzgebung. Cromwell wollte Irland einfach mit England vereinen, es zu einer englischen Provinz machen. Das war zweifellos vom englischen Standpunkte aus das einzig richtige. Danach aber hat man eine Einrichtung getroffen, die noch jetzt besteht. Man schickte einen Vizekönig mit ausgedehntem, kostspieligem Hofstaate auf die Insel, die demnach genau wie ein erobertes Reich behandelt wird, während sie doch Abgeordnete für das gemeinsame Parlament wählen darf — ein auffälliger Widerspruch in der Verwaltungslogik — und ernannte außerdem einen Sekretär für Irland, gerade so wie für das unterworfene Indien. Dazu haben die Engländer noch den verhängnisvollen Fehler begangen, daß sie trotz der gewaltigen Abnahme der Bevölkerung Irlands die Zahl seiner Commoners nicht verringerten. So können die irischen Parlamentarier das ganze Getriebe der englischen Staatsmaschine empfindlich stören.

Im germanischen Norden spielt die Religions- und Rassenfrage keine Rolle. Trotzdem hat auch dort ein erbitterter Nationalitätenstreit getobt. Skandinavien beherbergt zwei eng verwandte Volkstümer, die trotz rassenhafter und wirtschaftlicher Verbindung nicht sonderlich miteinander stehen — Dänen und Schweden. Die gemeinsame Sprache weist die Norweger auf Dänemark, der politische Zusammenhang knüpft sie an Schweden. Der daraus entspringende Konflikt hätte 1895 beinahe zum Kriege geführt und 1902 ist man zu der höchst unnötigen

und kostspieligen Trennung der beiden Konsulate geschritten, dann hat die gemeinsame Gefahr, die von Rußland, die Union der beiden nordischen Länder wieder gestärkt; aber 1905 kam es zum Bruch.

Inzwischen ist ein Pangermanismus aufgetaucht, der in dem Dichter Björnstjerne Björnson einen beredten Herold besaß. Von einem Germanentum kann indes keine Rede sein. Vielmehr erklären sich die Verschiedenheiten der drei skandinavischen Völker teilweise durch die Beimischung nichtgermanischen Blutes. Alle Beobachter sind darüber einig, daß die Sinnlichkeit bei allen Skandinaviern viel reger und heftiger ist als bei Holländern und Deutschen. Namentlich sollen die Dänen derartige Zustände nach ihrer Eroberung Englands dort hervorgerufen haben, daß die Ankunft der Normannen als Rettung empfunden worden sei. In der Tat sind auch die heutigen Dänen ein auffallend lebendiges, ja unstetes, rastloses, für Musik und Schönheit begeistertes Volk. Es wird dieser Charakterzug auf die Slaven, die erwiesenermaßen einen Teil Dänemarks besiedelt haben, zurückzuführen sein. Die große skandinavische Halbinsel aber war noch um 800 zu drei Vierteln von Lappen bewohnt, sowie von einem nicht näher einzureihenden Zwergvolke, das noch der Historiker Jovius erwähnt.[1]) In Norwegen muß außerdem noch ein Urvolk gehaust haben, dessen Reste in der Kurzköpfigkeit vieler heutiger Norweger wissenschaftlich festgestellt wurden und dessen Spuren schon der Laie in dem völlig ungermanischen Habitus einer großen Anzahl heutiger Gesichter wahrnehmen kann.

Nichts fällt dem die Grenze — etwa westlich von Are, wie ich es getan — überschreitenden Reisenden mehr auf, als die wurzelhafte Verschiedenheit zwischen schwedischer und norwegischer Art. Mir persönlich kamen bei so manchem Norweger sofort irische Typen in Erinnerung. Gemeinsam bei den Völkern der skandinavischen Union ist, in der Nordhälfte wenigstens, die Mischung mit Lappen, aber andere Elemente müssen dazugekommen sein, um die weitgehende Kluft zwischen den zwei Völkern und ihrem Charakter zu schaffen. Die Schweden sind von heller Haut, regelmäßigem Gesichte, schlanken Wuchses, überwiegend blondhaarig und blauäugig, sind ruhig, ja still, obwohl ver-

[1]) Vgl. darüber Ritchie, Globus 23. August 1902.

gnügungssüchtig, und gelten für falsch. Die Norweger sind kleiner, gedrungener Gestalt, in der Nordhälfte des Landes entschieden dunkelhaarig und grün- oder braunäugig; sie sind rührig, äußerst arbeitsam, unternehmungslustig und, wenn auch gegen Fremde zuerst verschlossen, doch von verblüffender Offenheit. „Seid ihr Engländer?" fragte uns ein Bauer, bei dem wir, durch lange Wanderung erschöpft, Milch und Brot kaufen wollten. „Wenn ihr zu den Leuten gehört, die die armen Buren so gequält haben, so geht nur gleich wieder aus meinem Hause!" Leidenschaftlich spricht sich der Norweger aus, in Liebe oder Haß, während der diplomatische Schwede seine Gefühle verbirgt. Man hat einst gesagt, derartige Charakterbesonderheiten kommen von der verschiedenartigen Verfassung und der Geschichte der Länder. Ich sage: umgekehrt! Aus der Verschiedenheit der Rasse entfloß die Trennung der Geschicke und der Verwaltung. Weil der Norwege individuell, von Selbständigkeitsdrang erfüllt, Partikularist und Gleichheitsfreund ist, deshalb ist seine Verfassung demokratisch ausgefallen, und das zeitweilig bei ihm herrschende Königtum hat sich nur mit Mühe behaupten können. Weil andererseits der Schwede biegsamer, träger, weniger schroff, weniger freiheitsdürstend ist, hat er sich aristokratischem Großgrundbesitz und dem Königtum geneigter erwiesen. Man wird durchaus an die benachbarten Slaven erinnert, die auch lebenslustig, aber trotzdem auch monoton, auch träge, auch biegsam und gehorsam sind und daher auch sowohl den Latifundienbesitzern als dem Monarchen gegenüber äußerst fügsam sind. Aus alten Chroniken weiß man, daß die alten Waräger viele Sklaven von ihren Raubzügen mitbrachten. Es bestanden ferner vielfältige Kulturbeziehungen zwischen Schweden und Slaven seit der frühesten Zeit, wie denn auch die Slaven der Runen sich bedienten. Aus alledem kann man aber nicht die weitgehende Ähnlichkeit erklären. Vielleicht ward diese Ähnlichkeit von der Nordostgermanen sowohl wie Slaven zugrunde liegenden finnischen Unterschicht bewirkt. Wobei zu bemerken, daß Finnen keineswegs gleich Lappen, da letztere nur finnisierte Arktiker sind, wie jetzt ziemlich allgemein zugestanden wird.

Seit dreißig Jahren arbeiteten die Norweger auf eine Trennung von Schweden hin. Zur Hälfte war das schon 1902 erreicht. Das

Unionszeichen war aus der norwegischen Flagge beseitigt. Ein selbständiges Konsulatswesen ward ebenfalls zugestanden. Nun wollten die Radikalen auch einen eigenen Minister des Auswärtigen. Damit war der Bruch de facto hergestellt. Blieb nur noch das blasse Scheinen einer Union durch die Dynastie, die in dem demokratischen Lande keinen Rückhalt, nur Gegnerschaft fand. Der Storthing konnte über ein dreimaliges Veto des Königs hinweggehen. Er war also mächtiger als die Dynastie, die lediglich ein Dekorationsstück war.

Wirtschaftlich war die Trennung der beiden Länder ebenfalls längst durchgeführt. Es bestand nämlich eine Zollgrenze. Bei den Iren ist es eine der gewöhnlichsten und lautesten Klagen, daß sie durch keine Zölle geschützt und daher rettungslos von englischen Waren überschwemmt werden. Die Klage der Iren ist kaum berechtigt, da es ihnen doch an dem nötigen Kapital und vor allem an dem nötigen Unternehmungsgeist fehlt, um eine eigene Industrie ins Leben zu rufen. Außerdem fehlt es in Irland an den erforderlichen natürlichen Bedingungen für die Entstehung von Großgewerben. Die Norweger dagegen wären sehr wohl in der Lage, eine blühende Industrie auf die Beine zu bringen. Ihren Wagegeist und ihre Fähigkeiten haben sie dadurch bewiesen, daß sie eine Handelsflotte begründet haben, die bis vor wenigen Jahren die zweitgrößte der Welt gewesen ist. Sodann hat ihr Land Überfluß an Holz und Eisen und Kupfer, und die zahlreichen mächtigen Wasserfälle sind wie geschaffen für den Betrieb von Fabriken. Überhaupt aber sind die Interessen der Norweger von denen der Schweden recht verschieden. Schweden ist überwiegend ein ackerbautreibendes Land und auf die Ostsee als Absatzgebiet angewiesen. Norwegen züchtet Vieh uud treibt Seefahrt und ist auf England und Amerika angewiesen. Das zeigt sich nicht minder deutlich in der Kulturströmung, besonders in der Sprache. Während im Osten Skandinaviens die Gebildeten meist Deutsch lernen, ist im Westen bei Gebildeten und Ungebildeten Englisch verbreitet. Ich flechte hier ein, daß nur die Schriftsprache Norwegens Dänisch ist; die Volkssprache, in zahllose Mundarten zerfallend, ist vom Dänischen noch weiter entfernt als vom Schwedisch. Der Tonfall klang meinem Ohre ungefähr wie Plattdeutsch, während das Singen der Schweden oft an die

slavischen Idiome erinnert und das Dänische eine nervöse Zerhacktheit, ein zartes, aber farbloses Vibrieren auszeichnet. Man kann auch nicht sagen, daß der Gegensatz zu ihren östlichen Nachbarn die Norweger sonderlich zu ihren südlichen Verwandten hingedrängt hätte. Sie lesen wohl die dänischen Bücher, aber die Sehnsucht nach einer politischen Vereinigung mit Dänemark ist im Aussterben. Ich denke, das endgültige Scheitern jener langgehegten Träume, die ein erneutes Bündnis zwischen West- und Südskandinavien vorgaukelten, hat mit daran schuld gehabt, das isolierte Dänemark wieder versöhnlicher gegen Deutschland zu stimmen.

Bei den inneren Streitigkeiten der skandinavischen Völker sind äußere Einflüsse immer von Gewicht gewesen. Die dynastische Verbindung des dänischen Hofes mit dem Petersburger ist bekannt. Sie hat die Liebe der Norweger zu den Dänen nicht gerade gesteigert. Dagegen hat die gemeinsame, von Rußland drohende Gefahr, die seit der Vergewaltigung Finnlands unverhüllter hervortritt, die skandinavische Union etwas befestigt. Björnson konnte noch 1895 vorschlagen, den Russen zwei norwegische Häfen zu überlassen. Jetzt ist davon keine Rede mehr. Nämlich von freundschaftlichem Überlassen. Das Dichten und Trachten der Russen geht noch immer auf den Erwerb eines eisfreien Hafens westlich vom Nordkap. Denn was die Russen im eigenen Lande, namentlich an der Murmanküste, zu maritimen Zwecken ins Werk setzten, hat zwar ungeheuer viel gekostet, aber sonst kaum einen nennenswerten Erfolg gezeitigt. Genug, das Verhältnis zwischen dem Zarenreiche und Schweden ist recht gespannt. Die Schweden haben seit 1901 eine arktische Truppe gebildet, die auch im Schnee und Eis kampieren lernt, und geben viel Geld für Küstenbefestigung aus. Die Norweger aber besinnen sich den Slaven gegenüber auf ihr Germanentum. Der phantastische Björnson riet zu einer Vereinigung aller germanischen Staaten gegen die östliche Gefahr. Furcht vor einem Dritten ist jedoch im besten Falle nur ein zeitweiliges Einigungsmittel für zwei Nebenbuhler. Das Ausschlaggebende ist, daß die Norweger als Volk, als Menschen die Schweden nicht leiden können. Sehr selten sind Heiraten zwischen Angehörigen der beiden Nachbarn. Man kann tausend Gründe gegen die Unvernunft, gegen den Streit der ver-

wandten Völker vorbringen und für die Vernünftigkeit oder gar Notwendigkeit eines Sichvertragens, einer gemeinsamen, friedlichen Förderung naheliegender Kulturaufgaben: Tatsache bleibt eben, und darum allein haben wir uns zu kümmern, daß die Union zwischen schwedischem und norwegischem Volkstum sich als unhaltbar erwiesen hat. Was allerdings nicht unbedingt ein Beweis dafür ist, daß auch in aller Zukunft die Wunde unheilbar bleiben werde.

Am ausgedehntesten und verbreitetsten ist der Hader der Nationen in Rußland. Er ist kaum weniger bedeutsam, als selbst in dem klassischen Lande der Volkszwiste, als in Österreich, er tritt nur weniger an die Oberfläche des Tages, weil die eiserne Hand der autokratischen Regierung die volklichen Bewegungen entweder unterdrückt oder doch wenigstens ein Bekanntwerden derselben nach Möglichkeit verhindert. Zwar sind über die Aufsaugefähigkeit der Russen die günstigsten Meinungen verbreitet, dergestalt, daß wenige daran zweifeln, daß außer etwa den Polen in absehbarer Zeit nur noch russisches Volkstum im Reiche des Zaren sein würde, allein in Wirklichkeit haben die Russen nur eine ungemeine Ausdehnungsfähigkeit des eigenen Volkes, keineswegs eine unduldsame, andere zertretende oder absorbierende Eigenart bewiesen. In dem Verlauf russischer Geschichte, der sich über etwas mehr als ein Jahrtausend erstreckt, ist ja manches Fremdvolk vor dem Eindringen der russischen Bauern zerstoben, ist von ihnen verschluckt worden. Das gleiche geschieht noch jetzt unter unseren Augen. Wir müssen jedoch, scheint mir, ganz genau feststellen, mit was für einem Volke die Russen zu tun hatten oder haben, und danach eine Unterscheidung treffen. Nur die Stämme und Horden, werden wir dann sehen, die einer eigenen starken Kultur ermangeln, die keine Schrift, keine höhere Religion, keine ausgebildete Ständeeinteilung haben, nur die werden von den Russen bezwungen. So die kulturlosen Nomaden Nordasiens, wie Samojeden, Ostjaken, Tungusen, und des nördlichsten Europas, wie die Lappen, die auf der Halbinsel Kola drauf und dran sind, völlig auszusterben; dagegen nicht die ebenfalls nomadischen Kirgisen und Baschkiren, weil diese an dem Islam eine Stütze erhalten haben, nicht die nicht allzu zahlreichen Kalmücken von Astrachan und dem Donbecken, da sie im Buddhismus einen Halt besitzen, nicht die

Griechen von Odessa oder die Deutschen von Saratoff, die zwar in der Diaspora leben, aber einer höheren Kultur entstammt sind. Bis ins einzelne kann die eben aufgestellte These durchgeführt werden. Von derselben Rasse sind Stämme aufgesogen worden, solange sie in ursprünglicher Wildheit verharrte, während der Prozeß sofort sistiert wurde, als eine fremde Kultur der Rasse sich mitteilte. Es wurden wohl die alten heidnischen Siedler zur Verschmelzung gezwungen, nicht aber die christlichen; wohl die heidnischen Finnen, nicht aber die von germanischen und christlichen Einflüssen berührten. Noch heute wird ein finnisches Dorf nach dem andern der isoliert stehenden und halb heidnischen Wolga- und Kamafinnen, Permjaken, Wotjaken, Syrjänen in dem russischen Schmelztiegel entvolklicht; allein die von Schweden und dem Deutschorden erst katholisierten, dann zum Protestantismus gebrachten Finnen des Nordwestens bewahren in zäher Unzugänglichkeit ihre angestammte Eigenart. Ist doch Petersburg selbst noch heutzutage nur eine Enklave, eine slavische Insel, vom Meere des Finnentums rings umbrandet. Überall bei solchen Völkern, denen eine längere Tradition, denen eine sei's eigene, sei's fremde, aber nicht russische Kultur zur Seite steht, da bewahrheitet sich der Spruch Goethes:

Und keine Zeit und keine Kraft zerstückelt
Lebend'ge Form, die stetig sich entwickelt.

Die Russen legen sich als neue Volksschicht neben und über die vorgefundenen Nationalitäten, aber es gelingt ihnen nicht, durch ihre Wucht die Fremden zu erdrücken oder mit ihrem Lebensfeuer sie zu durchdringen, sie umzuschmelzen.

Über die Zahl der Rassen ist es seltsamerweise gar nicht leicht, zuverlässige Statistik zu erlangen. Bis zu dem amtlichen Reichszensus von 1897 wurde die Zahl auf 65 Millionen angegeben. Jetzt sind es 113 Millionen, davon 27 Millionen Ruthenen. Nur darf man sich keinen Augenblick verhehlen, daß Zahlen allein wenig beweisen. Wie käme es sonst, daß $3\,^1/_2$ Millionen Polen gegen 63 Millionen Deutsche erobernd vordringen? Bei nationalen Kämpfen kommt vielmehr alles einzig und allein darauf an, ob in einer gegebenen Provinz oder Landschaft das eine oder das andere Volk an Masse überwiegt. Da

muß denn ins Auge fallen, daß im ganzen Westen und Norden ihres Reiches die Russen nirgends überwiegen — und höchstwahrscheinlich auch nicht in absehbarer Zeit überwiegen werden, da außer dem Zustrom russischer Soldaten und Beamten keine Wanderung von Osten nach Westen zu bemerken ist, wohl aber eine beträchtliche Verschiebung der Russen nach Süden, in die Donsteppe und über den Kaukasus, und nach Osten, gegen den Ural zu und, in Mengen von jährlich 4—600 000 Köpfen, seit einem Jahrfünft nach Sibirien.

In Nordeuropa werden die Russen keinen Erfolg haben. Wenigstens nicht im Sinne ihres Volkstums. Sie können das Geschehene nicht ungeschehen machen. Sie können eine Kultur, die höher und älter als ihre eigene, nicht entwurzeln. Weder bei den Finnländern, noch bei den baltischen Deutschen. Es ist wahr, sie haben einiges anscheinend erreicht. Sie haben Dorpat in Jurjeff gewandelt, haben russisches Militärregiment an Stelle der finnischen Verfassung und Selbstverwaltung errichtet. Aber das bedeutet einen Wechsel der Form, nicht eine Änderung des Wesens der Dinge. Das bedeutet nicht eine Verdrängung des alteingesessenen Volkstums, nicht eine Ersetzung durch russisches. Das einzige von Belang, was wirklich erreicht wurde, ist eine teilweise Abschwenkung der Esthen und Letten aus dem Lager der Deutschen in das der Russen. Aber was für ein Gewicht haben jene unbedeutenden Parasitenvölkchen in die Wagschale zu werfen? Auch hat der Verrussungsversuch in den Ostseeprovinzen zu einer geringfügigen Auswanderung bei den baltischen Deutschen den Anlaß gegeben, dieselbe wurde indessen durch das Einströmen zahlreicher Deutscher aus Preußen, Sachsen und Österreich mehr als wettgemacht.

Nur eines hat die russische Regierung erreicht und eines versteht sie. Bei dem Tarantas, dem üblichen Dreigespann der kaiserlichen Post, strebt das eine Seitenpferd mit aller Macht nach links, das andere nach rechts ab: je mehr es zieht und zerrt, um so rascher fördert es, in Gemeinschaft mit dem geradeaus sprengenden Mittelpferd, den ratternden Wagen. Ähnlich spannt die zarische Regierung die widerstrebendsten Völker an den Reichswagen. Das eine will links ab, das andere rechts hinüber. Die Russen sind in der Mitte und sehen zu, daß der Karren doch weiter kommt. Den Engländern fehlt ein Volk,

um die Iren in Schach zu halten; die Russen spielen ein Volk gegen das andere aus: Armenier gegen die Türken, Polen und Esthen gegen die Deutschen. Die Buntheit, der hieraus entstehende Wirrwarr ist für die Kultur nicht förderlich. Aber darauf kommt es den Machthabern in Petersburg gar nicht an. Sie kümmern sich wenig um die Wohlfahrt des russischen Volkes. Herrschen, Obmacht, imperium! Das ist ihr Ziel und das haben sie erreicht.

Inzwischen ist Rußland stark zersplittert, seine fünfzig oder sechzig Völker werden nur durch straffsten Despotismus zusammengehalten. Nicht einmal die Slaven, die dem Riesenreiche den Stempel aufdrückten, sind einig. Neun Millionen Polen sind noch keineswegs dem russischen Gedanken gewonnen. Ebensowenig die Ruthenen. Die Finnen, die bisher treue Untertanen waren, sind durch die 1899—1910 erfolgte Vergewaltigung zu Feinden des Zaren geworden. Das hat keine sonderliche Bedeutung, da die Finnen ein armes, außerhalb der großen Weltbewegung stehendes Volk sind. Viel bedeutsamer ist die Feindseligkeit, die seit 30 Jahren die Russen gegen das deutsche, insbesondere das baltische Element entwickeln. Dadurch haben sich die Russen ihre besten Hilfskräfte, die in der Diplomatie, dem Heere, der Flotte, der Verwaltung, auf den Hochschulen und im Verkehrswesen überall da eintraten, wo die Intelligenz oder die Ausdauer der Slaven versagte, entfremdet, und haben als natürliche Rückwirkung eine Anlehnung der Balten an das Deutsche Reich hervorgerufen. Außer dieser moralischen Entfremdung ehemaliger Freunde hat die Unterdrückungspolitik kaum etwas erreicht. Die Universität Dorpat wurde zwar äußerlich ihres deutschen Charakters entkleidet und zu einem nationalrussischen Jurjew umgeprägt; auch hat man einige achtzig deutsche Prediger nach Sibirien geschickt und hat endlich eine Reihe deutscher Schulen geschlossen. Aber das tatsächliche Ergebnis dieser Maßregeln war fast gleich Null. Statt des öffentlichen führten die Balten Privatunterricht ein und sprechen, von wenigen Renegaten abgesehen, jetzt noch in demselben Umfange Deutsch, wie ihre Väter es taten. Auch darf man nie vergessen, daß die Balten, obwohl sie nur 12 % der Bevölkerung in den Ostseeprovinzen darstellen, doch nicht nur auf eine 700 jährige Entwicklung zurückblicken können, eine ununterbrochene Tradition, die ihrer ganzen

Lebensführung eine ungemeine Festigkeit und Beständigkeit verleiht, sondern daß sie auch noch überwiegend Herren des Bodens sind, was für die Erhaltung eines Volkstums stets am wichtigsten bleibt. Allerdings ist gerade da insofern ein Erfolg der Slavisierungspolitik zu verzeichnen, als die Letten und Liven und Esthen, die sich bislang der deutschen Kultur zugewandt hatten, wie sie denn auch durch deutschen Einfluß zum Protestantismus bekehrt worden sind, nunmehr beginnen, sich dem deutschen Vorbilde abzuwenden und den Russen zuzuneigen. Eher als negativer Erfolg der russischen Politik muß es aufgefaßt werden, daß manche Balten der höheren Klassen nach Deutschland ausgewandert sind und sich dort als Staatsmänner, Hochschullehrer, Pfarrer und Journalisten in den Dienst des Reiches gestellt haben.

In Deutschland dauert der Nationalitätenkampf nun schon ein gutes Jahrtausend und tobt seit einigen Jahren stärker denn je. Die Hauptfeinde des Deutschtums sind die Slaven, die zusammen über vier Millionen ausmachen, mithin die recht beträchtliche Höhe von 6 % der Gesamtbevölkerung erreichen. Viel weniger Beschwerde machen die Dänen, die jedoch zahlreich genug sind, um einen Abgeordneten nach dem Reichstage schicken zu können. Die Gefahr, die von seiten des französischen Elementes im Westen drohte, galt für überwunden, was äußerlich durch die Aufhebung der Diktatur im Frühling 1902 zum Ausdruck kam; doch gab Zabern eine neue Lehre. Wir haben noch $^1/_3$ Million Reichsangehörige, die lediglich Französisch verstehen. Der Vollständigkeit halber müssen die 15000 Wallonen im Bezirk Aachen und der Seltsamkeit ihrer Bestrebungen halber die 130000 Litauer erwähnt werden, die unter der Führung eines Deutschen von der Schaffung einer litauischen Kultur träumen.

Die Polenfrage ist deshalb so schwierig, weil auswärtige Verwicklungen eine bedeutsame, wenn nicht gar überwiegende Rolle spielen. Behandelt Deutschland die Polen schlecht, so jauchzen die Russen; behandelt es sie gut, so besorgt man in Petersburg, daß die Polen des Zartums nach Deutschland gravitieren möchten. Ähnliche Erwägungen sind in Wien maßgebend und fallen dort um so mehr ins Gewicht, als die Polen dort das Heft in Händen haben. Nach den Wreschener Vorgängen hat man es erlebt, daß in Moskau dem deutschen Konsulate

die Fenster zertrümmert wurden, daß Badeni, damals Statthalter Galiziens, sich bei einer öffentlichen Kundgebung gegen die preußische Regierung beteiligte, endlich daß in beiden Nachbarreichen Geld, zum Teil wiederum von amtlichen Personen gesammelt wurde, ohne daß zunächst regierungsseitig eingeschritten wurde. Der Kern der ganzen Frage aber und die Quelle der größten Gefahren ist die Hilfe, die Rom den Polen angedeihen läßt. Die Kurie wünscht einen slavisch-katholischen Großstaat an Stelle eines unabhängigen Österreichs zu setzen. Sie unterstützt die Bestrebungen ihrer polnischen Anhänger gegen das deutsche evangelische Kaisertum. Die Polenfrage kann daher nur im Zusammenhang mit der ultramontanen Frage gelöst werden. Solange nicht eine feste, einheitliche und sich gleichbleibende Haltung gegenüber klerikalen Wünschen und Wühlereien eingeschlagen wird, und solange nicht das Zentrum es lernt, die Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum höher zu schätzen als die zu Rom, und solange nicht galizische und sonstige Übergriffe von außen mit steter Entschiedenheit zurückgewiesen werden: solange darf man nicht hoffen, die Polen wieder in die ihnen gebührende Stellung zurückzudrängen und sie zu brauchbaren Mitarbeitern im Reiche umzugestalten.

Ein Wort über die Deutsch-Österreicher. Die Deutsch-Österreicher sind in der Tat übel dran. „Lieber Hochverrat, als Volksverrat!“ rief im Reichsrat ein nationaler Führer in den Tagen der Bedrängnis. Ein tieftragischer Zwiespalt tut sich da auf. Die deutsche Treue kommt ins Wanken. Eine der höchsten Tugenden, die von allen unseren Dichtern stets gepriesen, von allen Lehrern und Priestern aufs eindringlichste immer empfohlen worden ist, steht in Gefahr, getrübt und verdunkelt zu werden. Aber, wie verhält es sich denn eigentlich nur zu oft mit dieser Tugend, wenn wir die Sache ganz nahe betrachten? Ihr stärkster Ausdruck, ihre weithin leuchtende Glut erscheint im Lied von den Nibelungen. Und was sehen wir da? Der treue Lehnsmann, Hagen, vollführt blindlings die Befehle einer rachsüchtigen Königin. Also erstlich der Mann die Befehle eines Weibes, und zweitens auf eine Art, die eines Helden, und gar eines deutschen Helden, durchaus unwürdig ist. Ich schelte nicht die Königin:

sie ward in ihrem Innersten, ihrem Heiligsten, verletzt. Aber sollte ihrethalben der Staat zugrunde gehen? Sollte ihr Geheiß auf eine so nichtswürdige Art und Weise ausgeführt werden? Dabei galt doch Siegfried als das strahlende Urbild aller nur ersinnbaren Herrlichkeit, aller Manneskraft und Schöne und Rittertugend.

So war es aber immer in unserer Geschichte. Deutsche wüteten gegen Deutsche. Der Lehnsmann, der im Dienste des Fürsten stand, vernichtete den freien, aufrechten Volksgenossen, vernichtete gerade den, dem der Fürst selbst am meisten zu verdanken hatte. Wer denkt da nicht an den Sturz Bismarcks? Wer nicht an die blutigen Angriffe auf die Dithmarschen und die Schweizer, und die vielen freien Reichsstädte? Und im heutigen Österreich geht es nicht besser. Auch da stehen Deutsche gegen Deutsche, und zerfleischen sich die Söhne der einen großen Mutter.

Wir denken jetzt anders über Österreich als im Jahre 1866. Die Sinnesänderung datiert schon ein gutes Jahrzehnt zurück. Ja, sogar noch vor die Stürme der Badenischen Zeit. Ich brauche bloß auf die Aufsätze und Reden zu verweisen, die im Jahre 1896 der Verein Deutscher Studenten in dem Sammelwerk „Deutschland, Deutschland über alles" zusammengestellt hat. Da hat der Dr. Wendland eine Kampfrede gegen das Götzenbild des Staates gehalten. Er meint — was ich allerdings für eine Übertreibung halte — daß das Reich aus der nationalen Bewegung hervorgegangen ist. Er stellt einen Gegensatz staatlichen und nationalen Empfindens fest. Er meint, in der Gründungsgeschichte des Reiches „waren die Damaligen die Widersacher der nationalen Bewegung, und wer national dachte, durfte nicht Patriot sein. Es wäre ein bedenkliches Zeichen für den Rückgang unseres nationalen Empfindens, wollten wir heute von den Deutschen außerhalb des Reiches verlangen, daß sie Patrioten sein sollen". Nun wohl! Der Patriot ist der finstere Hagen, der mit der festen Überzeugung, redlich seine Pflicht getan zu haben, das größte Unheil anstiftet, und gerade den Staat, den er retten will, ins Unglück reitet. Der Nationale aber ist der strahlende Siegfried, der sich um staatliche Schranken nicht kümmert, der selber Reiche erobert und Könige einsetzt und ihnen den Brautlauf mit der selbstbewußten Brunhild (mit dem

Symbol der Freiheit) vermittelt. Aber er stirbt, der morgenfrische Held, gerade weil er seine Jugendliebe, die Freiheit, verriet, weil er in ein Lehnsverhältnis zu König Günther tritt und dessen Schwester heimführt. All das findet auch noch heutigentages seine volle Anwendung. Auch die große Bewegung des Jahres 1832 (als mein Großvater auf dem Hambacher Feste die Rede von dem einigen, unteilbaren Deutschland hielt) und des Jahres 1848, als in Triest die schwarz-rot-goldne Flagge gehißt wurde und ein österreichischer Erzherzog als Reichsverweser waltete, auch sie hat das Volkstum in die erste Linie gestellt, und ist dann von dem Staatstum zurückgedrängt und erschlagen worden. Bismarck vereinigte beides: den kühlen, staatsmännisch rechnenden Verstand und die Begeisterung für die Einheit und Größe Deutschlands. Aber der günstige Augenblick war schon vorbei. Die einst so hellglühende Erzmasse, die noch im Fluß und leicht in neue Formen zu leiten war, erkaltete und wurde wieder hart. So kam es, daß Bismarck zwar ungeheures leistete, aber daß auch er es nicht fertig brachte, das ganze Deutschtum in eine einzige Staatsform zu pressen.

Seit 16 Jahren, seit dem unerhörten Übermut Badenis, als Lueger schon dem Kaiser Franz Joseph sagen mußte: „Majestät, ich kann für die Stadt Wien nicht mehr einstehen!" seit jener Sturmzeit ist jedoch die österreichische Masse wieder in Fluß gekommen. Und gerade in den allerjüngsten Tagen sind unsere Brüder jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle in solche Bedrängnis geraten, daß auch wir, die wir in den Rahmen des Reiches von 1870 eingekeilt sind, die wir jedes Mitgefühl mit den Volksgenossen an der Donau und in den Alpen für lächerliche, der Realpolitik zuwiderlaufende Sentimentalität hielten, nunmehr unsere Ansicht und unsere Haltung zu ändern genötigt sind. Denn was haben die letzten Jahre gebracht? Einen Progrom in Laibach, Mißhandlung der Deutschen in Prag, italienische Revolverschüsse gegen die Studenten in Wien, deutschfeindliche Kundgebungen in Triest und Trient, endlich das ungeheure Anwachsen des Panslavismus durch den Aufschwung des Balkans. In Prag ist es schier zum Bürgerkrieg gekommen. Über die Frage, ob der Deutsche sich noch ungehindert in den Straßen Prags bewegen darf, ist zum mindesten

ein Ministerium gestürzt. Selbst am Ballplatze sieht man die Lage für ernst und bedrohlich an. Trotzdem ist jedoch bisher nur sehr wenig geschehen, um den eigentlichen Stein des Anstoßes, die Deutschenhetze, aus dem Wege zu räumen und die Veranstalter solcher Hetze gebührend zu bestrafen. Meist kommen die Hauptübeltäter mit geringer Ahndung davon. Und wenn wieder der Sturm losgeht, dann sieht die Polizei gleichgültig zu oder vielmehr vorbei, wie deutsche Firmentafeln heruntergerissen, wie Fenster eingeworfen und wie Deutsche mit Püffen und Stockschlägen mißhandelt werden. Oder wie es in Nordwestböhmen, in Pilsen, geschah: die Polizei wird allerdings von einer eifrigen Behörde herbeigeholt und erschießt oder ersticht — einige Deutsche.

Was tun? Wie sollen wir uns im Reich und wie sollen sich die Österreicher selbst verhalten? Es gibt zweierlei Möglichkeiten. Es ist denkbar, daß wiederum eine große Bewegung das ganze Volk ergreife, wie es sie im Beginn der Kreuzzüge, bei der Reformation und zweimal schon im 19. Jahrhundert, in den Freiheitskriegen und 1848, ergriffen hat. Eine solche Bewegung pflegt aus herber Not zu enstehen. Erst wenn die Not am größten, dann ist die Hilfe am nächsten. So scheint es auch im gegenwärtigen Falle zu werden. Die Not ist unzweifelhaft da. Und zwar nicht nur hüben, sondern auch drüben. Denn auch bei uns ist das Deutschtum auf einem unerhörten Tiefstand der Entwicklung angelangt. Auch uns geht schon die Galle über, sowohl, wenn wir die Zustände im eigenen Reiche betrachten, als auch, wenn wir von der Bedrückung der Volksgenossen in Rußland, Österreich und Brasilien hören. Auch bei uns ist das Gefühl für die Not der Zeit endlich erwacht. Und in Österreich? Weit entfernt, durch die sich stets wiederholenden Unbilden abgestumpft zu werden, ist vielmehr dort die Stimmung immer gereizter, der Zorn immer siedender geworden, zumal ja auch die Unbilden sich an Zahl und Art immer steigern und verschärfen. Es wäre daher keineswegs ausgeschlossen, daß ein Volkssturm losbräche, daß der furor teutonicus sich wieder entfaltete und die Feinde unseres Volkstums mit gewaltigem Besen hinwegfegte. Die zweite Möglichkeit ist beschränkter. Sie ist in der Richtung größerer Teilnahme an der Staatsleitung zu suchen. Ein Sturm kann Saat weithin ausstreuen, aber kann keine Früchte reifen. Eine Volksbewegung

kann niemals Dauerndes schaffen: das muß eben doch in letzter Linie durch die Führer geschehen. Um schön, ja nur um nützlich zu werden, muß die glühende Erzmasse zuletzt in eine bestimmte Form gegossen, muß das durch den Furor Gewonnene staatlich gesichert werden. Nun scheint es aber für unabsehbare Zeit ausgeschlossen, daß entweder Habsburger oder Hohenzollern vom Schauplatze weichen. Die größere Unternehmungslust bekundeten zeitweilig sogar die Habsburger. Solchen Verhältnissen muß man Rechnung tragen. Eine logische Folgerung daraus wäre die, daß die unversöhnlichen Alldeutschen Österreichs, die jetzt kaum über 35 000 Stimmen gebieten, daß sie, statt sich in den Schmollwinkel zurückzuziehen, vielmehr darnach trachteten, in die Regierung zu kommen und bei der Oberleitung mitzutaten. Sie dürften das um so eher, je zuverlässiger sie auf Unterstützung im Reiche ververweisen könnten, auf den besten Willen auch der Reichsdeutschen, sich slavischen oder italienischen Übergriffen entgegenzustellen, auf den unverbrüchlichen Entschluß, polnischen und magyarischen und — englischen Umtrieben gegenüber stets am Bismarckschen Bündnis mit Österreich festzuhalten. Viel Hoffnung freilich auf ein Einlenken Schönerers wird man nicht hegen; das zeigte der Fall Lischka-Claß.

In Belgien befehden sich Vlamen, Wallonen und Deutsche. In Großbritannien sind nicht weniger als vier Nationalitäten: Engländer, Schotten, Iren und Walsh. Die beiden erstgenannten stehen zwar gesellig und in ihrer ganzen Lebensführung auf das schroffste einander gegenüber, allein die politische Kluft ist jetzt völlig ausgefüllt. Die Bevölkerung von Wales ist ihrer Zahl und Art nach zu unbedeutend, um zu einem Problem Veranlassung zu geben. Um so mehr Schwierigkeiten machen die Iren, die ein Siebentel der Bevölkerung Großbritanniens darstellen — es gibt auch Iren in England —. Eine höchst unglückselige Ungleichheit der Landverteilung in Irland herrscht, kraft deren, wenn man von dem protestantischen Ulster absieht, $^{19}/_{20}$ des Bodens sich in den Händen englischer Großgrundbesitzer befinden.

Frankreich ist das einzige Land in Europa, das fast keinen Nationalitätenhader kennt. Vielleicht ist in diesem Mangel die Ursache dafür zu finden, daß hier der Antisemitismus sich besonders hart äußert, doch sorgen auch die ständigen blutigen Zusammenstöße zwischen fran-

zösischen und italienischen Arbeitern dafür, daß das Bewußtsein volklicher Gegensätze nicht ganz verschwindet.

Im übrigen haben in Frankreich, abgesehen von Juden, neben dem herrschenden Volke drei fremde Volkheiten ihren Wohnsitz gefunden, ohne jedoch der Gegenwart zu Kämpfen Veranlassung zu geben. Nämlich die $^5/_4$ Millionen zählenden Bretonen, die Italiener in Nizza und Korsika, und die nordpyrenäischen Basken, die sich zwar noch auf 200 000 belaufen, die aber sicher in absehbarer Zeit dem Franzosentum anheimfallen.

In Italien wohnen nur Italiener; hier richten sich die nationalen Bestrebungen nicht auf die Assimilation fremder Elemente, sondern auf die Einbeziehung von Stammesgenossen, die außerhalb der politischen Grenzen des Königsreichs: in Tirol, Dalmatien und Istrien, auf Korsika und an der Riviera del Ponente, in Tunis und Algier leben. Eine seit den 80er Jahren anschwellende und namentlich durch die Dantegesellschaft verkörperte Bewegung will die Italia irredenta, das „unerlöste" Italien (wovon die „Irredentisten") an das Königreich angliedern.

Spanien hat vor allem mit den Basken zu tun, in deren Stammsitzen die karlistische Fronde erwachsen ist; nach dem unglücklichen Kriege um Kuba und beim Ferrer-Rummel schien es einen Augenblick, als ob die Karlistenerhebung von 1874 eine gefährliche Wiederholung finden sollte, auch dauern die Unruhen bis in die jüngste Gegenwart fort. Die Zerrüttung des Landes, die den Niederlagen vor Manila und Santiago, sowie dem Rifkriege von 1909 folgte, rief eine bedenkliche Erstarkung des partikularistischen Gefühls in den einzelnen Landschaften, besonders in Katalonien, hervor. Vielfach wird befürchtet, daß Katalonien sich ganz selbständig machen möchte; mithin eine Dezentralisation nach Maßgabe der Volkstümer, ähnlich wie in Österreich.

Zur Balkanhalbinsel übergehend, finden wir dort die bunteste Mischung und daher den Nationalitätenhader auf seiner Höhe. Noch bis vor kurzem war die Religion dort wichtiger als Herkunft und Sprache. Das hat sich in der letzten Zeit gründlich geändert. Es gibt griechisch- und römisch-katholische und mohammedanische Albaner; aber die neue panalbanische Bewegung, die erst etwa seit fünf Jahren

aufgekommen ist, will die Mitglieder aller dieser verschiedenen Religionen zu einer politischen Einheit zusammenzufassen. Das neue Fürstentum Albanien beherbergt noch nicht die Hälfte aller Skipetaren. Sie müssen sich mit nicht weniger als drei Gegnern auseinandersetzen: mit den Italienern, die durch die Heirat Viktor Emanuels III. mit einer montenegrinischen Prinzessin der Balkanhalbinsel näher traten. Die Reise des Königs nach Petersburg im Jahre 1902 soll bereits mit Entwürfen auf Albanien zusammengehangen haben. Weiter kamen Auseinandersetzungen mit den Griechen, durch deren überlegene Sprache und Kultur die südlich des Pindus vordringenden Albaner helleniſiert werden. Endlich mit den verschiedenen slavischen Stämmen, von denen die Albaner umringt sind. Gering war dagegen stets der Einfluß der Türken, denen nominell das Land unterstand.

Wichtig ist die allserbische Agitation. Die Montenegriner und die Serben, bei denen die dynastische Tradition bedenklich ins Schwanken geraten ist, und die ihnen eng verwandten Bosnier wollen ein großserbisches Reich gründen, das sich durch den ganzen Nordwesten der Balkanhalbinsel erstrecken soll. Diesem Reiche hätten auch die zahlreichen Serben anzugehören, die gegenwärtig auf ungarischer und österreichischer Erde angesiedelt sind. Die serbische Bewegung wird von dem Zaren mit günstigen Augen betrachtet, der deshalb den König Alexander, trotzdem in dessen Familie und Regierung der Skandal nie abbrach, und später König Peter in Petersburg freundlich empfing. Den Serben arbeiten die Bulgaren entgegen. In ihrem eigenen Königreich haben außerdem die Bulgaren mit Türken und Armeniern zu tun, in Mazedonien mit Griechen und Albanern. Sie erfreuen sich wie die Serben eines unabhängigen Exarchats, einer Waffe, die von ihnen in der Polikik eifrig genutzt wird. Rumänien ist von 1 400 000 Volksgenossen, die in Bessarabien wohnen, durch den Berliner Vertrag abgeschnitten worden, und $3^1/_2$ Millionen Rumänen wohnen (laut Samassa) in Ungarn. Die östlichen wie die westlichen Brüder sind im engsten Zusammenhang mit den Stammesgenossen geblieben. In Rumänien selber wohnen als Fremdvölker Deutsche, Tataren in der Dobrudscha und vor allem Juden, deren wachsende Zahl (etwa $^3/_8$ Millionen), seit 1900 einen stark antisemitischen Nationalismus entfacht hat. Sturdza

sagte darüber: „Daß man den Israeliten die Bürgerrechte vorenthält? Das ist Notwehr, pure Notwehr. Vor 50 Jahren gab es in der Moldau 50 000 Juden. Heute gibt es mindestens 1/4 Million. Das drückt sich über die langen Grenzen aus Rußland und Galizien herüber nach Rumänien, wo das Leben doch leichter ist, das Klima milder, der Druck der Behörden geringer. Nun sollte ein Staat diesen ständigen Zufluß resorbieren können? Und es ist doch ein ganz fremdes Element, das mit den Rumänen nicht mehr gemein hat als das Atmen, nicht einmal das Essen und Trinken. Rumänien will doch das Land der Rumänen sein und nicht das der unerschöpflichen fremdartigen proletarischen Einwanderung."

Das griechische Volk hat eine erstaunliche Assimilationskraft. Es hat alle die Stämme, die von Norden einfielen, im Laufe der Jahrhunderte wieder aufgesogen und hat Eroberer wie die Türken wieder abgestoßen. Das heutige alte Hellas ist volklich jedenfalls viel einheitlicher als das antike. Nur albanische Ansiedlungen widerstreben noch. Ein großer Vorteil der Gegenwart besteht ferner in folgendem Punkte. Früher sind im Laufe ihrer gesamten Geschichte, sowohl im ganzen Altertume als auch in der Neuzeit, die Griechen niemals unter einen Hut zu bringen gewesen. Jetzt ist das durch den Balkankrieg ganz wesentlich anders geworden. Weitaus der größte Teil der Griechen gehört jetzt zu dem Königreiche Hellas. Immerhin ist ein nicht unbeträchtlicher Teil noch unter fremder Flagge: In Konstantinopel, in Kleinasien, in Ägypten, während kleinere Kolonien sich in Triest und Südrußland entfaltet haben und größere Niederlassungen in Amerika blühen. Ein Nachteil für die Einheitlichkeit liegt darin, daß das neue Hellas Zehntausende von Juden, Bulgaren und Skipetaren aufnahm.

Albert Ritter hat immer wieder betont, daß die Slaven auf dem Balkan in der Minderheit sind. Es wird nicht ohne Nutzen sein, noch einen Schritt weiter zu gehen, und einmal die Volkstümer von den Karpathen bis zum Ägäischen Meer und zur Adria übersichlich zusammenzustellen.

Bloß durch den Rückhalt an der Hauptmasse der Slaven östlich der Karpathen haben die balkanischen Slaven zeitweilig die Oberherrschaft

errungen. Jetzt werden sie von den Rumänen in Schach gehalten, und die Freundschaft mit den Griechen kann nicht ewig währen.

Nichtslaven 34½ Mill.	Rumänen	11½ Mill.	
	Magyaren	9 „	dazu 2 Mill. auf den Inseln und in Kleinasien
	Griechen	4 „	
	Deutsche	3 „	
	Albaner	2½ „	
	Türken	1½ „	
	Italiener	½ „	
	Juden, Zigeuner usw.	2½ „	
Slaven 18¼ Mill.	Bulgaren	4¼ „	
	Serbokroaten	9⅗ „	
	Slowenen, Slowaken usw.	4½ „	

In Anatolien sind einstweilen die Osmanen noch das ausschlaggebende Volk. Freilich für wie lange? Im Osten Kleinasiens sind die Osmanen mit Tataren, Tscherkessen, Armeniern und Kurden versetzt, im Westen namentlich mit Griechen. Syrien gehört fast gänzlich arabisch redenden Leuten, mit Ausnahme eines Teiles des Libanons; nur an der Küste und in Jerusalem gibt es kopfreiche fremde Niederlassungen der Griechen, der Deutschen, der Juden, während das türkische Element dort lediglich durch eine sehr dünne Oberschicht von Beamten und Soldaten dargestellt wird. In der Verwaltung wie im Volkstum ist von Syrien der Libanon getrennt, der ein buntes Gemisch von Maroniten, Drusen, Tataren, Tscherkessen, Griechen und Beduinen, wie von Levantinern jeder Art beherbergt. Arabien ist, soviel wir wissen, von einem durchaus einheitlichen Volkstume bewohnt, doch ist die Halbinsel weit davon entfernt, staatlich einig zu sein. Das Zweistromland, dessen größere Westhälfte den Türken (und tatsächlich den Briten) gehört, während Chuzistan dem Schah und wohl bald den Engländern gehorcht, ist im Süden von Arabern, in den Gebirgen des Nordens von Luren und Kurden bewohnt; noch weiter nördlich, in Armenien, streiten Kurden, Armenier, Perser und Osmanen miteinander, auch wohnen

dort 300 000 Nestorianer. Nordwestlich davon sind die Lasen, Vettern der Georgier.

In Indien ist am wichtigsten der Gegensatz der 220 Millionen Arier und Arisierten zu den 60 Millionen Drawida, in Ostasien der zwischen den 52 Millionen Japanern, 13 Millionen Koreanern und, auf Formosa, 3 Millionen Chinesen.

Gehen wir zur Neuen Welt über!

Unter den großen Weltmächten steht die Union an vierter Stelle. Zuerst kommt Großbritannien mit seinen menschenreichen Kolonien, dann China, hiernach das russische Reich und dann eben, allerdings in einem ziemlichen Abstand, Nordamerika, das zusammen mit seinen Außengebieten, nämlich mit Alaska, Hawai, Portoriko und den Philippinen, etwas über 108 Millionen hat. Die Zahl für Rußland beträgt 168 Millionen; für Weltbritannien, das in seinen Besitzungen noch nicht überall einen Zensus durchführen konnte, mag die Kopfzahl 430 Millionen betragen, während China laut den jüngsten Forschungen[1]) auf beiläufig 360 Millionen Anspruch erheben kann. Was die Zahlen für die nächstfolgenden Länder betrifft, so erscheint hinter den Vereinigten Staaten zunächst Frankreich (mit Kolonien 92 1/2 Millionen) und dann Deutschland (ohne Kolonien 67 Millionen, mit Kolonien 80 Millionen).

Die letzte Zählung der Vereinigten Staaten war die dreizehnte; die erste erfolgte im Jahre 1790. Damals betrug die Bevölkerung noch nicht ganz 4 Millionen. Rechnet man zu den 1910 in der Union gezählten 92 Millionen noch die in Alaska, Hawai, auf den Philippinen und in den anderen auswärtigen Besitzungen wohnende Bevölkerung hinzu, so erhält man etwas über 101 Millionen, so daß sich eine Zunahme seit dem 18. Jahrhundert um das Fünfundzwanzigfache ergibt, während der Flächenzuwachs seit jener Zeit das Dreifache ausmacht.

Die für die Yankees erschlossene Zahl ist in mehr als einer Beziehung sehr lehrreich. Sie zeigt vor allem, daß das erstaunliche Wachstum der großen transatlantischen Republik noch immer anhält. Am lehrreichsten aber wird die Zahl so recht eigentlich erst dann, wenn

[1]) Hübner-Juraschek.

man näher zusieht, wie sie entstanden ist. Sie bedeutet gegenüber dem Zensus von 1900 eine Zunahme von nicht weniger als 16,4 Millionen. Davon ist aber die Hälfte der Einwanderung zuzuschreiben, die in dem verflossenen Jahrzehnt gewaltiger gewesen ist als in irgendeiner früheren Periode. Diese Einwanderung betrug ungefähr $8\frac{1}{2}$ Millionen, weit mehr, als die Gesamtbevölkerung Deutschlands zur Zeit Arminius' ausmachte. Allerdings war in dem verflossenen Jahrzehnt auch mit der stärksten Rückwanderung zu rechnen, die bisher verzeichnet werden konnte. Daran war der Weltkrach schuld, der im Jahr 1907 Platz griff, und der ganz Amerika besonders schwer heimsuchte. Eine Folge des Krachs war, daß binnen Jahresfrist über 560 000 Menschen den Vereinigten Staaten den Rücken kehrten, um wieder die Fleischtöpfe Europas aufzusuchen. Leider scheint die Statistik über die Rückwanderer im allgemeinen sehr vernachlässigt zu werden: ich habe wenigstens nur obige besonders auffallende Ziffer auftreiben können, während sonst keine Daten erreichbar waren. Ich will einmal schätzen, wenn auch nur unter dem größten Vorbehalt, daß die Gesamtrückwanderung im letzten Jahrzehnt auf 2 Millionen stieg. Ganz gewöhnlich gehen jetzt schon britische und italienische Saisonarbeiter über den großen Teich, um drüben im Sommer Geld zu verdienen und dann im Spätherbst mit gefüllten Taschen in die Heimat zurückzukehren. Die Preise für Zwischendeck sind ja nicht sehr hoch; gelegentlich eines Tarifkampfes zwischen den einzelnen Schiffahrtslinien sind sie schon auf 10 Dollar gefallen. So viel verdient mancher Arbeiter drüben schon in zwei Tagen und sein Essen dazu. Genug, wir werden guttun, nur etwa $6\frac{1}{2}$ Millionen in die Rechnung für die Auswanderer aus der Alten Welt nach der Union einzustellen. Damit würde die Zunahme durch Geburtenüberschuß bei den Nordamerikanern selbst auf nicht ganz 10 Millionen bestimmt. Das wäre eine Kleinigkeit über 13 Prozent, wie wir sie in Deutschland beinahe auch haben, und die jedenfalls von der russischen Volkszunahme weit übertroffen wird. Ohnehin klagen schon seit längerer Zeit besorgte Yankeepatrioten, daß die Frauen nicht mehr gern Mütter sein wollen. Namentlich die reichen Amerikanerinnen sündigen hier viel. Sie widmen sich nur den Vergnügungen oder dem Sport, sind nur auf die Erhaltung ihrer Schwanenhälse und ihrer Sezessionslinien bedacht, kurz, sind

mondaine Wesen und wollen von Kinderplage nichts wissen. Die übrigen Klassen aber ahmen den Snobs und den Millionärinnen nach. Kein Wunder, wenn bei solchen Anschauungen und solcher Lebensgebarung der Geburtenüberschuß zurückgeht.

Im Licht dieser Abnahme erscheinen so manche Prophezeiungen, die von begeisterten Angelsachsen gewagt wurden, phantastisch. In einem Land sind solche Prophezeiungen schon ad absurdum geführt worden, nämlich in Australien. Dort hat ein wohlgemuter Statistiker im Jahre 1884 ausgerechnet, daß nach einem halben Jahrhundert Australien 50 Millionen Seelen besitzen werde: jetzt, nach reichlich einem Vierteljahrhundert, hat der ganze Erdteil noch nicht einmal 5 Millionen. Und bei der sehr geringen Einwanderung besteht keine Hoffnung, es bis 1934 auf mehr als höchstens 7 Millionen zu bringen. Bei Amerika steht ja insofern die Sache wesentlich anders, als trotz wirtschaftlicher Rückschläge und trotz aller Repressivmaßregeln von Washington aus die Einwanderung, statt zu sinken, nur immer gewaltiger anschwillt. Allein gerade diese Hochflut stellt angesichts der Geburtenabnahme im Lande selbst ein sehr bedrohliches Element dar.

Nämlich folgendermaßen. Früher, vor 1880, überwog die germanische Einwanderung, während die aus Italien, Rußland und dem meist Slaven entsendenden Österreich nur je 0,7 vom Hundert betrug. Das hat sich ganz und gar geändert. Heutzutage werden drei Viertel des Gesamtzustroms von Fremden aus jenen drei Ländern bestritten. Dazu kommen Syrer, Griechen und Portugiesen. Es braucht nicht ohne weiteres angenommen zu werden, daß Slaven und Italiener stets minderwertig sind. Die hochbeinigen Serben sind häufig bessere Indogermanen als die Engländer, auch kann man weder Montenegrinern noch Bulgaren kriegerische Kraft absprechen; ein tüchtiger lombardischer Bauer ist für gesunde Zucht besser, more desirable, als so mancher deutsche Fabrikarbeiter oder großstädtische Händler. Immerhin klagen die Ärzte an den Hafenplätzen schon seit Jahren darüber, daß die Leibesart der Einwanderer sich von Jahr zu Jahr verschlechtere. Und das eine wenigstens ist sicher, daß die Einwanderer der letzten zwei Jahrzehnte fast gar kein Verständnis und noch weniger Liebe für die öffentlichen und privaten Einrichtungen des angelsächsischen Lebens zeigen.

In der Regel werden sie Industrieproletariat der Großstädte. Die ungelernten Arbeiter werden sehr gern von den Fabrikanten angestellt, weil sie nur geringe Selbständigkeit besitzen und weil sie nicht gewohnt sind, sich zu Gewerkschaften zusammenzuschließen. Von solchen Leuten brauchen die Trustmagnaten keine ernsthafte Gegnerschaft zu besorgen. So fördert der Zustrom von Osteuropäern die Plutokratie und wirkt in einem Sinn, der den Interessen des Freistaats entgegengesetzt ist. Hervorragende Yankeestaatsmänner schauen denn auch mit großer Besorgnis in die Zukunft. Schon fiel die Äußerung, es sei am besten, wenn überhaupt die ganze Einwanderung auf zehn Jahre verboten würde. Das würden schon die Trustmagnaten nicht erlauben, die dann auf billige und stets willige Arbeiter verzichten müßten.

Auf der anderen Seite hat das Überhandnehmen von Ost- und Südeuropäern, bei denen es Millionen von Analphabeten gibt, den Vorteil gehabt, daß die Deutschen zu höherer Wertschätzung gelangen, und daß die frühere Abneigung der Angloamerikaner vor ihnen sich in warme Freundschaft umwandelt. Die Abneigung ist noch 1898—1901 recht spürbar hervorgetreten. Man muß sich hier vergegenwärtigen, daß die oben berührte Erscheinung der Masseneinwanderung erst nach 1898 begonnen hat. In dem genannten Jahre sind nämlich nur 229 000 Fremde in Amerika gelandet. Dieser Tiefstand hängt nicht mit dem Krieg um Kuba zusammen, da auch das Jahr zuvor fast genau gleiche Ziffern aufwies. Was sagt man dahingegen über die fünf viertel Millionen, die das Jahr 1906 über das Weltmeer warf? Eine Steigerung in kürzester Frist um nahezu das Sechsfache!

Einen besonders lästigen Bestandteil der Bevölkerung bilden die Neger. Sie können nur sehr schwer oder gar nicht aufgesogen werden. Nein, noch schlimmer! Man kann ihre Aufsaugung gar nicht wünschen. So verwerflich auch die Lynchausschreitungen sind, man kann ihre Gründe verstehen. Der Abscheu vor der Rassenschande hat ja auch in unseren Kolonien neuerdings zu recht strengen Gesetzen geführt. Bei der letzten Zählung gab es 8,8 Millionen Neger. Die Farbigen sind sehr fruchtbar. So wird man ihre heutige Zahl (deren Statistik zurzeit noch nicht bekannt ist) auf mindestens 10 1/4 Millionen ansetzen dürfen.

Wenn wir nun noch einen Gesamtüberblick über das Verhältnis von Anglo-Amerikanern zu den übrigen Unionsbürgern werfen wollen, so möge man bedenken, daß wir naturgemäß hierbei lediglich auf ungefähre Schätzungen angewiesen sind. Wer will sagen, ob dieser oder jener Landsmann von uns noch ein Deutscher oder schon ein yankeeähnlicher Amerikaner sei, ob das Englisch seine gewöhnliche Sprache sei, oder aber ob er es nur außerhalb des Hauses zu Verkehrszwecken gebrauche? Öfters ist behauptet worden, daß in den Adern von 25 Millionen Unionsbürgern deutsches Blut fließe. Gewöhnlich aber werden nur 10—12 Millionen Deutsche drüben angenommen. Ich persönlich glaube nicht, daß nur 5 Millionen heutzutage noch durchweg daheim Deutsch sprechen und Deutsch verstehen. Die Gesamtzahl der nicht anglisierten Weißen mag 12 Millionen betragen. Es kommen da, außer den Deutschen, namentlich Spanier am Süd- und Westsaum der Union, ferner Franzosen, Italiener, Kelten, Slaven, Griechen und Magyaren in Betracht. Rechnet man hierzu noch die Neger und weiter die Indianer, deren Zahl 267 000 beträgt, endlich die Ostasiaten und Südseeinsulaner oder Kanaken mit 200 000, so hätten wir heute 11 Millionen Farbige zu 12 Millionen nicht assimilierten Weißen gegenüber 77 Millionen (Gesamtbevölkerung jetzt 100 Millionen[1]) mehr oder weniger bewußter Yankees und Yankeesierter. Das ist ein Verhältnis der herrschenden Rasse zu den andern Volkheiten, wie wir es nicht einmal so gut bei den Russen antreffen, und ist weit günstiger als in der Türkei. Trotzdem ist der Ausbruch eines dauernden Nationalitätenstreites auch für Nordamerika äußerst wahrscheinlich. Er wird sicher, wenn einmal Mexiko mit 15 Millionen Seelen angegliedert ist. Dagegen zeigt die Union als Weltmacht nicht die leiseste Ermattung. Im Gegenteil! Nach der Seelenzahl steht sie über dem deutschen und dem französischen Reich, und ihre Tatkraft und Unternehmungslust reihen sie unmittelbar an Großbritannien und Japan.

Für die jüngste Gegenwart und noch mehr für die Zukunft ist am wichtigsten das Anschwellen der Nichtgermanen, wodurch der ur-

[1]) Seit dem letzten Zensus vom 1. Juli 1910, der 92¼ Millionen auswies, dürfte sie sich alljährlich um nahezu zwei Millionen vermehrt haben.

sprüngliche angelsächsische Kern der Vereinigten Staaten immer mehr verändert wird. Erstens scheint das trockene Klima Nordamerikas, genau so wie das Australiens, der Zeugungsfähigkeit nicht förderlich zu sein. Als erwiesen darf gelten, daß die Fruchtbarkeit sämtlicher Einwanderer, auch der Deutschen, auch der Slaven, von Geschlecht zu Geschlecht zurückgeht. Je länger eine Familie drüben ansässig ist, um so weniger kinderreich pflegt sie zu sein. Dieser Abnahme einheimischer Vermehrungskraft steht außerdem, wie berührt, noch die beständige Zunahme nichtgermanischer Einwanderung entgegen. Bis zum Jahre 1882 machten die Nichtgermanen und die Nichtkelten bei der Einwanderung nur 4,2 % aus: jetzt 81 %. Diese Umkehrung des früheren Verhältnisses gewinnt jedoch erst ihr richtiges Gesicht, wenn man erwägt, daß die heutige Einwanderung, deren Durchschnitt im Jahr schon längst die Million überschritten hat, doppelt und dreifach so groß ist, als der Zustrom früherer Jahrzente. Geht das so weiter — und es ist schlechterdings kein Anzeichen einer Änderung vorhanden —, so wird, die natürliche Vermehrung des europäischen Zustromes berücksichtigt, schon bald nach der Mitte des Jahrhunderts das nicht-germano-keltische Element den Kelten und Germanen der Union so ziemlich die Wage halten. Eine weitere Stärkung, besonders des Romanentums, durch den Anfall Mexikos und Mittelamerikas, ist sicherlich innerhalb der nächsten Jahrzehnte, wenn nicht schon der nächsten Jahre zu erwarten. Man kann diese Erscheinung vom germanischen Standpunkte aus bedauern, doch entbehrt sie für den Historiker nicht eines gewissen Reizes; etwas ganz Neues tritt hier in die Weltgeschichte ein. Zwar konnte man eine Mischung aus Germanen Romanen und Slaven — neben den Juden sind das die Hauptfaktoren der künftigen nordamerikanischen Bevölkerung — schon in Istrien und Dalmatien beobachten; allein in solchem Umfange und dazu in einer ganz neuartigen Umgebung war dies Phänomen noch nicht beobachtet. Übrigens ist das Ergebnis an dem Ostufer der Adria gar nicht so schlecht gewesen. Überhaupt möchte ich nicht so ohne weiteres in die Klagerufe unserer Rassenforscher über das Chaos in Nordamerika einstimmen. Der verdienstvolle Schulz, der ihren Reigen führt, hat doch hauptsächlich städtische Proletariermassen vor Augen gehabt. Die Verderbnis

die er sah, ist weniger eine solche der Vermischung, als vielmehr die eines zermalmenden Industrialismus und der zerfasernden Großstadt. Wer weiß, ob nicht später einmal, in einem Zeitalter der Gartenstädte und neu erblühenden Landlebens, das Bild wesentlich freundlicher aussieht.

Politisch werden die Folgen einer anschwellenden nichtgermanischen Einwanderung sein, und sind es schon jetzt: eine Kräftigung der Truste, ein Wachstum des Sozialismus und Anarchismus, ein Sinken der Staatsbürgerrechte und der demokratischen Gesinnung, endlich das Entstehen eines Nationalitätenkampfes. Dadurch wird die bisher leidlich gut gewahrte Einheitlichkeit der Union und ihrer Politik ernsthaft bedroht und der ohnehin schon überstarken Plutokratie neuerdings der Weg geebnet. Vielleicht stellt das Auftreten des Präsidenten Wilson, der sich machtvoll gegen den Einfluß der Truste stemmt und der das republikanische Bewußtsein gegen die Magnaten ins Feld führt, den letzten großen Versuch in dieser Richtung dar. Die Gesamtentwickelung drängt auf den Sieg der Trustherren zu. Je mehr unwissende Slaven und Romanen sich als Arbeiter anbieten, und je geringer in diesen und ihren Nachkommen der politische Sinn und die Liebe für ihr neues Vaterland entfaltet ist, um so müheloser wird der Erfolg der Truste sein.

Panslavismus und Staatspolitik.

Im April 1913 hat der Reichskanzler in einer großen Rede den Gegensatz von Germanentum und Slaventum hervorgehoben. Dabei betonte er, was ihm den Beifall der Freisinnigen eintrug, daß er das Rassemoment nicht als Kriegsgefahr anerkenne. Trotzdem hat ein Sozialist, Scheidemann, jene Rassengegenüberstellung bemängelt, hat sie geradezu verhängnisvoll genannt und meinte, daß sich die österreichische Regierung die Haare ausraufen werde ob des Kanzlers Rede; denn Österreich sei ein halbslavischer und zu einem Viertel deutscher Staat.

Die Statistik des Herrn Scheidemann war nicht ganz richtig, denn in dem eigentlichen Österreich stellen die Deutschen 36 % der Gesamtbevölkerung dar; in dem ganzen Habsburger Staate jedoch, in

Österreich-Ungarn, sind die Slaven lange nicht die Hälfte. Gleichwohl ist die Frage, die dem Widerspruch des Kanzlers, einem wirklichen oder scheinbaren, zugrunde liegt, recht dornig und verschiedenartiger, ja entgegengesetzter Lösung fähig.

Auf der einen Seite sehen wir unzweifelhaft das Bestreben nationalistischer Kreise in Petersburg und Moskau, den panslavistischen Gedanken als Mauerbrecher gegen die Festung des Deutschtums in Europa anzuwenden. Man kann es nicht leugnen: die Idee des All-slaventums ist vorhanden und als solche bereits eine Macht. Auf der anderen Seite ist ebensowenig zu verkennen, daß die amtliche Staats-kunst des russischen Reiches nicht nur mit dem Panslavismus in heftigem Kampf steht, sondern daß es ihr auch gelungen ist, ihn kräftig niederzuhalten. Auf wie lange freilich, ist wiederum eine andere Frage. Der Kanzler sprach damals aber nicht von Deutschtum, sondern von Germanentum. Hier fehlt vollends eine politisch zugeschärfte Angriffsspitze gegen die Slavenwelt. Ein Zusammenschluß aller germanischen Staaten, also Englands, Hollands und Skandinaviens, Deutschlands und Amerikas ist des öfteren gefordert worden, sogar von einem höchst bedeutenden verantwortlichen Staatsmann, dem Kolonialminister Chamberlain, wurde jedoch stets als eine Utopie verworfen. Wir sehen mithin, daß der panslavistischen Bewegung ein pangermanisches Gegengewicht fehlt. Ebenso ist der Wunsch nach einem Zusammenschluß aller Gelben, ist das All-Ostasiatentum gescheitert; auch nach Schimonoseki und nach dem Boxerkriege standen China und Japan nicht selten wie Hund und Katze miteinander.

Ebensowenig hat sich die Utopie eines All-Arabertums, All-Spanier- und All-Keltentums verwirklicht. Nicht einmal die eines All-Angelsachsentums, obwohl doch da die Vorbedingungen verhältnis-mäßig günstig waren. Zu wiederholten Malen, zum erstenmal 1884, ist die Sehnsucht nach einer Vereinigung Weltbritanniens und der großen transatlantischen Union aufgetaucht. Kein geringerer als Carnegie war Befürworter des Planes. Und zwar dachte er es sich so am besten, wenn Washington, das von Irland und von St. Francisko je fünf Tage Dampffahrt entfernt sei, zur Hauptstadt der geeinten Weltreiche erhoben würde. Aber Carnegie ist ja Pazifist und — Utopist. Die wirklichen

Interessen Onkel Jonathans sind denen John Bulls so sehr entgegengesetzt, daß die Unterströmung einer teilweisen Rassegemeinschaft dagegen gar nicht aufkommen kann, und daß gegenwärtig die Union sich weiter in ihren Absichten und Zielen von England entfernt hat als je zuvor, ja, daß sie geradezu als die gefährlichste Feindin Englands gelten darf.

Der Kultus des Rassentums ist bei uns nicht neu. Schon der Kaiser mahnte: Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter! Nämlich gegen die Gelben. Und in Aachen riefen er: Wenigstens wir Germanen müssen zusammenhalten! Auch ist eine wachsende Zahl rühriger Rassenforscher unter uns, die das Ariertum und bei ihm wieder besonders das Germanentum rühmen, und die Rücksicht auf die Rasse zum Nordstern all unseres Dichtens und Trachtens machen wollen. Wie steht es aber mit dem Einfluß der Rasse, wie schattet sich deren Bild ab, wenn wir die Weltgeschichte der Gegenwart betrachten? Hat die Rasse wirklich einen solchen Einfluß auf die Gestaltung der Realpolitik, wie vielfach angenommen wird? Die Antwort ist nicht leicht zu finden. Daß eine gewisse Einwirkung wahrzunehmen sei, tut der Krieg gegen die Türken von 1877 dar, ein Krieg, der zugestandenermaßen von den Panslavisten herbeigeführt wurde. Ebenso ist Kiplings Mahnung „take up the white man's burden" sicherlich ein nährender Zufluß zu dem großen Strom britischer Kolonialbegeisterung und Weltpolitik gewesen. Auf der anderen Seite dürfen wir nicht verkennen, daß letzten Endes doch immer das Territorialgewicht den Ausschlag gegeben hat. Wo war denn die einigende Kraft des Germanentums, als Briten gegen Buren wüteten? Wo war the white man's burden, des weißen Mannes Pflicht, als Schwarze damals gegen die Buren gehetzt wurden? Gerade zwischen den führenden Germanenstaaten, zwischen England und Deutschland ist es zum schlimmsten Gegensatz gekommen, und beide Staaten stützen sich bei diesem Zwist auf romanische Bundesgenossen, die Briten auf Frankreich und Portugal, wir auf Italien. Ähnlich haben die Russen während der Jahre 1904/5 Europa zu überreden versucht, daß es einem gemeinsamen Kampfe ganz Europa gegen die gelbe Flut gelte, und daß sie daher, die Russen, von den anderen Europäern gegen Japan unterstützt werden müßten. Zu was aber ließen ausgerechnet die Russen sich verleiten? Zu einem Bündnisse

mit den Japanern, die sich fünf Jahre zuvor als Erbfeinde der Arier und aller Europäer hingestellt hatten. Und wir selbst? Pflegten wir nicht eine eifrige Freundschaft mit den Turaniern, mit den Osmanen? Gleichermaßen gehen die Yankees mit den Chinesen gegen ihre weißen Rassenverwandten, gegen die Europäer.

Ziehen wir aus diesen Betrachtungen die nötige Folgerung für die jetzige Lage auf dem Balkan! Auch hier war wohl das Rassenmoment mächtig. Allein es war nicht übermächtig, und es wird bei der endgültigen Gestaltung der Dinge nicht den Ausschlag geben. Schon das eine könnte von vornherein stutzig machen, daß die Griechen doch keine Slaven sind, daß sie im Gegenteil Jahrzehnte, und sogar jahrhundertelang in den Südslaven ihre größten Widersacher erkennen mußten, daß sie bis ganz vor kurzem sich beständig mit den Bulgaren und Serben in den Haaren lagen. Des weiteren haben zwei fremdrassige Völker, Engländer und Franzosen, den Balkaniern ihre besondere Hilfe und Freundschaft angedeihen lassen.

In der jüngsten Zeit bahnen sich Vorgänge an, die abermals zeigen, daß Territorialinteresse über Rasseninteresse geht. Griechen und Serben gehen gegen die Bulgaren vor, die sich ihrerseits den Türken genähert haben. Außerdem sieht es so aus, als hätte sich ein engerer Zusammenschluß zwischen Bulgarien und den Mächten des Dreibundes vollzogen. Das ist durchaus zu rechtfertigen. Denn es liegt im Vorteile des Dreibundes, einen der neuen Balkangroßstaaten zu sich herüberzuziehen, und die 800 000 schlachtenfähigen Krieger Bulgariens und Rumäniens würden eine erwünschte Verstärkung des Dreibundes bedeuten, und es würde so ein nützliches Gegengewicht gegen das aufstrebende und besonders lästige Serbien geschaffen. Ohnehin sind nur die Serben den Österreichern im Wege, nicht aber die Bulgaren. Der alte Grundsatz divide et impera ist noch immer jugendfrisch und kann noch stets, wie vor zweitausend Jahren, mit gutem Erfolg angewendet werden. Der gleiche Grundsatz will es auch, daß der Übermacht Rußlands ein wirksames Gegengewicht entgegengeworfen werde. In Zukunft wird so auch die Slavenwelt einer Ellipse mit zwei Brennpunkten gleichen oder gar einem Ellipsoid mit dreien. Wie die angelsächsische Welt zwei Brennpunkte hat, London und Washington, die

ostasiatische Peking und Tokio, die arabische Mekka und Kairo, die deutsche Berlin und Wien, so wird die slavische Welt nach Petersburg und Krakau und allenfalls noch Sofia oder Belgrad gravitieren. Eine derartige Spaltung des All-Slaventums entspricht zugleich in der erwünschtesten Weise der Forderung aller Deutschen, den Panslavismus nicht zu mächtig werden zu lassen. Dergestalt würde eine Begünstigung Bulgariens durch Deutschland sowohl die realpolitischen als auch die rassenhaften Wünsche erfüllen.

Die gelbe Gefahr.

Rassenklüfte.

Wer ist eigentlich gelb? Mit dieser Frage müssen wir anfangen. Denn alle Ostasiaten werden gemeiniglich in einen Topf geworfen. Manche Völkerkundige rechnen die Tibeter und sogar die Finnen zur gelben Rasse. Wo die Fachleute sich nicht verständigen können, was Wunders, wenn da die große Laienschaft in die Irre geht? Ich unterscheide: 1. Chinesen und Tai (zu denen das Herrenvolk Siams gehört), 2. die Altaier, in Finnen, Türken, Mongolen und Tungusen zerfallend, 3. die Kas oder Tibeto-Kaukasier, die einst auch weit über Europa verbreitet waren, wie denn wahrscheinlich mit ihnen die alten Etrusker und die heutigen Basken verwandt sind, 4. Völker, die aus Altaiern und Kas und außerdem malaiisch-nigritischen Elementen gemischt sind: Koreaner und Japaner. Aus dieser Einteilung sind zwei Schlüsse zu ziehen. Zunächst der, daß die Gelben, im verwegensten Sinne des Wortes gefaßt, bis zu uns ihre Ausläufer haben. Gemeinsamkeiten der Weltanschauung und der Entwicklung zwischen fernstem Osten und fernstem Westen könnten dadurch mühelos erklärt werden. Jedoch das nur beiläufig! Die zweite Schlußfolgerung besteht darin, daß die Chinesen und südlichen Nachbarn für sich allein stehen, während die Japaner und Koreaner sich rassenhaft völlig von den Bewohnern des Reiches der Mitte unterscheiden. Für diese Blutsverschiedenheit gibt es ein untrügliches äußeres Merkmal: der Körpergeruch differiert sehr erheblich. Die Chinesen haben für europäische Nasen einen höchst unangenehmen fötiden Geruch. Der Eigengeruch der Japaner ist dagegen äußerst schwach und von einer anderen, schwer definierbaren, moschusartigen Qualität. Nicht minder ist sprachlich die Verschiedenheit ungeheuer. „Ich weiß nicht" heißt chinesisch: budun, koreanisch:

mola,[1]) japanisch: shirimasen; „der Mensch" auf chinesisch: jin, koreanisch: saramu, japanisch: hito.

chinesisch	japanisch	koreanisch
1 ji	hi	hana
2 ör, ni	fu	tul
3 san	mu	söi

Aus diesen Beispielen dürfte zur Genüge hervorgehen, wie unendlich weit die Ostasiaten von Einheitlichkeit entfernt, wie daher ein Bund aller Ostasiaten durch unüberschreitbare Klüfte gehemmt ist.

Genau dieselbe Erfahrung machen wir, wenn wir die Elemente der ostasiatischen Kulturen im einzelnen untersuchen. Denn was ist gelbe Kultur?

Es ist wohl berechtigt, wenn man abendländische, morgenländische und ostasiatische Kultur oder die Welten des Christentums, des Islams, des Buddhismus einander gegenüberstellt. Aber es ist nicht berechtigt, wenn man die Bildung oder auch nur die äußere Zivilisation des fernen Ostens als einheitliche auffassen will.

Zunächst einige Äußerlichkeiten! Die Chinesen sitzen wie wir auf Stühlen, die Japaner hocken. Die Chinesen lieben Fleisch und essen es reichlich, die Japaner ziehen Reis und Fisch vor. Die Mongolen und alle Reitervölker des Nordens genießen Milch, der Japaner wendet sich mit Abscheu davon ab: kusai des „es stinkt!" Die Mongolen leben zu Pferde, die Japaner haben nicht einmal einen eigenen Ausdruck für Pferd, sondern entlehnen ihn von China. Man denke daran, welche Fülle von Bezeichnungen wir z. B. haben: Roß, Gaul, Hengst, Mähre, Stute, Fohlen, Klepper, Schimmel, Rappen, Zelter. Der Japaner sagt dagegen in seiner Armut: Frau Pferd, Kind Pferd. Bis vor kurzem waren denn auch die Leute der zehntausend Inseln schlechte Reiter, haben aber, wie die Hawaier, die von den Weißen erst das Roß bekommen, rasch größere Fertigkeit erlangt. Des weiteren trinkt der Chinese den schrecklichen samshu, der Japaner sake, der Koreaner kumis (gegorene Stutenmilch) und Bier aus gekauter Gerste. Die

[1]) Ist freilich ursprünglich chinesisch, nur in koreanischer Umlautung.

Chinesen halten auf Verhüllung und Wohlbekleidetheit, der Mongole zieht sich zum Schlafen nackt aus, und zieht dann einen Pelz an, der Japaner legt Tag und Nacht wenig Wert auf Kleidung und liebt leidenschaftlich das Nacktsein. Das sind noch Nachwirkungen der Rassenanlage. Ackerbau — Viehzucht — und Fischervolk. Nun aber die eigentliche Kultur! Die Chinesen selbst sind dreigespalten: sie sind Anhänger der heidnischen Weisen Laotse und Konfutse, sie bezogen aber auch aus Indien den Buddhismus, aus Arabien den Islam. An 25 Millionen Mohammedaner gibt es im Reich der Mitte und vielleicht 150—200 Millionen Buddhisten. Die Japaner haben ihre gelehrte Schrift von China, aber ihre volkstümlichen Alphabete Kana und Katagana stammen von dem indischen Dewanagari. Ebenso ist das koreanische Alphabet, das Nido, indischen Ursprungs. Die Mongolen vollends haben von den Syrern ihre Buchstaben, von Indien ihre Religion und von China nichts, als was wir auch haben, nämlich Seide und Tee.

Dazu ist die von China selbst ausgegangene Kultur keineswegs einheitlich. Ob die ersten Anfänge aus Babel stammen, soll dahingestellt bleiben. Jedenfalls sind indische und griechisch-römische Einflüsse in der chinesischen Kunst sowie persische im Kunstgewerbe mit Sicherheit nachzuweisen. Nicht minder malaiische im Handels- und Münzwesen, sowie seit der Portugiesenzeit europäische.

Kultur des Orients.

Europa hat seine alte Kultur von Rom; Rom hat sie vom Orient. Daher ist Europa gewöhnt, den Orient sehr hoch zu schätzen, ihn zu überschätzen. Am deutlichsten wies und weist sich das noch an der Stellung, die dem Alten Testament und den Juden zuerkannt worden ist. Ausdrücklich wendet sich schon der Philosoph von Fernay, Voltaire, gegen diejenigen, „die einzig und allein deshalb geschrieben haben, um darzutun, daß alles in der Welt nur für die Juden geschehen ist — gab Gott den Babyloniern die Herrschaft über Asien, so wollte er die Juden bestrafen; ließ Gott Cyrus regieren, so wollte er die Juden an Babylon rächen; sandte Gott die Römer, so wollte er wiederum die Juden züchtigen". Die Hochschätzung der Juden ist jetzt

nicht mehr erdrückend. An ihre Stelle treten die Ostasiaten. Ihre ungeheure Menge machte den größten Eindruck. Noch mehr das ungeheure Alter ihrer Kultur. Was für Entdeckungen haben nicht die Chinesen lange vor uns gehabt: Papier, Porzellan, Kompaß, Buchdruck, Feuerwaffen. Außerdem welche Kontinuität in ihrer Entwicklung!

Ist das aber auch alles wahr? Nein! Europa hat staatlich mehr Kontinuität als China, die Kultur Vorasiens und Griechenlands ist älter als die Chinas, die Europäer haben mehr entdeckt und erfunden als die Chinesen. Zwar spricht noch ein Breysig[1]) von den acht Jahrtausenden chinesischer Geschichte. Die Anfänge Chinas liegen aber nur drei Jahrtausende vor der Gegenwart zurück.

Karl Peters meinte, der Zug der Briten gegen Lhassa würde durch die okkulten Künste der Tibeter sehr erschwert werden, da die Lamas auf Tausende von Meilen die Gedanken des Gegners zu erraten verstünden! Der Bremer Professorensohn Alexander Ular, ein Mann von reichen Kenntnissen und Gedanken, aber auch von phantastischen Übertreibungen, träumt von einer alliance chinoise, die schon in Moskau den Handel monopolisiere, die die Teemillionäre von Kiachta zermalmt habe. Kiachta ging einfach deshalb zurück, weil der Transport zur See und den Amur hinauf und dann mit der Bahn dem Kameltransport durch die Gobi vorgezogen wurde. Die Kiachtaer waren das Opfer neuzeitlicher Verkehrsverhältnisse, russischer Dampfschiffahrt und nicht chinesischer Betriebsamkeit und Verschwörungskunst. Die weltumspannende alliance chinoise ist vollends ein Traumgespenst.

Immerhin ist die Bildung des fernen Ostens nicht gering. Einige Erfindungen hat er unzweifelhaft zuerst gemacht. Er hat zum mindesten eine wesentlich eigene Kultur, und diese ist weit in allen Volksschichten verbreitet. Dagegen ist die der Russen eine wesentlich fremde Kultur und erstreckt sich in der Hauptsache nur auf die höheren Kreise, auf 3—5 % der Bevölkerung. Im Lesen und Schreiben werden Russen und Chinesen ungefähr gleich sein, insofern etwa je 1/4 der Nation jener Künste mächtig ist; dagegen wird gut die Hälfte der Japaner

[1]) Stufenbau der Weltgeschichte.

lesen und schreiben können. In Japan werden jährlich fünfmal so viel Bücher und Broschüren gedruckt, als in Rußland. Desgleichen hat in Reinlichkeit der Russe dem Chinesen und umgekehrt nichts vorzuwerfen. Weit voran steht der Japaner. Er badet sich womöglich täglich mehrmals und selbst der Ärmste wenigstens wöchentlich einmal; der russische Bauer, wenn es gut geht, jede Woche, aber oft auch ganze Monate nicht.

In Technik steht der Russe ebenso zweifellos über dem Chinesen, wie über ihm selbst der Japaner steht. An individueller Intelligenz nicht nur, sondern auch an Kenntnissen, selbst solchen des westlichen Kulturkreises, übertrifft der japanische Beamte und Soldat den Russen. In keinem Falle also kann der Russe sich als Vorkämpfer der Kultur gegen asiatische Barbarei aufspielen. An Kunstsinn, an Verstandesfähigkeiten, an Organisationstalent übertrifft ihn sogar der Chinese. Die Zopfträger haben ein ausgebildes System der Selbstverwaltung, dem das ähnliche[1]) des russischen Mir und der Semstwos weit unterlegen ist.

Den Japanern spricht man insgemein eigene Kultur, spricht man Originalität ab. Es ist wahr, sie sind in tausend Dingen Nachahmer und Sklaven der Konvention. Die Art, Blumen in einem Zimmer aufzustellen, ist in allen Häusern die gleiche. Die Tracht des Nordens ist die Tracht des Südens. Überall derselbe Hausbau, dieselben Lebensformen. Keine landschaftlichen Unterschiede von Belang. Konfuzianismus und Kunstübung aus China, der Buddhismus aus Indien, die neuzeitliche Technik aus dem Westen.

Allein — wie steht es denn mit der deutschen Originalität? Unsere Schrift stammt aus Syrien. Unsere Religion stammt aus Syrien und Rom. Die Einrichtung des Kaisertums und seine Etikette stammt aus Persien. Sergeant, Leutnant, Major und General sind in Frankreich heimatberechtigt. Die Ehebruchsdramen, die in Berlin aufgeführt werden, sind aus Paris. Der Kaffee und der Tee, den wir trinken, ist aus Arabien und Ostasien, der Tabak aus Amerika;

---

[1]) Daß für die Schulden des Einzelnen der ganze Dorfverband haftet, gilt in China, wo noch dazu Gesamthaftung für moralische Verfehlungen, und Rußland.

Schirme, Fächer, Handschuhe, das Hemd, Tassen, unser Porzellan, Papier, der Buchdruck, Kompaß und wahrscheinlich das Pulver, unsere Ziffern, Seide und Teppiche, die meisten unserer Märchen, das Schach, Damspiel und Karten, sie stammen aus Persien, Indien und China. Sind wir deshalb nichts als Affen fremder Kultur?

Sodann: wo findet sich sonst auf Erden das Harakiri? Wo die japanische Tracht? Wo genau dieselbe Art von Hausbau, Festen, Bädern und Tänzen? Wo das Hiragana und Katagana? Wo (außer etwa im alten Griechenland) die eigentümliche Stellung der Frauen, wie sie im Reiche der zehntausend Inseln besteht? Auch werden Kenner sofort japanische Satsumawaren von chinesischem Porzellan und japanische Kake-mono von chinesischen Gemälden unterscheiden. Die Einrichtung des Theaters von Dai-Nippon ist himmelweit von der chinesischen entfernt, außer daß in beiden Ländern Frauenrollen von Männern (bzw. in China von Knaben) gespielt werden. Es dürfte vielleicht nicht allgemein bekannt sein, daß die Drehbühne, die seit einigen Jahren in unseren Schauburgen solche Erfolge erringt, schon im Jahre 1760 von einem Japaner erfunden wurde? Namiki Schozos hieß der Treffliche.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Was ist aber eine bedeutsamere Lebensäußerung eines Volkes als seine Geschichte? Nun, an Eigenart, an Seltsamkeit, an Wucht und Dramatik ist die japanische Geschichte so reich, daß sie mit der keines anderen Landes den Vergleich zu scheuen braucht. Und das letzte Stück ihrer Geschichte, der Mut, den sie gegen den russischen Koloß bewiesen haben, ist das vielleicht Nachahmung einer fremdherrlichen Politik? Etwa der deutschen?

Echte Kultur ist namentlich auch Herzenskultur. Nun stehen die Japaner in Ehrgefühl und edler Ritterlichkeit außerordentlich hoch, auch haben sie in der Behandlung der Gefangenen und in der Seeschlacht bei Tsushima, als Admiral Kamamura die Ausnutzung seines Sieges versäumte, um die schiffbrüchigen und ertrinkenden Gegner zu retten, echte Menschlichkeit gezeigt.

Die Russen möchte ich im ganzen für mitleidiger halten als die Japaner, insofern ihr eigenes Volk in Frage kommt, und für rücksichtsloser, wo es sich um Fremde handelt. Die Sensationsberichte von russischer Grausamkeit sind in der Regel stark übertrieben, wenn nicht

völlig erlogen. Das hat für die älteren sibirischen Zustände Joest und de Windt gezeigt. Sibirien ist ein so herrliches Land, daß viele schon die nach verbüßter Strafzeit in die Heimat zurückkehrten, sich da unbehaglich fühlten und neuerdings das ihnen liebgewordene Sibirien aufsuchten. Auch ist in Sibirien wie in den meisten Kolonien der Ton und das ganze Leben viel freier, die Stellung des Bauern und Kaufmanns viel geehrter, die des Beamten viel weniger geachtet als in Rußland. „Was wollen Sie in Sibirien verbieten?" sagte mir lachend ein Direktor im kaiserlichen Kabinett. Er hatte vom Generalgubernator, den er in Irkutsk, besucht, gehört, daß es verboten, über den auftauenden Baikal zu gehen — und ging den nächsten Tag mit mir hinüber. In einem Lande, das zwölfmal größer ist als Deutschland, wird die Polizeiaufsicht unwirksam. Ich habe von einem Tscherkessen gehört, der dreimal nach Sibirien verbannt wurde: dreimal fand er den Weg, acht Monate lang wandernd, nach dem Kaukasus zurück und zuletzt beschloß die Polizei, den Unverbesserlichen — laufen zu lassen.

Die gelbe Gefahr. Religiös.

Der Buddha führt Asien zum Kampf gegen Europa, gegen das Christentum. Das Nein, sagt Jakob Böhme, ist nur der Gegenwurf des Ja. Und jedes ausgesprochene Wort, meint Goethe, erzeugt zugleich den Gegensinn. Weder die militärische noch die geistige Einwirkung, die Europa auf den Orient ausübte, konnte ohne eine Rückwirkung von seiten des Orients bleiben. So ist der Panislamismus und der Panbuddhismus eine Folge des steten Vordringens des Christentums. In Afrika und Südasien wollen die Senussi das Leben der Moslime reformieren; die Neu-Motazeliten von Indien, die einen Zweig der von Wasil Ben Atta im achten Jahrhundert gegründeten Sekte darstellen, sprechen es ausdrücklich als ihr Ziel aus, durch Nachahmungen Europas die Kultur des Islams zu steigern und zur Bekämpfung Europas zu befähigen. Auch wollen arabische Mohammedaner, durch syrische Christen unterstützt, den Islam modernisieren.[1]) Auf derselben Linie bewegt sich die chinesische Reform. Auch sie, deren Hauptfür-

[1]) Francke, Ostasiatischer Lloyd, 20. Februar 1903.

sprecher einst Kang yu wei, dann Sun yat sen mit Anhang gewesen ist, will Ostasien europäisieren, um Europa um so wirksamer zu bekämpfen. In Japan haben sich Fürst Konoye, der wenige Tage vor dem Kriegsausbruche starb, und Graf Okuma (Ministerpräsident Frühjahr 1914) als Herolde der gleichen Idee aufgetan. „Asien für die Asiaten."

Woran wird die religiöse Einigung Ostasiens scheitern? An der religiösen Zersplitterung des Erdteils. Während ganz Europa en bloc christlich ist, sind die Bewohner Ostasiens in Anhänger von Konfuzius, Buddha, Mohammed, ferner in Bekenner der Ahnenreligion, des Shinto, des Schamanismus zerfallen.

Wirtschaftlich.

Alexander Tille[1]) hat nachgewiesen, daß ein Weißer gleiche Arbeit leistet wie drei bis fünf Ostasiaten. Die Löhne in Ostasien sind letzthin auf das Dreifache gestiegen. So ist eine industrielle Konkurrenz zunächst nicht zu fürchten. Der Japaner geht zwar zielbewußt vor, aber die japanischen Kaufleute und Arbeiter sind unseren nicht gewachsen. Ihre Hauptfehler sind ein übermäßiger Dünkel, Leichtsinn und ein Mangel an Gründlichkeit, an Solidität. Ein japanischer Koffer kostet nur 4 Mark, aber hält nur zwei Tage,[2]) Streichhölzer sind ebenfalls sehr billig, aber erst das siebente oder achte zündet. Sobald ein Japaner nur einen kleinen Dunst von Seismologie oder von kantischer Philosophie oder von Industrie hat, glaubt er gleich, es zehnmal besser zu wissen als seine Lehrer.

„Ach was haben die Herrn
Doch für ein kurzes Gedärm" —

Das einzige, das wirklich den Weißen Abbruch tut, ist der zähe Zusammenhalt der Chinesen und die zielbewußte Staatsunterstützung bei den Japanern. Der chinesische Kaufmann und Grundbesitzer dringt erfolgreich gegen den Weißen in Shanghai, Singapore und Batavia vor. Überhaupt will ich gar nicht bestreiten, daß die ostasiatische Konkurrenz dem westlichen Kaufmann noch manche schwere Stunde

[1]) Verhandlungen des deutschen Kolonialkongresses 1902.
[2]) Die Koffer für die Ausfuhr sind besser gearbeitet.

bereiten wird, aber ich glaube, daß die Vorteile überwiegen werden. Als Beistand zitiere ich einen Mann, dem ich sonst nicht folge, Franz Oppenheimer:

„Ein Kaufmann hat am liebsten reiche Leute zu seinen Kunden, die einen großen Bedarf haben und ihn prompt bezahlen: es ist sehr merkwürdig, daß man ganzen Völkern, insofern sie Kaufleute sind, durchaus einreden will, daß sie besser fahren, wenn ihre Kunden, nämlich andere Völker, arm sind. Man beschwört vor ihnen das Gespenst der industriellen Konkurrenz herauf, erzählt ihnen, daß sie ihre Eisen- und Baumwollwaren nicht los werden können, wenn die bisherigen Abnehmer ebenfalls Baumwolle und Eisen verarbeiten, und das klingt ja auch recht plausibel. Nichtsdestoweniger ist es unzweifelhafte Tatsache, daß die besten Abnehmer industriell hoch entfalteter Länder nicht etwa Agrarländer sind, sondern wieder — industriell hoch entfaltete Länder. Die vier industriellen Großmächte: Großbritannien, Belgien, Deutschland und Nordamerika verdienen an keinem unentfalteten Lande annähernd so viel pro Kopf der Bevölkerung als aneinander; der durchschnittliche Deutsche kauft unvergleichlich mehr englische Waren als selbst der durchschnittliche Inder, und Indien ist denn doch wohl der beste denkbare ‚Platz an der Sonne'. Und ebenso ist der Engländer des Deutschen bester Kunde.

Die Intensität dieser Handelsbeziehungen wird so gut wie gar nicht durch die Handelspolitik beeinflußt. Ob offene oder geschlossene Tür, Freihandel, mäßiger oder Hochschutzzoll, ganz gleich: wenn ein Volk reich wird, so wachsen seine Bedürfnisse unverhältnismäßig stärker als seine Produktionskraft, und es importiert fremde Waren in stetig wachsendem Maße, und zwar von daher, wo es sie allein erhalten kann, nämlich von seinen ‚Konkurrenten'!

Daraus kann ich nur die eine Moral ziehen, daß es vom Standpunkt der Handelsbeziehungen aus nur eine ‚gelbe Gefahr' geben kann, nämlich das Verharren Chinas auf seinem heutigen Standpunkt mittelalterlicher Naturalwirtschaft ohne moderne Bedürfnisse. Wenn Japan das Riesenreich mit seinen 350 Millionen Einwohnern wirklich zu modernem Leben erweckt, ihm Bedürfnisse nach Eisenbahnen, Telegraphen, Fabriken anerzieht, so wird neben der japanischen Industrie

auch die europäische unendliche Vorteile davon haben, und zwar auf die Dauer, nicht nur für ein kurze Übergangsperiode."

So weit Oppenheimer. Es ist ferner schon tausendmal die Furcht ausgesprochen worden, daß die chinesischen und japanischen Kuli die Welt, namentlich die germanische Welt überfluten und mongolisieren würden. Nun, die Vereinigten Staaten und Australien haben sich durch Ausnahmegesetze schon selbst geholfen. Die Gesetze erreichten vollkommen ihre Absicht, was will man mehr? Daß dagegen der ostasiatische Kuli für Kolonien unentbehrlich, die Einsicht dringt immer mehr durch. Daher auch wir in Samoa die Kuli-Einfuhr erlaubt haben. Der Germane kann sich da am schönsten als Herr über Kümmervölker betätigen. Auch als Prellbock gegen die Schwarzen kann der Kuli verwandt werden, in Südafrika, wo es auf dem Rand mehrfach zu Gefechten zwischen Negern und Chinesen gekommen ist. Die gelbe Gefahr ringt mit der schwarzen. Duobus litigantibus tertius gaudet. Der Dritte aber ist der Weiße. Immerhin ist nicht zu leugnen, daß im ostasiatischen Handel auf einigen Gebieten der Weiße zurückgedrängt wird.

Militärisch.

Schon 1894 zeigten die Japaner, was sie konnten. Trotzdem sind ihre späteren Erfolge den Europäern unerwartet gekommen. So wahr ist noch immer das Wort des Livius: eventus stultorum magister. Am grimmigsten hat sich die deutsche Regierung geirrt, die 1904 gar nicht an den Krieg glaubte. Privatleute haben da richtiger gesehen als die am Staatsruder.[1]) Darnach aber schickten wir zwei Prinzen auf den Kriegsschauplatz. 1894 hatten wohl alle anderen

[1]) In Deutschland haben die verstorbenen Hans Wagner und Major a. D. von Bruchhausen den Japanern Erfolg prophezeit. Ich habe schon 1898 (Geschichte Formosas 148) von dem Einzuge eines japanischen Heeres in Sibirien gesprochen und 1900 (Ostasien in der Weltgeschichte 107) geschrieben: „Das Bemerkenswerteste ist, daß Kang-yu-wei namentlich in militärischen Dingen die Ausländer als Muster hinstellt. Er will vor allem China kriegerisch machen, will, daß es die waffenmächtigste Nation des Erdballs werde. Schlecht unterrichtete Leute haben uns immer einreden wollen, daß die gelbe Gefahr eine industrielle Gefahr sei. Die Ostasiaten haben jedoch nicht das schöpferische Geschick

Mächte, nicht aber Deutschland, dessen Instrukteuren v. Meckel, v. Grutschreiber, v. Blankenburg die Japaner einen Teil ihrer Siege verdankten, einen Attaché ins japanische Lager entsandt.

Schon Attila und Timur erreichten mehr oder gerade soviel durch Politik wie durch das Schwert.[1]) So hat auch Japan seine Schlachtensiege durch kluge Staatskunst, durch ein Bündnis mit England (Januar 1902) eingeleitet. Schon die Hunnen und Mongolen hatten eine ausgebildete Kriegstechnik, die der des Abendlandes überlegen war. Sie hatten eine eiserne Disziplin: wer floh, wurde niedergemacht. Sie waren reich an Listen und Ränken. Sie ersannen neue Maschinen.[2]) In alledem sind die Japaner das getreue Spiegelbild ihrer hochasiatischen Vorfahren. Und wenn die Heere der Mongolen gar nicht so bedeutend waren — bloß 35000 Reiter warfen sie gegen Europa — so ist darin Japan fortgeschritten und hat sich durch Einführung allgemeiner Dienstpflicht auch in der Zahl zum ebenbürtigen Nebenbuhler europäischer Mächte erhoben.

In der Ausdehnung des Erfolges aber stehen die Japaner gewaltig gegen die Mongolen zurück. Sie haben nach einem Jahr ununterbrochenen Ringens nur ein kleines Stück vom Mammutleib Rußlands losgerissen, ja, haben eigentlich diesen Leib noch kaum berührt. Denn die Mandschurei gehört nicht zu Rußland, ist für die Russen feindliches, von Millionen (8—10) Fremder bewohntes Ausland, und in Sibirien, bei Wladiwostok, sind die bisherigen Versuche der Japaner gescheitert. Dagegen haben die Mannen des Mikado die der örtlichen Ausdehnung nach größte Schlacht der Weltgeschichte, die von Mukden, entscheidend gewonnen.

Gerade war die Beharrungskraft der Russen daran, sich geltend zu machen, gerade konnte eine Offensive in Aussicht genommen werden, als die Unruhen in Petersburg und Moskau ausbrachen. Wäre Deutschland oder Italien der Feind gewesen, so hätte Japan nicht auf derartigen Beistand rechnen dürfen. So aber hat die Gärung im Innern des

---

der Abendländer. Drohender als die Industrie ist die zukünftige Kriegsmacht Ostasiens. Was sich bis jetzt davon offenbart hat, war nur ein Vorspiel." August 1903 habe ich (im „Tag") den mandschurischen Krieg vorausgesagt.

[1]) v. Peez, Wir und die Ostasiaten, 1904, München. S. 7.

[2]) v. Peez, S. 8 bis 13.

Zarenreiches gerade im kritischen Augenblick die Sendung weiteren Nachschubes verhindert. Außerdem erwiesen sich die Burjaten, die von den russischen Behörden höchst töricht behandelt worden waren, und die Chunchusen (hung-hu-tz = Rotbartmänner = Räuber), ferner die gut ausgebildeten Soldaten des chinesischen Generals Wa als wertvolle Bundesgenossen; selbst die Mongolen der Gobi, deren Fürst Adatschi Ende 1903 von Peking aus mit der Aufstellung und neuzeitlichen Ausrüstung eines mongolischen Korps betraut wurde, sind den Japanern freundlich gewesen, sonst hätten die wohl kaum den kühnen Zug unter Nogi[1]) nach dem Gelände im Norden Mukdens und Tielings unternommen. Bei alledem sind die Japaner nur wenige Tagereisen weiter vorgedrungen als zuvor zehn Jahre in dem Kriege gegen die minderwertigen Truppen Chinas. Es bleibt immer noch zweifelhaft, ob ohne die Unruhen von Petersburg, Warschau, Baku und Riga Japan seine Erfolge auch behauptet hätte; es ist immer noch nicht entschieden, ob Japan auch gegen eine der großen germanischen Mächte oder gegen Frankreich nachhaltige Siege erfechten könnte. Die Organisation, um das Mindeste zu sagen, und die ganze technische Vorbereitung des Krieges würde bei jenen Mächten der russischen weit überlegen sein. Man kann deshalb gar wohl eine militärische Seite der japanischen Gefahr anerkennen, kann aber unmöglich in den bisherigen Vorgängen den Anfang einer Europa überschwemmenden Mongolenflut erblicken.

Bedenklicher ist schon, daß auch China rüstet, und daß es im ganzen Riesenreiche eine einheitliche moderne Militärorganisation durchführen will. Mit der Aufgabe war einst Sir Robert Hart betraut. Deutsche sind Führer der Tschechen und Polen, und ein Europäer waffnete Asien zum Kampf gegen Europa.

Imperialismus.

Die Gegenwart ist die Zeit der Massen. Das merkt man allerorten und -enden. Man sieht es am Wachstum der Heere, am Wachsen der Fabriken und Städte, man sieht es an unsern Volksfesten und sieht

[1]) Ich möchte hier nachtragen, daß im neuesten Hefte der „Ostara" auch Lanz-Liebenfels den Japanern Gerechtigkeit widerfahren läßt.

es an unsrer Baukunst. Man spürt es in Wagners Musik und an Begas' Brunnen. Man wird es in Schule und Wissenschaft gewahr, in Eisenbahnen und den Riesendampfern, die über das Weltmeer fahren.

Masse wird nur wirksam durch Organisation. Der erfolgreichste Mann ist heute, wer durch Zentralisation Arbeit zu ersparen und Arbeit wirksam zu sammeln versteht. Der Zusammenschluß der Massen, die Konzentration zu einem gemeinsamen Zweck, das gibt heute den Ausschlag! Daher die riesigen Truste in der Industrie, daher die ausgebreiteten, oft durch viele Jahrzehnte sich hindehnenden Sammelwerke wissenschaftlicher Akademien. Dasselbe Gesetz ist auch in der Parteibildung tätig. Überall schließen sich die politischen Parteien immer mehr zu zwei Gegengruppen, zu zwei gewaltigen sich gegenüberstehenden Massen zusammen. So in Frankreich, wo sich Klerikale, Bonapartisten und Orleanisten gemeinsam um die Fahne des Nationalismus scharten, während im anderen Lager Sozialisten und Republikaner eine Aussöhnung suchen. In Deutschland war das entschlafene Kartell der erste Versuch einer Amalgamierung. Im Grunde haben wir jetzt nur noch vier Parteien von Belang: die Konservativen, das Zentrum, die Liberalen und die Sozialdemokraten. Aber auch diese Vierzahl wird kaum bleiben. Bereits dämmerte ein Block von Bebel bis Bassermann hinauf, während jetzt umgekehrt, da etwa 111 Sozi im Reichstage sind, die „staatserhaltenden" Parteien sich alle gegen die äußerste Linke wenden wollen. Manche meinen, es werde später nur noch Agrarier und Sozialdemokraten geben.

Das Einseitige mancher Sozialreformer besteht darin, daß sie nur den wirtschaftlichen Faktor berücksichtigen. Der Gegensatz von Landwirtschaft und Industrie ist ein Phänomen, das sich in allen neuzeitlichen Staaten offenbart — und auch schon in denen des Altertums. Es ist von der äußersten Wichtigkeit, aber maßgebend, bestimmend braucht es deshalb nicht zu sein. Neben und über dem wirtschaftlichen Kampfe wird immer das religiöse Problem einen besonderen Rang behaupten. So leicht, wie die Wirtschaftsfanatiker glauben, wird die Zentrumsfrage bei uns nicht aus der Welt geschafft. Es ist leider bei uns aus der Bekämpfung des Zentrums und der Sozialdemokratie noch kein Bestreben hervorgegangen, alle nationalen Geister unter einen Hut

zu bringen. Das mag daran liegen, daß man mit Bekämpfen allein, mit negativen Zielen eine Partei nicht aufbauen kann. Es müßte eben eine geschlossene nationale Partei entstehen, die nicht allein die Feinde des deutschen Wesens bekämpfte, und nicht nur wirtschaftliche Entwürfe hegte, sondern die alle Hochziele deutschen Lebens, die alles unserem Volkstum Förderliche in positiver Arbeit zu verwirklichen trachtete. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein — das gilt auch für Parteien. Sowenig wie die Unionists und Liberals in England lediglich von wirtschaftlichen Interessen erfüllt sind, ebensowenig darf bei uns eine Partei auf Kraft und Dauer hoffen, die nicht das Volk auch zur Hebung der geistigen Güter anspornt. Worin freilich das höchste geistige Gut bestehe, darüber sind Welfen, Volksparteiler, Nationalliberale, Antisemiten und Konservative außerordentlich verschiedener Ansicht, aber jede dieser Parteien besitzt ein eigenes Ideal, für das sie streitet, für das sie das Volk zu gewinnen sucht.

Die rein wirtschaftlichen Parteien sind, vielleicht ohne es zu wollen, im Laufe der Zeit zu ganz anderen Plänen gelangt, als die Verteidigung bloß materieller Interessen erheischen würde. Die Agrarier fügten zu der Heimatpolitik, die übrigens auch eine ganze Fülle moralischer ideeller Gesichtspunkte in sich birgt, die Erhaltung und Verstärkung des Landheeres, und die Forderung einer kräftigen Kontinentalpolitik. Die industriellen Parteien, denen sich neuerdings schüchtern einige Führer der Sozialdemokraten anschließen, erweiterten den Inhalt ihres industriellen Programmes durch das Verlangen nach einer mächtigen Flotte. Dabei werden schließlich die materiellen Interessen, die doch immer mehr oder weniger persönlicher Art sind, zugunsten des Staatswohles in den Hintergrund gedrängt. Auch eine ideale nationale Partei, wie sie zu ersehnen ist, könnte sich nicht nur mit dem Ausbau deutschen Lebens im Innern beschäftigen: sie würde vor die Frage gestellt werden, wie die Förderung des Volkstums, das mit allen seinen Fasern an der Muttererde hängt, mit der Leidenschaft eines in alle Weiten stürmenden Imperialismus zu versöhnen ist. —

Es gibt gute Vaterlandsfreunde (wie Hentschel), die dem Imperialismus gram sind, die alle Weltpolitik verdammen. Das sei alles früher schon dagewesen, aber was wäre dabei herausgekommen? Die Vandalen

habe der Sand Afrikas aufgesogen, Sueven und Heruler seien in Spanien verschollen; die Weltpolitik der deutschen Kaiser im Mittelalter habe nur den Erfolg gehabt, daß unendlich viel deutsches Heldenblut unnütz auf italischer und syrischer Erde verspritzt wurde. Bleibe im Land und nähre dich redlich! Die Volkskraft zu mehren, das eigne Haus in Ordnung zu halten, in der Heimat tüchtig zu schalten, als Pfleger frommer Überlieferung, als Hüter ererbten Segens, ein Vorbild dem heranwachsenden Geschlecht: das sei mehr wert, als der ewige Durst nach Neuem, als ziellos in die Weite zu schweifen, in die Fremde, wo Zucht und Sitte sich lockert, wo niemand des Spruches der Väter achtet, wo das hehrste Beispiel im raschen Wirbel des Lebens verloren geht. Andere Gegner erstehen dem Imperialismus in den Reihen unabhängiger, kerniger Geister, die von einer übermäßigen Zentralisation der Verwaltung und einer gefährlichen Steigerung der Kronrechte Schlimmes besorgen. Diese Unabhängigen weisen darauf hin, daß von jeher der Byzantinismus der Vetter des Imperialismus gewesen, daß Macht nur erlangt werde auf Kosten der Freiheit.

Ich glaube, die Frage wird nur dann in den richtigen Gesichtswinkel einrücken, wenn wir sie nicht nur als eine staatliche, als eine Machtfrage betrachten, sondern vor allem das ethische Moment berücksichtigen. Was nützt es dir, wenn du die ganze Welt gewönnest und nähmest doch Schaden an deiner Seele? Was nützt die zäheste, rücksichtsloseste Machtpolitik, wenn nicht schließlich das höhere Ziel eines Volkes, wenn nicht seelische und leibliche Vervollkommnung dadurch gefördert wird? Des Menschen Kunst ist Schaffung edlerer Natur, sagt schon Herder. Etwas Edles kann man aber in der wachsenden Industrialisierung Deutschlands, in der zunehmenden Verdüsterung und Verschlechterung unserer Lebensluft, in der Maschinisierung und Brutalisierung, in der neuzeitlichen Versklavung des Fabrikarbeiters unmöglich erblicken. Wir müssen daher nicht nur die nebelhaften Utopien der Sozialisten, sondern auch jede Welt- und Machtpolitik ablehnen, die lediglich von dem Industrie-ideale ausgeht. Ein menschenwürdiges Dasein ist nur möglich, wo genug Licht und Luft, wo genug Wiese und Wald ist, wo der Mensch von seinen künstlichen und verkünstelten Betrieben an den Busen der Natur zurückkehren, wo er von der Arbeit und des Wissens Qualm

entladen, im Meere rein quellenden Lebens sich gesund baden kann. Die einfachsten Verhältnisse menschlichen Werdens, sie werden immer verwickelter und mißlicher, sie werden unnatürlich und dekadent. Das Heiraten wird immer später und erschwerter. Zu alte Eltern haben kein richtiges Empfinden mehr für den kindlichen Sinn, oder sie haben überhaupt keine Zeit und keine Lust mehr, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen. Wo aber beides vorhanden, da wird die natürliche Entwicklung der Kinder von außen durch tausend Fallgruben und Fangnetze einer überkünstelten, unlustig und müde gewordenen Gesellschaft behindert. Ich erinnere an Kinderbälle, frühzeitiges Theatergehen, die Sucht, alles mitzutun, das krankhafte Bestreben, hinter keinem Luxus, hinter keiner glänzenden Torheit zurückzubleiben. Wie aber soll sich ein gesundes, ein freudiges Volksleben auf zu engem Raume entfalten? Es verdumpft, es verkümmert, es erstickt. Da ist nicht geholfen mit neuen Absatzquellen für unsre Industrie im Ausland, mit tropischen Kolonien, wo nur einige Dutzende weißer Unternehmer sich Reichtum erwerben, da ist nicht gedient mit neuen Handelsverträgen und neuen Börsengesetzen, ja selbst nicht mit neuen Dreibünden. Was uns helfen kann, ist nur Land und wieder Land, neuer Boden für die sich drängenden Millionen unsres Volksüberschusses. Da wird der Entnervung, der Schwächung unsrer Volkskraft wirksam gesteuert, da ist zugleich keine Stätte für demütigenden Byzantinismus. Nur der Imperialismus hat ein Recht und hat eine dauernde große Zukunft, der nicht unseren äußeren, sondern unseren inneren Reichtum mehrt oder wenigstens vor allem anderen mehrt.

Wie die Weltverhältnisse sich einmal gestaltet haben, können wir uns der Industrie nicht mehr entschlagen und müssen darauf bedacht sein, um überhaupt unsere Stellung zu wahren, sowohl Gewerbe wie Handel nach Kräften auszunützen. Aber alles das, was wir so gewinnen, ist doch nur Mittel zum Zweck, ist niemals das Ziel. Erhöhung des einzelnen und des ganzen Volkstums, das ist das Ziel! Der Weg dazu führt nur durch eine völlige Änderung unserer Politik. Dazu ist freilich, ich spreche das mit schmerzlicher Bestimmtheit aus, vorläufig nicht die geringste Aussicht. —

Es gibt Könige und Könige, Puppen die einen, Despoten die anderen. Es gibt Adel und Adel, der eine aus wahrhaften Edelleuten zusammengesetzt, denen mit Recht die Leitung ihrer Mitmenschen zufällt, der andere eine habgierige Oligarchie, die sich bloß mit Bedrückung und Spionage und Polizeiwillkür behauptet. So ist auch der Imperialismus keineswegs immer gleich. Er kann wohltätig, er kann verderblich wirken. Er ist verschieden, je nachdem die Rasse seiner Anhänger, Träger, Beförderer verschieden ist. Hier also darf und soll die Kritik einsetzen. Hier kann der freie Wille sich betätigen. Eine Wohnung muß jeder haben; wie er sie sich aber einrichte, das liegt in seiner Wahl, ist jedoch von seiner Anlage, seinen Mitteln, seinem Geschmack abhängig. Dem Imperialismus kann kein großes Volk mehr entrinnen. Wie es ihn jedoch benutzt, aufnimmt, beeinflußt, entsprechend umformt, das steht einigermaßen bei dem einzelnen Volke und seinen Leitern. Es ist daher von der größten Wichtigkeit, sich über den Imperialismus klar zu werden, seinen Ursprung und Verlauf, seine Fortschritte und und Hemmungen, ferner die Folgeerscheinungen, die sich an ihn knüpfen, eindringend zu studieren.

Das erste Weltreich der Geschichte war Assyrien. Es vereinigte Vorderasien und Ägypten. In die Spuren der Assyrer traten die Achämeniden. Die Schüler übertrafen den Meister. Das Perserreich erstreckte sich bereits vom Indus bis zum Balkan; ihm gehörte das ganze Ostbecken des Mittelmeeres. Alexander fügte dazu noch einen Teil des kleinen Griechenlands nnd Stücke des Pendschabs. Die Römer blieben im Osten hinter ihren Vorgängern zurück. Sie gewannen weder Iran noch Indien, dafür aber West- und das südliche Mitteleuropa. Die Römer sind die einzige Macht in der ganzen Weltgeschichte gewesen, die alle Küsten des Mittelmeeres ihr eigen nannten. Während jedoch die vorderasiatischen Großreiche der älteren Zeit ausschlaggebend waren, behauptete sich neben Rom das Sassanidenreich, das Juetschireich, und namentlich China; also nicht mehr eine Weltmacht, sondern bereits vier. Das ist ein fundamentaler Unterschied. Und später blieb es bei der Mehrzahl. Byzanz, Araber, irgend ein mittelasiatisches Reich und Ostasien, dazu in der Folge das Frankenreich. Der Mongolensturm allein verringerte die Zahl. Außer

Dschingis Kan ist als Weltenherrscher bloß Friedrich II. der Staufer in Betracht gekommen. Zur Zeit der Reformation blühten nebeneinander Habsburg, Osmanen, Mogule, chinesische Ming. Später war es irgend eine westeuropäische Seemacht, eine westliche Landmacht, dazu Türkei, China. Also wiederum vier Mitbewerber um den höchsten Rang. Erst die neueste Zeit brachte noch mehr auf den Plan. Gegenwärtig sind es deren sechs: Japan, Amerika, England, Frankreich Deutschland, Rußland. Dazu, im zweiten Glied, Österreich und Italien, im dritten Glied, nachdem die Wiedergeburt gelungen, China. Wir sind mithin augenblicklich wieder von einem allumfassenden, ausschließenden Weltimperium entfernt, das zur Zeit der Mongolen oder der Assyrer noch möglich war. Napoleon kam bisher einem solchen Imperium am nächsten. Für die sich immer mehr differenzierende Zukunft ist es völlig unmöglich.

Soviel über die Reihenfolge, über die äußere Stellung der Weltmächte. Nun zu einer Definition! Diese ist durchaus nicht einfach. Ein Staat, der sich über mindestens zwei Erdteile erstreckt — das reicht nicht aus. Denn Georgien hat unter Tamara, über den Darialpaß hinauswachsend nach dem nördlichen Kaukasus zu, ebenso hat das Tunis der Aglabiden, als es Stücke Siziliens eroberte, diese Bedingung erfüllt. Ein zweites gehört dazu, eine ungewöhnliche Ausdehnung, sagen wir, mindestens 3 000 000 qkm. Das Deutsche Reich erfüllt diese Forderung gerade noch. Auch Brasilien erfüllt sie, aber es ist auf einen Kontinent beschränkt. Andererseits breitete sich die Türkei, die nicht einmal eine Flotte hatte, auf drei Kontinenten aus, hatte 2 800 000 qkm und war auch keine Großmacht. Es muß noch ein anderes zur Größe kommen: Macht! Macht im Inneren, sich äußernd in Ordnung und Reichtum, Macht nach außen, aufgebaut auf ein gutes Heer und eine tüchtige Flotte. Daher ist augenblicklich China keine Weltmacht, kann es aber sofort wieder werden, wenn die Landesverteidigung und die Finanzen erstarken. So kommen wir zu dem Schlusse, daß das militärische und ökonomische Element maßgebend ist. Japans Gebiet, das nicht annähernd 1 000 000 qkm ausmacht, liegt in einem einzigen Weltteile, dennoch ist das Reich des Mikado in der ersten Reihe der Weltreiche. Immerhin werden wir vermelden

dürfen, daß der wirklichen Macht auch ihr Ausdruck, das territoriale Wachstum noch folgen werde. In der Tat ist nur zu wahrscheinlich, daß Japan Mongolei und die Philippinen einst an sich reißen wird.

Nach außenhin tritt das Imperium in militärischer und wirtschaftlicher Rüstung auf den Plan. Die Rüstung ist das Zeichen des ganzen neuzeitlichen Imperialismus. Sie ist aber nicht sein innerstes Wesen. Dies ist tiefer, in dem wechselnden Gegensatze der Völker zu suchen. Mit dem unerhörten Wachstum der Bevölkerung in den Hauptstaaten der Erde verbindet sich eine gewaltige Zunahme des Nationalgefühls. Nicht mehr ein Eroberer, wie ehedem, auch nicht bloß mehr ein Staat, sondern ein Volk, eine Rasse dünkt sich mehr als alle anderen Rassen, und sie will daher über diese herrschen.

Die Rassen! Sie stehen führwahr im Vordergrunde der Weltpolitik. Die Völker Europas ermahnte Wilhelm II., sich gegen die Völker Ostasiens zu wehren. Und „wenigstens wir Germanen müssen zusammenhalten!" lautet ein anderer Ausspruch von ihm. Engländer wie Amerikaner sprechen von the Anglosaxon race und „Anglosaxonia sweeps the universe". Die Buren riefen: „Afrika voor de Afrikanders" und die Japaner: Asien für die Asiaten! Das Grund- und Hauptmotiv aller Ausdehnung ist mithin ein rassenhaftes. Noch immer gibt es zahlreiche Kosmopoliten unter uns, die alle Rassen für gleich, die den ewigen Frieden für möglich halten. Solche Weltbürger sind nicht modern. Sie sehen nicht die Zeichen der Zeit. Sie verschließen sich krampfhaft der richtigen Erkenntnis. Daher war ein Bebel, der die Hottentotten und die Neger verteidigte, ist die internationale Richtung des Sozialismus, die eine Verbrüderung aller Arbeiter anstrebt, nicht mehr modern. Zur Zeit Herders entzündete die Idee des weltbürgerlichen Humanismus ein loderndes Feuer der Begeisterung. Heute sind seine Tage gezählt. Das tiefe Wort Heraklits *πόλεμος πατὴρ ἁπάντων* ist wieder zur Geltung gelangt. Wir merken mehr vom Kampf, als von der Ruhe. In der Tat ist seit 1894 die Welt aus dem Kriege nicht herausgekommen. Und wenn die Kanonen schweigen, so wird mit den Waffen des Friedens der Handels- und der Nationalitätenhader weitergeführt. Ein jedes Volk muß aufs neue um sein Dasein ringen. Junge Völker suchen sich geltendzumachen und alte haben alten Ruhm

und seine Berechtigung, haben ihre Stellung und ihren Reichtum zu verteidigen. Nicht nur intensiver ist der Nationalismus geworden, sondern auch extensiver. Er ist von Europa nach Afrika, nach Amerika hinübergegangen, er hat sogar den so lange in passiver Anschaulichkeit versunkenen Orient erfaßt und in seine Wirbel gerissen.

Der Kampf ist da. Über seine Berechtigung zu streiten ist unnütz. Dagegen soll uns nichts an einer Kritik seiner Erfolge und vor allem seiner Mittel hindern. Also zunächst die Rassenfrage. Sie ist aus zweierlei Wurzeln hervorgegangen: aus der Naturwissenschaft, Darwins Entdeckung der Zuchtwahl, und aus der politischen Expansion der letzten Jahrzehnte, infolge deren einerseits die Welt eng wurde, andrerseits die Ungleichheit der Farbigen und Weißen klarer in unser Bewußtsein trat. Also ein theoretischer, rein wissenschaftlicher Ursprung und eine praktische, rein politische Unterlage. Früher hatte der Westen weder mit Mittelafrika noch mit Japan oder Siam sonderlich viel zu tun. Nun ist auf einmal die Kolonialfrage ein Hauptproblem für die Westmächte, und Japan hat den russischen Koloß niedergeworfen. China wird Republik. Die schwarze und die gelbe Gefahr reckt sich drohend auf. Die praktische, die geschichtliche Erfahrung regte zum Nachdenken an, forderte zu Untersuchungen, zu Erklärungen heraus. Da bot sich die naturwissenschaftliche Gewißheit von der Ungleichheit und dem Aufsteigen der Arten, bot sich die längst, aber ohne jede politische Nebenabsicht betriebene Anthropologie, um einer neuen Nachfrage eine alte Ware zu liefern. Gut! Aber dies Angebot befriedigte nicht völlig, die Nachfrage ging darüber hinaus und man sah sich genötigt, auch neue Ware zu fabrizieren, die aber keine wissenschaftliche Grundlage mehr hatte. Die Menschheit ist noch nie in Verlegenheit gewesen, wenn es galt, für ein neuerwecktes Bedürfnis oder eine neue Krankheit eine befriedigende Erklärung zu finden. Die Rassenfanatiker leiteten plötzlich Kultur und alle Tugenden der herrschenden Völker von der nordischen Rasse ab. Selbst das uralte Sumir sollte vom Nordlandsschlag besiedelt, selbst die Schrift von den Germanen erfunden sein. Bis nach China, bis zu den Malaien hätten sich die Einwirkungen der Arier erstreckt. Gleichzeitig rückte die Urheimat der Indogermanen immer weiter nach Norden zu vor, von Indien nach Transkaukasien, von da

nach Südrußland, dann nach Litauen und der Elbe, weiter nach Südschweden und zuletzt bis zum Nordpol, wo die vielgeplagte Urheimat wohl oder übel zur Ruhe gelangen muß. Vor allem aber ward die Tatsache außer acht gelassen, daß alle Völker, die wir jetzt vorfinden, gemischt sind, daß wir uns empirisch eine reine Rasse gar nicht vorstellen können. Wir können sie a priori fordern, sie postulieren, können sie als vortreffliche working hypothesis, wie der praktische Brite sagt, zu nützlicher Orientierung verwenden: aber wir müssen uns darüber klar werden, daß eben diese nützliche, meinetwegen notwendige Idee niemals, solange die Fackel Klios leuchtet, verwirklicht war, niemals im Fleische gewandelt ist. Was wir von jeher nur selbst erlebt haben und in der Geschichte verfolgen können, das sind nicht Rassen, sondern Völker. Ein grundlegender Unterschied. Ein Volk, sei es welches auch immer, besteht ohne Ausnahme aus mehreren Rassen, ist also das Gegenteil, ist die Verneinung von Rassenreinheit. Die Schlußfolgerung hieraus? Sie ist sehr wichtig, namentlich auch für so manche Auswüchse des Imperialismus. Wenn Volk und Rasse wurzelhaft verschieden sind, so ist es auch nicht ohne weiteres möglich, einen Völkerbund durch einen Rassebund zu ersetzen. Man kann nur Äpfel und Äpfel addieren, nicht aber Äpfel und Birnen. Wenn daher vielfach eine Verbindung aller germanischen Nationen, wenn der Pangermanismus für möglich gehalten wurde, so war das ein verhängnisvoller Irrtum, eine Verkennung dessen, was das Postulat „Rasse" in der wirklichen Welt zu leisten hat. Ebenso ist aber auf der Gegenseite die Furcht vor der gelben Gefahr unnötig, da eben Japaner, Koreaner, Chinesen verschiedene Völker sind, die nie dauernd zusammengehen werden. Dauernd! An und für sich ist es sehr wohl denkbar, daß zeitweilig die ostasiatischen Staaten sich verbinden. Es ist ebenso durchaus nicht undenkbar, wenn auch keineswegs sehr wahrscheinlich, daß Deutschland, Skandinavien, Holland und England zusammengehen. Indessen, eine solche Allianz wäre eben ein politisches, nicht ein Rassebündnis, wäre mit demselben Maßstabe zu messen, wie ein etwaiges Zusammengehen Deutschlands und Rußlands, Deutschlands und der Türkei. Der Augenblicksnutzen gäbe den Ausschlag, nicht ein gemeinsames Rassegefühl. Noch auffälliger ist die Unmöglichkeit einer Bewegung der schwarzen Rasse.

Während alle Ostasiaten sich durch chinesische Hieroglyphen, während alle germanischen Staaten sich durch Deutsch oder Englisch verständigen können, erfaßt der Zulu weder den Kongomann noch den Suaheli, und der Bantu versteht durchaus nicht den Neger. Die äthiopische Kirche, wie man die allafrikanische Kirche getauft hat, wird nie Äthiopien, wo Semitisch herrscht, und südafrikanische Christen, die hottentottisch oder Bantu sprechen, vereinen können. Dagegen hat der japanische Krieg bis nach Konstantinopel und Kairo, bis Kalkutta und Lhasa gewirkt, bei Türken, Indern und Arabern. Die orientalische Kultur gegen die Westkultur!

Der Imperialismus baut sich also tatsächlich nicht, wie es anfänglich schien, auf Rassenunterschieden auf, wohl aber auf Volksgefühl. Die Yankees, die doch anerkanntermaßen gar keine einzelne Rasse, sondern eine Rassenmischung darstellen, sind die Träger des nordamerikanischen, die Engländer (bei denen race Volkstum bedeutet) des britischen, die Japaner des japanischen, die Großrussen des russischen, die Deutschen des deutschen Imperialismus. Der ganze Nationalitätenhader fußt, wie man bei dem Gegensatze von Polen und Ruthenen, Buren und Briten, Norwegern und Schweden sieht, nicht auf Rasse, sondern auf Volk. Ebenso nimmt der Imperialismus die Ausdehnung eines bestimmten Volkes zum Ausgangspunkte. Den Russen war ihre Heimat zu klein, darum suchten sie sich neue, weite Gebiete, darum der zarische Imperialismus. Genau so in den anderen Fällen von Ausdehnungslust. Die Erscheinung ist keineswegs auf große Völker beschränkt. Auch die Tschechen, auch die Rumänen dehnen sich aus. Allein das sind Stürme im Wasserglase, während es sich anderswo um ganze Kontinente handelt. Zu imperialem Vorgehen sind nur Weltvölker befähigt. Im Sinne der Zahl müssen auch die Araber zu den Weltvölkern gerechnet werden. Es ist jedoch außerdem nötig, daß die Mehrzahl des Volkes in einem eigenen, selbständigen Staat vereinigt ist. Das trifft bei den Arabern nicht zu. Wohl aber bei den Chinesen, die denn auch ohne Zweifel zu den imperialen Völkern gehören, deren Staatskraft augenblicklich nur latent ist.

Die Völker dehnen sich aus. Warum? Aus wirtschaftlicher Not. Weil die Heimat ihnen zu eng geworden, weil sie sich dort nicht mehr

ernähren können. Ein Grund, der bereits die Kimbern und Teutonen aus der Heimat trieb. Sie aber, sie gingen zugrunde. Sie hatten keinen staatlichen Halt. So ging es auch den Deutschen, die 1848 auswanderten. Heute werden die Auswanderer von dem Heimatstaate beschützt, und der Staat sucht womöglich die Bewegung in bestimmte Kanäle zu lenken. Dieser Unterschied gegen früher ist ein wichtiges, imperiales Moment. Es wurde zuerst von Spanien, dann von England und zu allerletzt von Deutschland begriffen. Die Niederlassungen der Auswanderer entwickelten sich zu Kolonien. Diese wurden entweder sofort unter die Flagge der Heimat gestellt, wie in Amerika, Australien, Sibirien, oder sie standen zwar unter fremder Flagge, benützten aber die Macht der Heimat, um in Handel und Wandel eine starke Stellung einzunehmen, wie die Engländer in Argentinien, die Yankees in Mexiko, die Japaner in Siam — und womöglich, wie im Transvaal, wie in der europäischen Türkei zuletzt die fremde Flagge durch die heimische zu ersetzen.

Es gibt aber noch einen anderen Weg, um den Überschuß des brotbegehrenden Volkes zu ernähren. Die Industrie kann Millionen von Menschen, die kein Land besitzen und keine Aussicht auf solchen Besitz haben, durch Fabrikarbeit Brot verschaffen. Nun kann die Industrie nur gedeihen, wenn sie einen großen Markt hat. Dazu reicht das Inland nicht aus. Der große ausländische Markt muß herangezogen werden. Das Ausland ist aber durchaus nicht ohne weiteres gewillt, sich den Bestrebungen fremder Industrie zu erschließen, oder es ist schon in festen Händen anderer. Also muß es erobert werden. Zur Eroberung gehört Macht, manchmal ein Krieg, wie zu der Erschließung Chinas, wie zu der Blockierung der venezolanischen Küste; oft genügt der Hinweis auf die Waffen oder eine Flottendemonstration, um den ersehnten Handelsvertrag, um die Öffnung des Marktes zu erzwingen. Aber stets muß die wirkliche Macht im Hintergrunde sein. Nur starke Staaten können mithin erfolgreich für die Ausbreitung ihres Handels, für die befriedigende Beschäftigung ihrer Industrie sorgen. Nur ausnahmsweise gelingt es auch einem kleinen, der an große sich anschließt, wie Belgien, ausgedehnte Gebiete für das einheimische Großgewerbe zu erobern.

Neben den Ansiedelungskolonien und neben der Expansion der Industrie hat der Imperialismus noch eine dritte Möglichkeit, sich zu betätigen. Ich meine die Gründung von Plantagenkolonien. Das Deutsche Reich hat gleich dem kleinen Portugal überwiegend tropische Besitzungen, deren Wert auf den durch Farbige bearbeiteten Pflanzungen beruht. Auch die übrigen Weltstaaten, selbst Rußland im heißen Fergana und bei Samarkand, haben solche Besitzungen. Diese dienen dazu, die Rohstoffe für die Industrie zu liefern. Es ist äußerst mißlich, z. B. für Baumwolle in der Hauptsache auf ein einziges Gebiet angewiesen zu sein, nämlich auf die Südstaaten der Union. Die Herren Yankees beuten den Vorteil denn auch eifrig aus und steigern nach Willkür den Preis der Baumwolle manchmal bis aufs doppelte, so daß der Weltverbrauch an Baumwolle 5 Milliarden Mark statt $2\frac{1}{2}$ für diesen wichtigen Stapelartikel anlegen muß. Es gehört zum Wesen des Imperialismus, daß er nicht auf fremde Hilfe angewiesen ist, daß er alle seine Bedürfnisse aus eigener Kraft befriedigen kann. Die berühmte Autarkie!

Wer nun keine Kraft besitzt, der kleinere Staat, der wird im Wettbewerbe an die Wand gedrückt. Der Imperialismus ist die Tragödie der Schwachen.

Nicht anders als wie beim Trust! Auch dort wird der Kleinbetrieb getötet. Wer kann sich gegen Rockefeller und Carnegie, wer gegen einen Stahlwerkverband und das Kohlensyndikat behaupten? Die Hamburg-Amerikalinie und der Norddeutsche Lloyd nebst Woermann schlucken alle Nebenbuhler auf; der Ozeantrust Morgans beherrschte das Atlantische Meer. Ähnlich in der Wissenschaft. Ein Kartell der Akademien ist entstanden, umfassende Aufgaben gemeinsam zu lösen. Weltgeschichten, Handbücher der Technik, der Medizin, der Chemie werden von Syndikaten verfaßt. Niemand darf hoffen, gegen die überlegene Zusammenfassung des Spezialistentums, gegen den Trust der wissenschaftlichen Arbeitsteilung aufzukommen. Ein gleiches im Bankwesen. Acht Großbanken mit zusammen 2,9 Milliarden Mark beherrschen Deutschland und diktieren anleihebedürftigen Staaten, wie Peru, Siam, dem Balkan und selbst der engeren Heimat, dem stolzen Deutschen Reiche, die Bedingungen. Sie sind ein imperium in imperio.

Das ist überhaupt das merkwürdigste Phänomen der ganzen jüngsten Entwicklung: der Gegensatz zwischen dem allumfassenden, nie gesättigten, expansionsdurstigen Staate und den ebenfalls die Erde umfassenden, ebenfalls nach Allgewalt hungernden Trusts. Eine Parallelbildung, durch den Kampf gezeugt. Starker Stoß ruft starken Gegenstoß hervor. Gegen Napoleon ballt sich ein ganzer Kontinent zusammen, gegen Bismarck der Papst und das Zentrum. Der alte Nestor erzählt von dem Übermute der Avaren, wie sie in Böhmen schöne Weiber vor ihre Wagen gespannt, wie sie Mädchen und Frauen vergewaltigt hätten, und wie dann aus der erzwungenen Leidenschaft Söhne entsprossen, die, an Kraft den Vätern gleich, die Mütter an den Verführern rächten und die Avaren vertrieben. Der Staat der Gegenwart wollte, in grenzenloser Selbstsucht, alles andere außer sich erdrücken und vernichten, alle Einzelwünsche dem Moloch Staatsgedanken opfern, wollte alles allein bestimmen, ordnen, schaffen — und nun erstehen ihm, durch ihn belehrt, von seiner Kraft genährt, mit seinen eigenen Waffen ausgerüstet, die größten Gegner in seinem eigenen Hause. Der Staat befördert Industrie und Handel. Er erzwingt Handelsverträge mit dem Ausland. Wer aber hat den Nutzen davon? Die Handelsherren und die Bankmagnaten. Und sie, die er großgezogen, sie wenden sich gegen den eigenen Erzeuger und zwingen ihm ihren Willen auf. Die Kapitäne der Industrie werden Prätorianerpräfekte und usurpieren die Gewalt. Woermann befiehlt in Südwestafrika, Krupp fordert einen Druck auf Serbien, die Deutsche Bank einen solchen auf die Türkei, Großindustrielle raten zur Nachgiebigkeit gegen Nordamerika und Rußland, Stinnes und Thyssen lachen dem Staate Hohn in der Hiberniasache. Moderne Tyrannen, die sich den Teufel um Gesetz und Staat scheren. Ein Mann wie Thyssen hält es für einen „guten Witz", für eine Lächerlichkeit, ihm einen preußischen Ministerposten aufreden zu wollen. Er, der mächtiger als viele Minister ist, sollte gehorchen, wo er befehlen kann? Was aber noch gefährlicher ist, die Industrietyrannen überschreiten die Grenzen der Heimat, sie setzen sich durch eigene Gesandtschaften, ihre Finanzagenturen mit fremden Staaten in Verbindung, sie werden international. Die Deutsche Bank arbeitet zusammen mit französischem Kapital an der Bagdadbahn, mit

englischem in Peru und China. Die Bohrgesellschaft Erkelenz beutet französische Kohlenlager aus. Die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft wirkt in Rußland, an den Viktoriafällen des Sambesi, in Valparaiso und kartelliert sich mit den nordamerikanischen Betrieben. Deutsche Petroleumgesellschaften paktieren mit Rockefeller. Deutsche, französische, englische, amerikanische, österreichische, holländische Kapitalisten finanzieren russische Anleihen, manchmal geradezu gegen den Willen der heimischen Regierung. Zudem: das Kapital kann leicht den Ort, kann sein Vaterland wechseln. Einem Waldorf Astor gefällt es nicht mehr in Amerika. Gut, er nimmt seine halbe Milliarde und läßt sich in England nieder, kauft sich ein Landgut, eine Zeitung, eine Parteigruppe und wird überzeugter Engländer. Der Gewinn der Hochschutzzölle der Union kommt so zum Teile gerade den Gegnern zugute, wider die diese Zollmauer errichtet war. Ähnlich ist das Haus Rothschild von Frankfurt weggezogen. Es ist jetzt dafür in Wien, Paris, London vertreten.

Industriepolitik und Siedlungspolitik.

Die Internationalität des Kapitals ist der direkte Widerstreit des Imperialismus, der sich auf den Nationalismus gründet. Wenn man aber genauer zusieht, so entpuppt sich auch der Nationalismus als ein Feind. Der Weltstaat will herrschen, auch über andere. Die Union ist dadurch imperialistisch geworden, daß sie Rassenfremde, Kubaner und Tagalen, unterjochte, Japan dadurch, daß es Korea besetzte. Englands ganze Weltstellung ist auf Indien aufgebaut. Deutschland gebietet über Afrikaner und Papua, Chinesen und Kanaken, Frankreich über Araber, Berber, Annamiten, Madegassen; Rußland vollends über fünfzig verschiedene Rassen. Ich habe dargelegt, wie das Gefühl der überlegenen Rasse bei der Gründung des Imperialismus mitgewirkt hat. Das Gefühl muß sich äußern, der Gedanke muß in Tat umgesetzt werden. So ist die Beherrschung anderer eine wesentliche, ja eine Hauptbedingung der Weltmacht. Andererseits aber ist das Rasse-, das Volksgefühl auch bei den anderen, auch bei den Unterworfenen in der Gegenwart rege geworden. Nationalistische Bewegungen haben sich bei Arabern und Persern, bei Polen und Ruthenen, Serben und Rumänen, Nord- und Südafrikanern gezeigt. Die Farbigen wollen nicht mehr gehorchen,

noch viel weniger aber Weiße, daher der Kampf der Kleinrussen und Polen gegen die Großrussen, der Buren gegen die Briten. Ja, selbst einstige Briten, die Kanadier, die Australier, sie wollen selbständig werden. So erheben sich wiederum gegen den Imperialismus die eigenen Söhne. Die Süßigkeit des Mostes enthält schon die Gärkeime, von welchen sie unaufhaltsam zersetzt wird.

Caprivi meinte: Wir müssen entweder Menschen oder Waren exportieren. Er glaubte dadurch die Grundfrage der deutschen Zukunft erschöpft zu haben. In der Tat kann man, wenn anders bei einem Staate ein beständiger Geburtenüberschuß vorhanden ist, den Kern des Problems nicht einfacher und sinngemäßer ausdrücken. Jedoch ein Fehler haftete dem Spruche Caprivis an, ein Fehler, der alles vernichtet. Exportieren, ja! Aber wohin die Menschen exportieren? In das Ausland, wo sie uns verloren gehen, oder in Kolonien, wo sie uns erhalten bleiben? Gemäß seiner ganzen Anschauung und den Eindrücken seiner Jugend dachte Caprivi nicht an Kolonien. Er wollte ja ganz Afrika verschenken. Und auch heute denken die wenigsten an Siedlungskolonien, sondern sie fügen sich, gemäß *ihren* Anschauungen und ihren Jugendeindrücken, der Industriepolitik, gleich als ob diese etwas Unabänderliches, Schicksalbestimmtes wäre. Dabei ist eine solche Politik weit davon entfernt, Änderungen zu verhindern; sie bewirkt vielmehr solche im größten Maßstabe, nur nach anderer Richtung hin. Man erwäge folgendes!

Im heutigen Deutschen Reiche sind 26 % der Gesamtbevölkerung mit Landwirtschaft beschäftigt,[1]) dagegen 39 % mit Industrie und 12 % mit Handel und Verkehr.

Jedes Jahr ergibt einen Zuwachs unseres Volkes um durchschnittlich 800 000 Seelen. Diese werden ausnahmslos in gewerblichen und kommerziellen Betrieben untergebracht. Geht das so weiter, wie es schon seit 40 Jahren weitergegangen ist, so ist eine grundstürzende Verschiebung der Volksschichten die unausbleibliche Folge. Im Jahre 1950 würde die landwirtschaftliche Bevölkerung nur ein Fünftel der Gesamtbevölkerung ausmachen, während der von Handel und Industrie

[1]) 1850 waren es noch 65 Prozent.

lebende Hundertsatz auf zwei Drittel anschwölle. Damit wäre das Übergewicht einer neuen Gesellschaftsschicht besiegelt, wäre eine Änderung, wenn man will, ein Umsturz herbeigeführt, wie solchen nicht entfernt eine Eroberungspolitik nach sich zöge. Die Angliederung neuer Gebietsteile und das Ansetzen von Bauern daselbst würde keiner jetzt einflußreichen Klasse eine fühlbare Einbuße oder umgekehrt Steigerung an Macht bringen. Auf der anderen Seite liegt auf der Hand, daß eine Vergrößerung unseres Ackerlandes eine breitere Grundlage für die zum Himmel ragende Pyramide des Deutschen Reiches gäbe. Umgekehrt ist eine zunehmende Industrialisierung gleichbedeutend mit der Schwächung der Wehrkraft. Sicherlich, es gibt Betriebe, in denen die Klugheit, Kraft und Geistesgegenwart der Söhne des Volkes gesteigert werden kann; so in einem Eisenhammer, in einer Zementfabrik, in einem Drahtwalzwerk. Die meisten Fabrikbetriebe sind jedoch der Gesundheit schädlich. Außerdem ist doch unleugbar der Industrialismus der Vater der Massenanhäufungen in den Weltstädten. Nun sind von den Rekruten Berlins beinahe nur halb so viele militärtauglich, wie in einem pommerschen Kreise. Die Schwächung der Volkskraft durch das Großstadtleben hat aber erst gestern begonnen; wie wird es morgen damit aussehen? Der Verfall der Rasse wird erst nach mehren Geschlechtern völlig offenbar.

Eines ist schon jetzt deutlich geworden, die beständige Abnahme der Geburten. Früher waren es 42 auf tausend, das war noch im Jahre 1875, also vor knapp einem Menschenalter; jetzt sind es nur noch 29 auf tausend. Besonders empfindlich ist der Rückgang in den Großstädten. Da nun aber das Zeitalter zu immer größerer Häufung von Menschenmassen in den Großstädten neigt, so wird die Gesamtziffer in der Folge noch rascher sinken. Nicht die Kleinstadt, auch noch nicht die mittlere Stadt, um so sicherer aber ist die Großstadt ein Feuerofen, in dem die Volkskraft verdunstet. Der Zahl und dem inneren Werte nach gehen die Geburten zurück. Das Anschwellen der Gesamtbevölkerung geschieht ja ganz überwiegend durch Zuwanderung vom Lande. Wohin das noch bei uns führen werde, zeigt Frankreich und England. In und bei London sind bald sieben Millionen Menschen vereinigt, ein im Grunde heimatloser, zwischen Himmel und Erde schwebender Schwarm,

halb Industriesklave, halb Parasit, in jedem Falle von der Feldarbeit anderer lebend. Nur zwölf Prozent der britischen Gesamtbevölkerung ernähren sich noch von der Landwirtschaft. In der Tat verteidigt auch Großbritannien seine Weltstellung keineswegs durch ein Volksheer, das hierzu auch kaum noch imstande sein würde, sondern durch Söldner. Der Versuch mit Milizen und einer Territorialarmee ist so gut wie gescheitert. So wird durch die Stadtsucht und Landflucht der Gegenwart ein Volk zermürbt; das ist schlimmer als zehn verlorene Kriege. Was hilft schließlich ein noch so langer und so intensiver Friede, wenn schließlich der ganze Staat draufgeht? Durch Kriege, und wären sie auch so verheerend gewesen wie der Dreißigjährige, ist noch nie ein Volk von der Höhe gestürzt worden, wohl aber, und zwar mit tötlicher Sicherheit, durch allzu langen, erschlaffenden Frieden. Daß nämlich der Dreißigjährige Krieg keineswegs Deutschland zum Abgrund geführt habe, hat vor einigen Jahren Höniger ausgeführt. Das geht ja schon daraus hervor, daß gerade an das Ende dieser Epoche der Aufschwung Preußens und damit die Geburt Neudeutschlands anknüpft.

Von den Gefahren des Industrialismus und der Großstädte ist jede Weltmacht bedroht. Das britische, das russische und das Yankeereich, wie auch neuerdings, durch die Erwerbung Nordafrikas, Frankreich und durch die Möglichkeiten in Korea und der Mandschurei Japan, diese Mächte schützen sich vor den Gefahren einigermaßen, indem sie beständig Neuland für Siedler gewinnen und so die Basis ihres Volkstums vergrößern. Im schlimmsten Falle würde in Kanada und Australien der Angelsachse fortdauern, wenn er im Mutterlande verdürbe. Schon Macaulay hat ja die Vision gehabt, daß einst ein Neuseeländer auf den Trümmern von St. Paul sitze. Uns fehlt ein solches Gegengewicht. Wenn einmal die Mehrheit des mitteleuropäischen Deutschtums zerrieben ist, was dann?

Bei den Balkan- und Marokkowirren der Gegenwart, bei der Gesamterschütterung des Orients, die wir heute von Peking bis zum Busen von Guinea verfolgen können, wird eine Neuverteilung der Welt vorbereitet. Sollen wir wieder leer ausgehen? Sollen neuerdings die anderen wachsen, während wir stillestehen? Wir bekommen einen

Fetzen in Mosambik und einen Fetzen in Angola, ihn wirtschaftlich auszubeuten, aber keinen Ackerboden.

Welches Land besonders wünschenwert sei, dies klipp und klar zu sagen, wäre nicht empfehlenswert. Es kommt gar nicht auf ein besonderes Land an, als vielmehr auf die Vergrößerung des Reichsbodens überhaupt. Welches Gebiet am tauglichsten, darüber muß der Staatsmann gegebenen Orts und gegebener Zeit befinden, und muß — das ist der wesentliche Punkt — geräuschlos das Seine tun, um den Erwerb eines solchen Gebietes zu befördern. Gegner haben geglaubt, die Überpatrioten bissen sich auf Marokko fest. Mit nichten! Das Scherifenreich ist zwar nicht nur einer Messe, sondern auch eines Krieges wert. Wenn es nicht eine so ungeheure Fruchtbarkeit entwickelte, wenn es nicht kostbare Mineralschätze börge, wenn es nicht strategisch die vorteilhafteste Lage der Welt hätte, würden dann die Franzosen va banque gespielt haben, um ein solches Reich zu erhalten? Nein! Was den Zorn der Vaterlandsfreunde erregte, war die schwächliche Haltung des Auswärtigen Amtes. Ob wegen eines Knopfes, ob wegen einer ganzen Hose oder ganzen Ausstattung, ob wegen Haus und Hof: Schwäche muß immer aufs heftigste gegeißelt werden, ist immer verdammenswert und bringt immer Schaden. Im übrigen kann jetzt unumwunden zugestanden werden, daß es gerade für uns Deutsche Gebiete gibt, die noch wünschenswerter sind, die noch mehr locken als Marokko, nämlich Gebiete im Südosten. Der beste Erwerb, den man auf der Welt haben kann, ist doch immer einer in der Nachbarschaft. Daß überseeische Kolonien leicht unabhängig werden, dafür sind die lateinischen Staaten und die Union Amerikas ein weithin leuchtendes Beispiel. Mehr als zweifelhaft ist denn auch, ob wir ein Deutsch-Brasilien — die Zeit dafür ist seit 1888 unwiderruflich vorbei — dauernd an das Heimatreich hätte knüpfen können. Nicht minder kann ein sehr fernes Vorwerk leichter vom Feinde besetzt werden, wie denn Südafrika den Holländern abgejagt wurde, und wie Neuenburg (Neuchatel) für Preußen in Verlust geriet. Das beste und schönste ist es immer, den eigenen Siedlungsboden zu erweitern. Es muß das nicht in unmittelbarer Nachbarschaft geschehen, das beweist Siebenbürgen und das Banat, wo sich, durch Slaven und Magyaren von den Volksgenossen getrennt, seit

Jahrhunderten Deutsche, des Zusammenhanges mit heimischer Kultur bewußte Siedler, behauptet haben; das beweisen die Kutzowalachen, die ebenfalls territorial von ihren Stammmesverwandten, den Rumänen, getrennt sind, ohne deshalb die Fühlung zu verlieren. Das beweisen endlich die Türken, die quer durch Südrußland, den Kaukasus und Persien hindurch mit ihren stammesfremden Volksgenossen in Turkestan beständige Verbindung pflegten. Aber das Wesentliche ist: der Landzusammenhang. Trennung durch den Ozean ist gefährlich. Australien kann den Japanern, Kanada den Yankees in die Hände fallen; die Schwierigkeiten für überseeische Operationen und Invasionen steigern sich mit der Größe des Objektes; ein ernstlich angegriffenes Kanada könnte England durch eine maritime Bedrohung der Vereinigten Staaten nicht halten. Zu Lande dagegen kann Hilfe leichter und wirksamer gebracht werden.

Es genügt, auf derartige Möglichkeiten hingewiesen zu haben. Es kommt nicht darauf an, hier bestimmte Hinweise zu geben, obwohl das keineswegs schwer wäre, sondern es handelt sich darum, in der öffentlichen Meinung bei uns endlich einmal wieder die Überzeugung zu erwecken: Das Vaterland muß größer sein!

Druck von Ehrhardt Karras G. m. b. H. in Halle (Saale).